This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

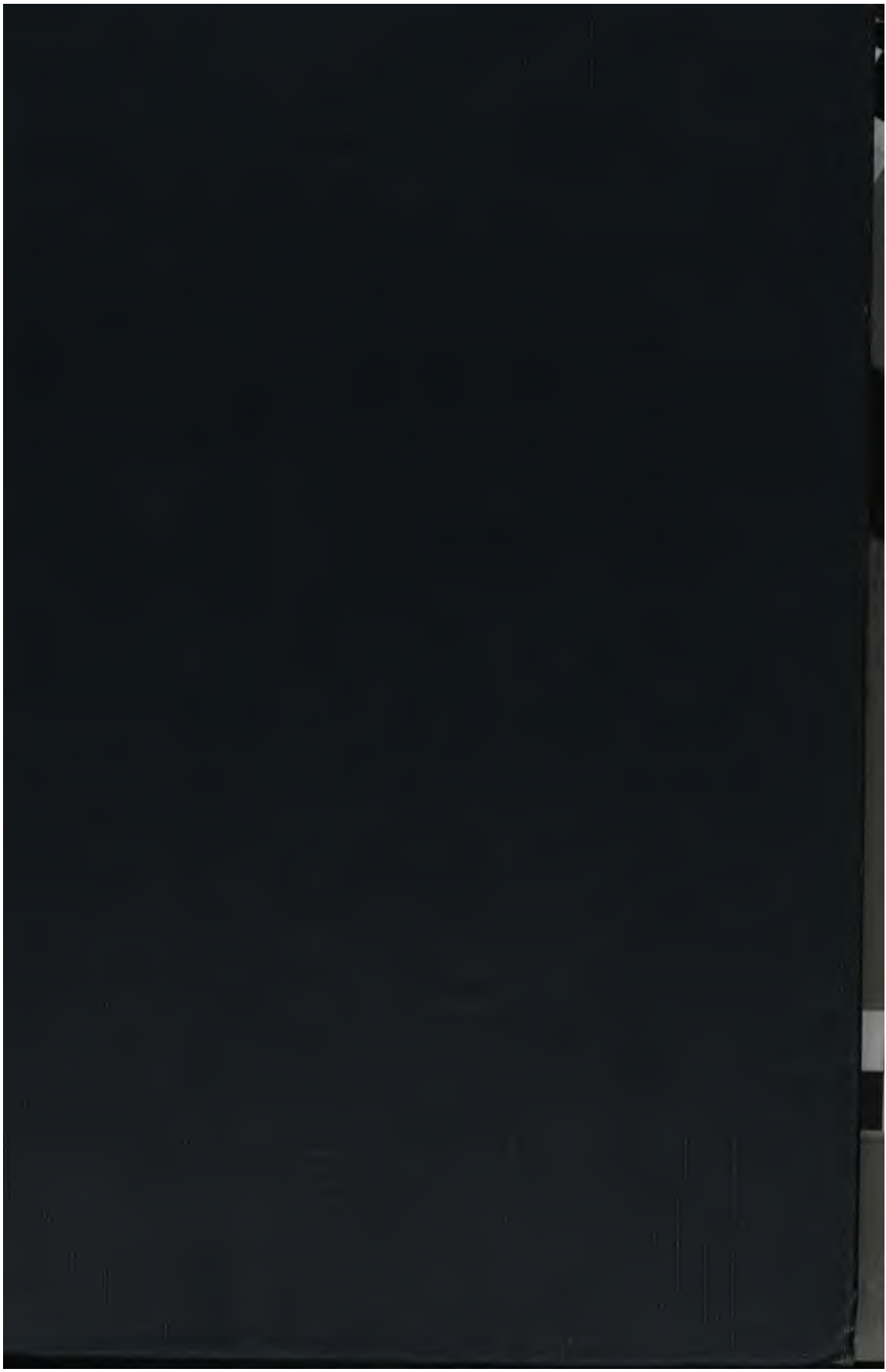
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Thystoria Waltarii

Tercia pars orbis fratres europa uocatur.
Moribus ac linguis uarias et nomine gentes.
Distinguens cultu. tum religione sequestrans.
Inter quas gens pannonie residere probatur.
Quam tamen et hunos plerumque uocare solemus.
Hic populus fortis uirtute uigebat et armis.
Non circumpositas solum dominans regiones.
Litoris oceani sed pertransiuerat oras.
Federa supplicibus donans sternensque rebelles.
Vltra millenos fertur dominarier annos.
Attila rex quodam tulit illud tempore regnum.
Impiger antiquos sibimet renouare triumphos.
Qui sua castra mouens. mandauit uisere francos.
Quorum rex gibicho solio pollebat in alto.
Ille recens orta gaudens quam postea narro.
Hamque marem genuit quam cuntharium uocitatum.
Fama uolans pauidi regis transumberat aures.
Dicens hostile cuneum transire per histrum.
Vincentem numero stellas atque amnis arenas.
Qui non confidens armis et robore plebis.
Concilium cogit quae sint facienda requirit.
Consensere omnes fedus debere precari.
Et dextras si forte darent coniungere dextris.
Obsidibusque datis censum persoluere iussum.
Hoc melius fore. quam uitam simul ac regionem.
Perdiderint. natosque suos partumque maritas.
Nobilis hoc hagano fuerat sub tempore tyro.
Indolis egregie ueniens de germine troie.
Hunc quia cunthariis nondum peruenit ad euum.
Vt sine matre queat uitam retinere tenellam.

Erste Seite der Karlsruher Waltharius-Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Aus Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Das Waltharilied

******

Ein Heldensang
aus dem zehnten Jahrhundert

im Versmasse der Urschrift übersetzt und erläutert

von

Hermann Althof.

Grössere Ausgabe mit authentischen Abbildungen.

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1902.

275437

Vorwort.

Im Jahre 1780, zu derselben Zeit, als der Schweizer Ch. H. Myller die erste vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes vorbereitete, wurde eine andere Perle nationaler Heldendichtung dem Dunkel langer Vergessenheit entrissen, gleich jenem Sange von Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache anfangs wenig gewürdigt, weil wenig verstanden: Ekkehards I. lateinisches Gedicht von Walther und Hildegunde.

Mit der steigenden Wertschätzung der mittelalterlichen Poesie überhaupt und dem fortschreitenden Verständnisse des schwierigen Waltharius-textes hatte sich jedoch dieses Lied einer zunehmenden Teilnahme zu erfreuen, und deutsche Dichter, deren Namen unter den besten genannt werden, Gustav Schwab, Victor von Scheffel und Karl Simrock, haben es nicht verschmäht, ihre Muse in den Dienst des mittelalterlichen Klosterschülers zu stellen, indem sie das Gedicht seines lateinischen Gewandes und der „Virgilianischen Flitter" entkleideten und in gereimten deutschen Übersetzungen weiteren Kreisen zugänglich machten.

So verdienstlich diese Übertragungen aber auch sind, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß der Reim und die von Schwab und Simrock, sowie auch von August Geyder und Franz Linnig gewählte Nibelungenstrophe den Bearbeitern manchen Zwang auferlegten und die Genauigkeit der Wiedergabe beeinträchtigen mußten; abgesehen davon, daß die genannten Dichter vieles willkürlich verändert, manches nicht unerheblich gekürzt (besonders Scheffel)*) und manches erweitert

*) Kögel rühmt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur an der Scheffelschen Übertragung, daß in ihr mancher störende Virgilianische Auswuchs

haben (Linnig), so daß jeder von ihnen mehr eine Umdichtung als eine Übersetzung bietet.*) Wenn aber das Waltharilied, in deutsches Gewand gekleidet, eine Stätte in unserer Litteratur finden soll, so ist es wünschenswert, daß nicht lediglich der poetische Inhalt der Dichtung im allgemeinen zum Ausdruck komme, sondern daß überhaupt möglichst die Gestalt gewahrt bleibe, welche der Dichter des zehnten Jahrhunderts seinem Werke zu verleihen für gut befunden hat. Die geeignete Form für eine Übersetzung des Waltharius kann daher meines Erachtens, wie spröde sich auch die Muttersprache dem heroischen Verse der Alten gegenüber verhalten mag, nur die hexametrische sein.**) Eine solche hat (nach dem ersten unvollkommenen Versuche von G. Klemm im

---

weggeschnitten sei. Ein solches Verfahren beraubt aber das Werk Ekkehards des Stempels der Sphäre und der Kulturperiode, in welcher es entstanden, und ist überdies sehr bedenklich, denn die neuere Forschung hat erwiesen, daß der Waltharius nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich mit Entlehnungen aus lateinischen Vorbildern derartig durchsetzt ist, daß wir nicht abbröckeln können, ohne das ganze kunstvolle Gebäude des Dichters zu gefährden. Auch W. Golther sagt in der Deutschen Litteraturzeitung, 1902, Nr. 22: „Je mehr die Erkenntnis durchdringt, daß das Lied in Form und Inhalt Ekkehards Eigentum ist, desto mehr muß auch die Übersetzung der Vorlage folgen".

Über Linnigs Umdichtung vergl. meine Besprechung in der Zeitschr. f. dtsche. Philol. 33, 542 fg.

*) Eine Übertragung der Dichtung in allitterierenden Versen verfaßte P. von Winterfeld, Innsbruck 1897. Nach meiner Meinung ist aber Ekkehards Werk der ganzen Darstellungsweise nach nicht recht geeignet, in die alte nationale epische Form umgegossen zu werden.

**) Ich bemerke, daß ich mich nicht bemüht habe, in meinen Sechsfüßlern den bei den neueren deutschen Dichtern im allgemeinen verpönten sog. Hiatus zu vermeiden. Meines Erachtens sind nämlich die betreffenden Regeln der antiken Verslehre für uns nicht maßgebend, denn bei den altdeutschen Dichtern gilt das Zusammentreffen aus- und anlautender Vokale an sich durchaus nicht als fehlerhaft. Wo sich in solchen Fällen Elisionen und Zusammenziehungen finden, handelt es sich meist darum, zweisilbige Senkungen zu vermeiden, deren Erhaltung im Hexameter oft gerade wünschenswert ist. Jedenfalls aber führt das ängstliche Ausweichen vor dem Hiatus, z. B. bei Voß und Goethe, nicht selten zu unleidlichen sprachlichen Verstümmelungen, die wir vermeiden, wenn wir, frei von selbstquälerischem Zwange, auf den natürlichen Wegen unserer Muttersprache wandeln.

Die Einteilung des Epos in zwölf Abenteuer, die Überschriften und die Denksprüche aus mittelalterlichen Dichtungen stammen vom Übersetzer.

Jahre 1827) San Marte (A. Schulz) im Jahre 1853 geliefert.*) Allein wenn dieses Buch des jüngst verstorbenen verdienten Forschers wegen der beigegebenen Erläuterungen auch heute noch wertvoll ist, so genügt doch die Übersetzung einesteils zu wenig den Ansprüchen, die in formaler Beziehung an dieselbe zu stellen sind, und anderenteils ist sie inhaltlich in vieler Beziehung veraltet. Eine neue, dem Originale möglichst genau angepaßte und den jetzigen Stand der Forschung berücksichtigende Übertragung blieb daher noch immer wünschenswert, und nur weil eine derartige Arbeit bisher von einem Berufeneren nicht geboten ist, habe ich eine solche in Angriff genommen, die sich von den früheren Übersetzungen in Bezug auf die Auffassung der Urschrift nicht unwesentlich unterscheidet. Meine abweichenden Ansichten über die Dichtung habe ich teils bereits in verschiedenen Abhandlungen begründet, teils werde ich dieselben in dem von mir vorbereiteten zweiten Teile der Ausgabe des lateinischen Textes,**) der ausführliche sprachliche und sachliche Erläuterungen enthalten wird, näher darlegen.

Wenn ich nach jahrelanger liebevoller Beschäftigung mit der herrlichen Dichtung mein Buch der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht dies mit dem Wunsche, daß es besonders bei der heranwachsenden Jugend unseres Volkes die Liebe zur vaterländischen Sage und Dichtung wecken und stärken möge. Diesem Zwecke zu dienen, ist Ekkehards Werk in seltenem Maße geeignet, denn „es ist nicht zu viel gesagt: von den Dichtungen unseres Altertums, die mittelhochdeutschen eingeschlossen, ist der Waltharius die einzige, die heute noch wirklich populär ist. Tausende erfreuen sich daran, denen selbst Werke wie das Nibelungenlied kein aufrichtiges Interesse abgewinnen können. — Nur das Klassische überdauert die Zeit. Nur die Gebundenheit an die ewigen Gesetze des Kunstschönen giebt einem Werke die Kraft, allen Wandlungen des Geschmackes zu trotzen. Diesen unabänderlichen Gesetzen, deren Übertretung immer den Verfall und den Untergang nach sich zieht, ist auch der

*) Ein Teil der Dichtung, in Hexametern übersetzt, findet sich bei Böttticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. I. 2. Aufl. 1891, S. 10 fg.

**) Waltharii Poesis, das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert. 1. Teil. Leipzig 1899.

Hystoria Waltarii

Tercia pars orbis fratres europa uocatur.
Moribus ac linguis uarias & nomine gentes.
Distinguens cultu. tum relligione sequestrans.
Inter quas gens pannonie residere probatur.
Quam tamen & hunos plerumque uocare solemus.
Hic populus fortis uirtute uigebat & armis.
Non circum positas solum dominans regiones.
Litoris oceani sed pertransiuerat oras.
Federa supplicibus donans sternensque rebelles.
Vltra millenos fertur dominarier annos.
Attila rex quodam tulit illud tempore regnum.
Impiger antiquos sibimet renouare triumphos.
Qui sua castra mouens. mandauit uisere francos.
Quorum rex gibicho solio pollebat in alto.
Ple recens orta gaudens quam postea narro.
Hamque marem genuit quam cuntharium uocitum.
Fama uolans pauidi regis transumberat aures.
Dicens hostile cuneum transire per histrum.
Vincentem numero stellas atque amnis arenas.
Qui non confidens armis et robore plebis.
Concilium cogit quae sint facienda requirit.
Consensere omnes fedus debere precari.
Et dextras si forte darent coniungere dextris.
Obsidibusque datis censum persoluere iussum.
Hoc melius fore. quam uitam simul ac regionem.
Perdiderint. natosque suos partemque maritas.
Nobilis hoc hagano fuerat sub tempore tyro.
Indolis egregie ueniens de germine troie.
Hunc quia cunthariis nondum peruenit ad euum.
Vt sine matre queat uitam retinere tenellam.

Erste Seite der Karlsruher Waltharius-Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Aus Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Das Waltharilied

******

Ein Heldensang aus dem zehnten Jahrhundert

im Versmasse der Urschrift übersetzt und erläutert

von

Hermann Althof.

Grössere Ausgabe mit authentischen Abbildungen.

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1902.

Die deutsche Volkspoesie und die Geistlichkeit im frühen Mittelalter.

In grauer Vorzeit schon tönt bei den Germanen das epische Lied, die einzige Art geschichtlicher Überlieferung bei jugendlichen thatkräftigen Völkern, und kündet von den gewaltigen Kämpfen der hohen Götter, sowie von den Ruhmesthaten gottentsprossener Helden und edler Volksführer, wenn die kampffrohen Recken sich rüsten, im Schlachtenwetter den kühnen Geist der Ahnen zu bewähren, und wenn sie, zum Mahle in festlicher Halle vereint, beim Saitenklang die schäumenden Becher leeren.

Doch die alten Lieder, in denen nach Tacitus' Zeugnisse unsere heidnischen Vorfahren den erdgeborenen Tuisto und seine Nachkommen als die Stammväter ihres Volkes feierten, in denen sie, in die Schlacht ziehend, Herkules (Donar), das Vorbild aller Helden, priesen, sie sind verklungen und vergessen, und auch von den epischen Dichtungen, welche die Thaten Armins des Befreiers von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, ist nichts auf die späten Enkel vererbt worden, so daß es den Geschichtsschreibern eines fremden, feindlichen Volkes vorbehalten blieb, die Kunde jener preiswerten Thaten für die Nachwelt zu bewahren. Verschollen sind ferner die alten Lieder des langobardischen Stammes, welche dem Paulus Diaconus als Quelle dienten, und die Gesänge, in denen noch im 6. Jahrhundert zur Zeit des Geschichtsschreibers Jordanis die Gothen die Wanderungen der Väter aus dem skandinavischen Norden bis nach dem fernen Scythenlande am Pontus Euxinus unter den königlichen Führern Berig und Filimer, sowie die Thaten anderer Helden der Vergangenheit den Nachkommen verkündeten.

Fragen wir uns, wie es kam, daß dem Gedächtnisse des deutschen Volkes die leuchtenden Gestalten der Vorzeit, die Heldenthaten der Ahnen

entschwinden konnten, so müssen wir vor allem der gewaltigen, im einzelnen uns unbekannten Bewegungen gedenken, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die germanische Welt erregten, kriegerischer Ereignisse, die alte, mächtige Völkerschaften zurückdrängten, andere, bisher wenig bedeutende Namen in den Vordergrund treten ließen und die Bildung neuer Völkervereine herbeiführten. Diese neuen Stämme sind die Träger der germanischen Geschichte in der neuen Periode, der Wanderzeit, dem Heldenalter unseres Volkes. Im Vollgefühle jugendlicher Kraft und Frische, in dem Bewußtsein, daß dem Starken, Mutigen die Welt gehöre, ergießen sich, dem deutschen Drange in die weite Ferne folgend, Germanenscharen unter kampferprobten Führern in die Länder des alternden römischen Weltreiches. Der stolze Thron der Cäsaren sinkt in den Staub; erobernde Ostgoten und Langobarden gebieten in den klassischen Gefilden Italiens, sieghafte Westgoten, Vandalen, Burgunden, Franken und Angelsachsen schalten in den Provinzen, die vordem dem Machtgebote römischer Imperatoren sich gebeugt hatten. Überall flattern die siegreichen Banner des jugendlichen Germanenvolkes, das nunmehr der Geschichte des Abendlandes ihre Gestalt verleihen sollte.

Was Wunder, wenn so unerhörte Ereignisse sich unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägten, wenn fortan der Mund der deutschen Sänger nicht müde wurde, von Kampf und Not und Sieg der „lobebären" königlichen Recken zu singen, die ihren Volksgenossen in der Heldenzeit vorangeleuchtet hatten? Was Wunder, wenn die Erinnerungen an die frühere Zeit mehr und mehr verblaßten und die uralten Sagenelemente, welche sich in die neue Zeit hinüberretteten, nur in Anschmiegung an die neuen Mittelpunkte der Volkssage und durch innige Verschmelzung mit denselben fortzudauern vermochten?

Wenn aber der waffengewaltige Sohn des Nordens auch stolz herabsah auf den besiegten Romanen: in mehr als einer Beziehung mußte er sich ihm unterlegen fühlen. Der Bürger des verfallenden morschen Römerreiches war Träger einer alten Kultur, ihn zierte feine Sitte, wissenschaftliche und künstlerische Bildung, er war ein Gefolgsmann des herzenbezwingenden Gottessohnes; der Germane zwar voll jugendlicher Kraft, von tiefem Gemüte und ernster Sittlichkeit, aber an Bildung und Glauben noch ein Barbar. Und wenn das Germanentum seine geschichtliche Aufgabe, das alternde Abendland zu verjüngen und dem Geiste kommender Jahrhunderte seinen Stempel aufzuprägen, er-

füllen wollte, so mußte es bei den Besiegten in die Lehre gehen, empfänglichen Sinnes die Errungenschaften einer tausendjährigen Bildung und gläubigen Herzens die welterobernde Christuslehre in sich aufnehmen. Dieses Bedürfnis richtig erkannt und ein neues, mächtiges Weltreich auf römisch-christlich-germanischer Grundlage geschaffen zu haben, ist das weltgeschichtliche Verdienst Karls des Großen, der gewaltigsten Persönlichkeit, welche die germanische Welt in dem ersten Jahrtausend ihrer Geschichte hervorgebracht hat, gleich groß als Eroberer und Staatsmann wie als Förderer der religiösen und weltlichen Bildung seines Volkes. „Er begann, wie der gelehrte Abt Walahfried Strabo († 849) sagt, mit allem Eifer, sein ihm von Gott anvertrautes weites, neblichtes und so zu sagen finsteres Reich durch eine neue Bestrahlung mit Wissen jeder Art, wie sie in diesem Lande der Barbarei vordem teilweise noch ganz unbekannt war, zu erleuchten." Die Fackelträger dieser neuen Kultur aber konnten natürlich nur die Geistlichen sein, die Heger und Pfleger der alten Bildung, welche allein hinter den Mauern der Kirchen und Klöster in den wilden Stürmen kriegerischer Zeiten eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. So ist Karl denn „darauf bedacht, eifrig nach weisen Männern zu suchen und sie in seine Obhut zu nehmen, damit sie mit voller Lust ihren Studien obliegen" und seine Gehilfen bei dem großen Werke der Erziehung seines Volkes sein können. Aus allen Teilen seines Reiches zieht er die hervorragendsten Vertreter geistlicher Bildung an seinen Hof; so entbietet er aus dem fernen Italien den gelehrten Petrus von Pisa und den Langobarden Paulus Diaconus zu sich und aus dem verwandten Angelsachsenstamme den gelehrtesten Mann jener Zeit, den Praeceptor Germaniae Alkuin, Gründer der Klosterschule zu Tours, nach deren Muster im Frankenlande als Ausgangsstätten neuer Bildung und Gesittung zahlreiche Schulen an Stiftern und Klöstern gegründet wurden, deren Vorsteher in Tours ihre Ausbildung erhielten.

Unter der Fürsorge, die Karl und seine Nachfolger, besonders die sächsischen und fränkischen Kaiser, der Kirche, die zugleich eine kräftige Stütze des Thrones war, angedeihen lassen, entfalten jene Bildungsstätten mehr und mehr eine segensreiche Thätigkeit, und St. Gallen, Reichenau, Konstanz, Tegernsee, Freising, Tull, Straßburg, Weißenburg, Trier, Prüm, Mainz im Süden und Lüttich, Utrecht, Köln, Fulda, Hersfeld, Merseburg, Paderborn, Corvei, Hildesheim, Bremen im Norden haben

sich mit vielen anderen um unser Volk in mehr als einer Beziehung unvergängliche Verdienste erworben.

Was von den Geistesschätzen des Altertums in die neue Zeit herüber gerettet ist, wird dort sorgfältig aufbewahrt, eifrig studiert, erläutert und übersetzt, mit fleißiger Hand vervielfältigt, mit den Nachbarn ausgetauscht und den Nachfolgern vererbt. Dieselben Hände, welche die weißen Pergamente mit zierlichen Schriftzeichen und bunten Miniaturbildern füllen, wissen auch kunstvolle Risse für Kirchen, Klöster und weltliche Bauten zu entwerfen. Zu den Füßen der Benedictusjünger sitzt lauschend die lernbegierige Jugend, einst die Säulen der Kirche oder des Staates, ihrer kundigen Pflege vertraut sich der Verwundete und Kranke an, auf ihre Gastfreiheit ist der fremde Wandersmann angewiesen, durch ihre Milde fristet die Armut das Leben, ihr geistlicher Zuspruch richtet die Bekümmerten auf, ihre kluge Belehrung weist den Ratlosen Mittel und Wege. Doch nicht auf die engen Klostermauern ist die Thätigkeit der strebsamen Ordensleute beschränkt; mit Axt und Schaufel ziehen sie aus, den dichten Urwald auszuroden und urbar zu machen, die Sümpfe auszutrocknen, das Ödland zu bewässern. In künstlich angelegten Teichen züchten sie schmackhafte Fische, und ihre sauberen Klostergärten, in denen goldne Reben, köstliche Obstsorten, fremde Gemüse und würzige Kräuter gedeihen, sind Musterwirtschaften für die Landleute der weiten Umgebung.

Von dem mächtigen Einflusse, welchen die christliche Kirche in so vieler Beziehung auf das deutsche Volksleben gewann, konnte naturgemäß auch die nationale Dichtung nicht unberührt bleiben. Die einem fremden Volke entstammten oder doch durch fremde Einflüsse gebildeten Verkünder der neuen, fremden Religion fühlten sich durch Form und Inhalt der Volkspoesie abgestoßen. Der in grammatischer und logischer Hinsicht so fein ausgebildeten lateinischen Schriftsprache, der Sprache der Kirche und des Staates, gegenüber erschien die noch ungelenke, urwüchsige deutsche Mundart des Volkes als grob und bäurisch, im Vergleich zu den wohlgefügten, regelmäßigen Metren der klassischen Dichterwerke die allitterierende Langzeile des deutschen Epos rauh und barbarisch. Höchst bedenklich für das Seelenheil der Neubekehrten erschien aber den frommen Vätern der Inhalt dieser Heldengedichte, die, im Heidentume wurzelnd,*)

*) ... quia haec de paganorum consuetudine remanserunt. *Lex Caroli et Ludovici.*

die Sitten und religiösen Anschauungen jener Zeit vielfach wiederspiegelten, und wie die Kirche die Feier der alten Götterfeste, die Andacht an Quellen und Bäumen, das Verbrennen der Toten und die Opfer auf ihren Gräbern, das Beschwören, Wahrsagen und Losen, den Genuß von Pferdefleisch und hundert andere aus der Heidenzeit stammende Dinge verbot, um einen Rückfall in den alten Glauben zu verhindern, so suchte sie auch die alten epischen und lyrischen Lieder dem Volke zu verleiden und untersagte nach dem Vorgange des heiligen Bonifacius wiederholt, jene fabulas inanes und cantica turpia et luxuriosa in der Nähe der Kirchen und auf den Gassen, ja selbst in den Häusern abzusingen und sie aufzuschreiben. In der wohlgemeinten Absicht, den anstößigen Volksgesang zu verdrängen, wurden dann Dichtungen christlichen Inhalts verfaßt; so gießt zur Zeit Ludwigs des Frommen der Dichter des Heliand, der altsächsischen Evangelienharmonie, einen neuen, christlichen, volkstümlich behandelten Stoff in die alte, heidnische Form der Allitterationspoesie, und wenig später verfaßt der Mönch Otfried von Weißenburg, um zugleich mit dem alten Inhalte auch die alte Form zu verdrängen, seinen Christ, das althochdeutsche Evangelienbuch, in neuen, kurzen Reimversen.

Doch nicht alle standen vorurteilsvoll und mißtrauisch der Volksdichtung gegenüber: Karl der Große selbst, der eifrige Heidenbekehrer und Förderer der römischen Bildung, war in Sprache, Tracht, Sitte und Anschauung ein echt deutscher Fürst, und wie er in richtiger Erkenntnis, daß die Grundlage seines Weltreiches das Germanentum sein und bleiben mußte, die alten Volksrechte, in denen sich die Eigenart der einzelnen deutschen Stämme ausprägte, aufschreiben ließ, wie er den Monaten und Winden statt der bisher üblichen lateinischen deutsche Namen gab, wie er deutsch zu predigen befahl, ja mit einer Grammatik der vaterländischen Sprache den Anfang machte, so hat er auch der heimischen Poesie eine liebevolle Fürsorge angedeihen lassen. „Er ließ, meldet sein Biograph Einhard, die uralten barbarischen (deutschen) Gesänge, in denen die Thaten und Kriege alter Könige besungen wurden, aufschreiben und überlieferte sie der Nachwelt",*) und wir können annehmen, daß zum Teil wenigstens die Vorträge, denen er während der

*) Vergl. Das Leben Karls d. Gr., übersetzt und erläutert von Herm. Althof. Halle 1893. Kap. 29.

Mahlzeit zuzuhören pflegte, in dem von alters her beliebten Absingen solcher vaterländischer Epen bestanden.

Ungleich seinem großen Vater verachtete der bigotte Ludwig der Fromme, wie uns Thegan Kap. 19 seiner Lebensbeschreibung erzählt, die heidnischen Lieder,*) welche er in der Jugend gelernt hatte, und wollte sie weder lesen noch hören noch vortragen. Aber wenn er auch aus beschränktem Glaubenseifer den deutschen Heldensang aus seinem Palaste verbannte und die Sammlung seines Vaters, wie man annimmt, der Vernichtung preis gab: es waren doch unter den Klosterleuten, die ja allein als Schreibkundige die alten Dichtungen aufzeichnen und somit der Vergessenheit entreißen oder doch vor Veränderung in Bezug auf Inhalt und Form bewahren konnten, manche, denen unter der Mönchskutte ein dem Volksleben nicht ganz entfremdetes, für deutsche Poesie empfängliches Herz schlug. So wurden denn an verschiedenen Orten die Volksepen niedergeschrieben, ja, als Lehrmittel in den Klosterschulen benutzt, z. B. in Reichenau, wo im Jahre 821 ein Band deutscher Gedichte sich befand und im Jahre 842 zwölf dergleichen für den Unterricht in der vaterländischen Sprache erwähnt werden, und durch die Chronik Flodoards von Rheims wird ausdrücklich bezeugt, daß es am Ende des 10. Jahrhunderts libri teutonici gab, in denen die Geschichte von Ermanrich und seinem ungetreuen Rate Sibich zu lesen war. Und wir, die wir den Verlust dieser Schätze herzlich beklagen, besitzen noch heute aus jener Zeit ein einziges und uns daher um so kostbareres Denkmal, das Bruchstück des Hildebrandsliedes, welches zwei Mönche des Klosters Fulda auf die erste und die letzte freigelassene Seite eines lateinischen theologischen Buches aufgezeichnet haben und jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Kassel aufbewahrt wird.

Was die Geistlichkeit seit dem 8. Jahrhundert selbständig in deutscher Sprache an litterarischen Denkmälern in ungebundener und gebundener Rede verfaßte, trägt fast ausschließlich einen kirchlichen Charakter. Daß sie während der Karolingerzeit selbst am deutschen Volksgesange mitgearbeitet, ist nicht anzunehmen; die Pflege desselben blieb vielmehr dem eigentlichen Volke und seinen fahrenden Sängern überlassen. Gleichwohl hat es sich der Klerus damals nicht nehmen lassen, die vaterländische Geschichte in der Dichtung zu verherrlichen, aber in lateinischer Sprache nach dem Muster der Alten, besonders nach dem Vorbilde

*) Carmina gentilia, was auch Volkslieder bedeuten kann.

Virgils, der während des ganzen Mittelalters sich von den römischen Dichtern des meisten Ansehens und der größten Beliebtheit erfreute. Wir besitzen dergleichen poetische Erzeugnisse noch aus der Karolingerzeit.*) So hat, um nur die bedeutendsten und umfangreichsten zu nennen, Alkuin in einer längeren Dichtung die älteste Geschichte seines Volkes und die Schicksale seiner Heimat York besungen, Angilbert, Karls des Großen Schwiegersohn, im Hofkreise Homer genannt, die Thaten seines Eidams in einem Epos verherrlicht, von dem uns das dritte Buch ganz oder doch zum größeren Teile erhalten zu sein scheint,**) Ermoldus Nigellus ein Lobgedicht auf Ludwig den Frommen in drei Büchern verfaßt,***) zu Ende des 9. Jahrhunderts ein unberufener sächsischer Dichter sich bewogen gefühlt, Einhards Jahrbücher und dessen Leben Karls in lateinische Verse umzugießen, und im Jahre 968 Hrotsvith ein uns leider nur etwa zur Hälfte erhaltenes Heldengedicht zum Preise Ottos des Großen verfaßt.†)

Während die vornehmen Dichter der Karolingerzeit und auch die gelehrte Nonne von Gandersheim der deutschen Volkssage und Volkspoesie noch fremd und abweisend gegenüberstehen, erwacht im 10. Jahrhundert, als „die Klöster und Schulen wenigstens da, wo deutsche Zunge herrschte, mehr Heiterkeit und frohen Mut gewonnen hatten",††) in der Zeit einer großen Machtentfaltung Deutschlands, als die glänzenden Thaten der Ottonen den Ruhm der Nation mehrten und die Brust des deutschen Mannes mit freudigem Stolze erfüllten, ein lebhaftes Interesse für die vaterländischen Dichtungen und Sagen, wie sie im Munde des Volkes fortlebten oder in schriftlicher Aufzeichnung sich bis auf diese Zeit erhalten hatten.

Die Geistlichkeit stellt ihre lateinische Muse nunmehr auch in den Dienst der heimischen Dichtung, und wenn wir dem Verfasser der

---

*) Vergl. Monumenta Germaniae historica, Poetae latini aevi Carolini. Bd. 1—4, 1880—99.

**) Deutsche Übersetzung bei Althof, Angilberts Leben und Dichtungen. Münden 1888, S. 36 fg.

***) Übersetzt von Pfund in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. 9. Jahrh. 3. Bd.

†) Deutsch von Pfund in d. G. d. d. V. 10. Jahrh. 5. Bd. und Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. 1. Bd. Innsbruck 1894.

††) J. Grimm und A. Schmeller, lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838, S. X.

„Klage" Glauben ſchenken dürfen, ſo iſt das vornehmſte der epiſchen Gedichte des deutſchen Mittelalters, das Nibelungenlied, im 10. Jahrhundert auf Veranlaſſung des Biſchofs Pilgrim von Paſſau (971—991), der in dem Epos eine Rolle ſpielt, durch deſſen Schreiber Konrad in lateiniſcher Sprache bearbeitet worden:

von Pazowe der bischof Pilgerîn
durch liebe der neven sîn*)
hiez schrîben disiu mære,
wie ez ergangen wære,
mit Latînischen buochstaben,
daz manz für wâre solde haben.

Klage v. 2147 fg.

Wenn nun auch der Dichter dieſe Angabe wirklich erſonnen haben ſollte,**) um dem von ihm Erzählten eine größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, ſo wird doch jedenfalls dadurch bezeugt, daß lateiniſche Bearbeitungen volksmäßiger Stoffe damals nichts Seltenes waren. Von ſolchen ſeien hier als die wichtigſten genannt das älteſte mittelalterliche Tierepos, Ecbasis captivi (Flucht eines Gefangenen) betitelt,***) in welchem ein lothringiſcher Mönch eines Kloſters in Toul um 940 unter dem Bilde eines dem Stalle entrinnenden Kalbes ſeine Flucht aus den Kloſtermauern ſchildert, ferner der leider nur in Bruchſtücken auf uns gekommene, ebenfalls in Hexametern verfaßte Ruodlieb,†) von einem Mönche des bayriſchen Kloſters Tegernſee ums Jahr 1030 gedichtet. Dieſer älteſte Ritterroman ſchildert die mancherlei Abenteuer eines fahrenden Ritters in lebendiger, farbenreicher Darſtellung und enthält verſchiedene Beziehungen zur Volksſage. Beide Dichtungen aber überragt an Inhalt und Form das dritte der hierher gehörigen lateiniſchen Epen, eine der köſtlichſten Perlen des deutſchen Heldengeſanges, Waltharii poësis oder Waltharius manu fortis betitelt, das Lied

*) Nämlich der getöteten Burgundenkönige.

**) Vergl. u. a. Scherer, Geſchichte der deutſchen Litteratur, 2. A. S. 731 und dagegen Bartſch in ſeiner Ausgabe des Nibelungenliedes, Leipzig 1879, S. XXI., ſowie Kögel, Litt.-Geſch. I, 2, 341 fg.

***) Herausgegeben von Grimm und Schmeller a. a. O. S. 243 fg. und E. Voigt, Straßburg 1875; überſetzt von Weiske im Programm der lateiniſchen Hauptſchule zu Halle, 1858.

†) Herausgegeben von Grimm und Schmeller a. a. O. S. 129 fg. und Seiler, Halle 1882; überſetzt von M. Heyne, Leipzig 1897.

von Walther Starkhand, von seiner Vergeiselung und seinem Aufenthalte am Hofe Attilas, seiner Flucht mit seiner Schicksalsgenossin Hildegunde und den furchtbaren Kämpfen, die er im Wasgenwalde mit elf Wormser Recken, dem Könige Gunther und seinem eigenen Jugendfreunde Hagen zu bestehen hat, ehe er mit der Geliebten die teuere Heimat erreicht.

Dem Waltharilliede,*) dem Meisterwerke des Mönches Ekkehard I. von St. Gallen, sind die folgenden Zeilen gewidmet, und der geneigte Leser wolle uns nunmehr zunächst nach den stillen Klostermauern begleiten, in denen der Dichter vor beinahe einem Jahrtausend gelebt und gewirkt hat.

---

*) Wálthari ist zu betonen, nicht Walthári wie in Scheffels Bearbeitung, denn in zusammengesetzten deutschen Wörtern hat in der Regel die Stammsilbe des ersten Teiles den Hochton; vergl. V. 1434: Cui Wálthărĕ talia dixit.

St. Gallen und seine Bedeutung für die Litteratur.

Als der fromme irische Missionar Columban das ungastliche heidnische Alemannenland verlassen hatte, um jenseits der Alpen sich eine neue Heimat zu suchen, hatte ums Jahr 614 sein Schüler und Landsmann, der heilige Gallus, im wilden Arboner Walde südlich vom Bodensee im Thale der Steinach eine kleine Kapelle und Zellen für die um ihn gescharten Brüder und Schüler errichtet und damit den Grund zu einem Kloster gelegt, welches den Samen der christlichen Lehre im Heidenvolke ausstreuen und bald eine der hervorragendsten Pflanzstätten der Bildung im deutschen Lande werden sollte. Aus den bescheidensten Anfängen entwickelte sich die Stiftung, seit 720 ein Benedictinerkloster, mit Schenkungen und Vermächtnissen an Land und Leuten immer mehr bedacht, allmählich zu einer reichen und unabhängigen Abtei, die unter dem Abte Gozbert (816—837) in großartiger Weise neu aufgebaut wurde. Auf dem uns noch erhaltenen, in Rücksicht auf die Örtlichkeit allerdings nicht genau ausgeführten Normalbauriſſe*) befindet sich nicht ganz im Mittelpunkte der stadtähnlichen, über vierzig Gebäude umfassenden Anlage die kreuzförmige Basilika, welche die Mönche zur Andacht lud. Doch nicht in stiller, thatenloser Beschaulichkeit sollten die Jünger des heiligen Benedictus ihr Leben hinbringen; es sollte auch der ernsten Arbeit, der Pflege der Künste und Wissenschaften, der Veredelung des Menschengeschlechtes, der Erziehung der Jugend gewidmet sein, und daher erhob sich dicht neben dem Gotteshause die Bibliothek, in deren oberem Stockwerke die von Gozbert zusammengebrachte ansehnliche Bücherſammlung aufbewahrt wurde, während für die stete Vermehrung derselben im Erdgeschosse die Gallus-

*) Abgebildet und erläutert bei Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Bd. 1886, S. 124. Nach diesem Grundrisse ist die nebenstehende Ansicht der Klostergebäude entworfen.

Älteſte Anſicht des Kloſters St. Gallen auf einem Plane der Stadt vom Jahre 1596.

Aus: Henne am Rhyn, Kulturgeſchichte des deutſchen Volkes.

brüder, Deutsche, Iren und Italiener, Sorge trugen, indem sie die heiligen Schriften und die Werke des heidnischen Altertums mit fleißiger Hand vervielfältigten. Um diese Bücherschätze, oft wahre Wunderwerke der Schreibkunst, wie die Handschriften Sintrams,*) in lebendiges Wissen umzusetzen, waren zwei von einander getrennte Werkstätten geschaffen: die innere Schule für die oblati, die von ihren Eltern als dereinstige Klosterbrüder dem Stifte anvertrauten Knaben, und die äußere für Söhne angesehener Familien, die sich eine höhere weltliche Bildung zu erwerben bestrebten.

Kloster St. Gallen nach dem alten Bauriſſe (Laſius).

[Rahn, Geſchichte der bildenden Künſte der Schweiz.]

Hier unterrichtete man wie in allen Klosterschulen des Mittelalters hauptsächlich in den von den Römern übernommenen Unterrichtsgegenständen, den sog. sieben freien Künsten:

Lingua, tropus, ratio, numerus, tenor, angulus, astra,

nämlich Grammatik, Rhetorik und Dialektik, welche das Trivium, den unteren Kursus, und Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, die das Quadrivium, die Lehrfächer für die fortgeschrittenen Schüler, bildeten. Wie die Schule nach römischem Muster eingerichtet war, so wurde auch

*) Eine Probe aus Sintrams schönster Handschrift, dem Evangelium longum, findet sich in farbiger Nachbildung in Stackes deutscher Geschichte, 1. Bd. 1880, S. 230.

auf die Erlernung der heiligen Sprache des Römervolkes der größte Wert gelegt, und eifrig übte man sich im Verfertigen lateinischer Verse, was besonders dem in St. Gallen mit großem Erfolge gepflegten Kirchengesange zu gute kam. Wie gewandt aber die Zöglinge selbst aus dem Stegreife Verse zu machen verstanden, die jüngeren rhythmische, die älteren metrische,*) davon zeugen die uns in den Casus Sti. Galli Kap. 26 und 94 erzählten Anekdoten.

Doch auch durch die Pflege der deutschen Sprache hat sich die St. Galler Schule ausgezeichnet. Eine Reihe der ältesten Denkmäler unserer Litteratur ist auf diesem Boden erwachsen, und wenn man sich auch mit der Muttersprache nicht um ihrer selbst willen beschäftigte, sondern um den Schülern das Verständnis der fremden Schriftwerke zu erleichtern, so beweist doch der ungenannte Mönch von St. Gallen wie der Dichter des Waltharliedes, daß man über der Beschäftigung mit den Werken der Alten doch der deutschen Helden, die in Sage und Lied gepriesen wurden, nicht vergaß und für das Vaterländische sich Liebe und Verständnis zu bewahren wußte.

St. Gallens Ruhm stieg und sank mit dem seiner Klosterschule. Irische Mönche hatten von ihrer entlegenen Insel, wo römische Bildung auch nach den Stürmen der Völkerwanderung ihr Dasein zu fristen vermochte, einst die ersten Keime einer höheren Kultur in den barbarischen Boden gesenkt. Der Verkehr mit Fulda, dessen Schule unter dem gelehrten Rhabanus Maurus, dem großen Schüler des großen Alkuin, als die Musteranstalt in deutschen Landen galt, und mit dem benachbarten Reichenau, wo im 9. Jahrhundert Rhabans Schüler Walahfried Strabo, jener hervorragende Dichter und Gelehrte, als Abt und Vorsteher der Schule segensreich wirkte, und endlich die Beziehung zu dem nahen Italien, welches die neue kirchliche Sangeskunst nach St. Gallen verpflanzte, haben zu der glänzenden Entwickelung der dortigen Schule wesentlich beigetragen. Wie hell aber hier ums Jahr 900 das Licht der Tugend und Weisheit strahlte, beweist uns das Urteil des Bischofs Adalbero von Augsburg, der, als er im Jahre 908 nach dem Grabe des Gallus gewallt war, äußerte, er habe einen Heiligen, und zwar einen toten, gesucht, aber der lebenden mehrere gefunden.

*) Unter Metren versteht man die nach Art der klassischen Dichtungen gebauten quantitierenden Verse, unter Rhythmen die accentuierenden der lateinischen Volkspoesie.

Von den Männern, die den Ruhm der Abtei begründeten, sei hier zuerst dreier engverbundener Freunde gedacht, welche wie die Casus Sti. Galli Kap. 33 berichten, „fürwahr ein Herz und eine Seele waren und gleichsam nur Einen ausgemacht haben". Der älteste des edlen Kleeblattes war der Schulvorsteher Ratpert, welcher den ersten, bis 883 reichenden Teil der Klosterchronik schrieb*) und außer verschiedenen lateinischen Gedichten auch einen deutschen Lobgesang auf den hl. Gallus verfaßte, der uns nur in einer späteren lateinischen Übersetzung Ekkehards IV. erhalten ist.**) Ein Sohn der Schweizer Berge wie er war sein Freund Notker I. († 912), Balbulus, d. i. der Stammler, genannt, doch „in der Stimme, nicht in der Seele stammelnd", Dichter und Komponist tiefempfundener lateinischer Sequenzen, eine schüchterne, stille, edle Seele, deren Verdienste um die Kirche die späte Nachwelt mit dem Heiligenscheine belohnt hat. Noch heute singt die protestantische Gemeinde in Luthers deutscher Übertragung sein ergreifendes Lied „Media vita in morte sumus" = „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen".***)

Der dritte im Bunde, Tutilo († 915), eine hünenhafte Gestalt, war ein Mann von so vielseitiger Begabung und dergestalt gemütlich in Ernst und Scherz, daß Kaiser Karl III. denjenigen schalt, der einen Menschen von solcher Naturanlage zum Mönche gemacht habe. Tutilo war Dichter, Musiker, Baumeister, Maler und Bildschnitzer, dessen geschickten Händen die noch heute in St. Gallen aufbewahrte Elfenbeintafel ihre Entstehung verdankt.†)

Auf Veranlassung des genannten Kaisers, welcher im Jahre 883 das Kloster durch seinen Besuch ehrte, wurde damals auch von jenem ungenannten Mönche eine leider unvollständig erhaltene Sammlung von

---

*) Auszüge in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, 10. Jahrh. 11. Bd. Casus St. Galli von Meyer von Knonau, S. 241 fg.

**) Abgedruckt bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert. 2. Aufl. 1873, S. 19 fg.

***) Über die den hl. Notker betreffende Litteratur vergl. Baechtbold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, 1887, S. 27, Anm.; ferner handelt über den Dichter P. v. Winterfeld in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, 1900, S. 348 fg.

†) Abbildung bei Henne am Rhyn a. a. O. S. 127; Bode, Geschichte der deutschen Plastik, 1885, S. 8; Baum, Kirchengeschichte, 2. Aufl., 1889, S. 218.

Sagen und anekdotenhaften Erzählungen*) verfaßt, in denen uns das Bild Karls des Großen gezeichnet wird, wie es zwei Menschenalter nach seinem Hinscheiden dem Volke vor der Seele stand. Weder in der Schrift selbst noch in der Klostergeschichte wird der Name des Mannes genannt, dessen anmutigen Erzählungen des großen Kaisers Urenkel einst mit so vielem Vergnügen lauschte, und die zum Teil durch Gedichtsammlungen und Lesebücher auch der heutigen Jugend wohlbekannt sind, doch hat man in dem Verfasser wie schon früher so auch neuerdings wieder Notker I. vermutet.**)

Während dieser ersten Blüteperiode St. Gallens, in deren letzte Zeit die bedeutungsvolle Regierung des berühmten, vielgewandten Abtes Salomo III. (890—920), eines Schülers des hl. Notker, fällt, sind jene zahlreichen, für das Studium unserer Sprache hochwichtigen althochdeutschen Denkmäler aufgezeichnet worden, zu deren Abfassung zu einem großen Teile sicherlich die oben erwähnten Bestrebungen Karls des Großen Veranlassung gegeben haben: der ehrwürdige Vocabularius Sti. Galli, ein sachlich geordnetes lateinisch-deutsches Wörterbüchlein, und die später entstandenen umfangreicheren Glossensammlungen, das sog. Keronische und das sog. Salomonische Glossar, die deutsche Übersetzung der Benedictinerregel, des Vaterunsers und des Credo, sowie interlineare und gereimte Übersetzungen von Psalmen.***)

Nach der glänzenden Regierung Salomos, der zugleich Bischof von Konstanz und zur Zeit Ludwigs des Kindes ein Vertrauter des Reichsregenten Hatto von Mainz war, später der Freundschaft König Konrads, eines „verzeichneten Klosterbruders" von St. Gallen, gewürdigt und von ihm thatkräftig gegen die begehrlichen Großen des Schwabenlandes unterstützt wurde, kamen wie für das Reich so auch für die Abtei recht trübe Zeiten. Im Jahre 926 fielen die furchtbaren Reichsfeinde aus dem Osten, die barbarischen Magyaren, in Baiern und Alemannien ein und plünderten am 1. Mai das Kloster, aus dem sich die Brüder nach Bergung der Bücher- und Kirchenschätze in eine vorher befestigte benachbarte Waldburg zurückgezogen hatten. Elf Jahre später

*) Übersetzt von W. Wattenbach, Geschichtsschreiber d. dtschn. Vorzeit, 9. Jahrh. 11. Bd. 1877.

**) Vergl. Baechtold, a. a. O. S. 28 Anm.; dagegen Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 221.

***) Abgedruckt bei Hattemer, Denkmahle des Mittelalters, St. Gallens altteutsche Sprachschätze. 3 Bde. 1844—49; Müllenhoff und Scherer a. a. O

legt ein durch die Schuld eines Klosterschülers entstandener Brand einen großen Teil der Gebäude in Asche und macht die Mönche für einige Zeit obdachlos, wodurch die Klosterzucht empfindlich geschädigt wurde. Um 950 beunruhigen die in den Alpen angesiedelten Sarazenen die Klosterleute, die ihnen mannhaft mit Lanzen, Sensen und Beilen zu Leibe gehen. Wenn man aber alles Elend, welches St. Gallen von den Sarazenen erlitten hat, der Reihe nach aufzählen wollte, so würde das, heißt es im 126. Kap. der Casus Sti. Galli, einen Band füllen.

Weit schlimmer als diese Heimsuchungen von außen her waren die Mißstände, welche die Regierung des anmaßenden, harten und leidenschaftlichen Abtes Kraloh (940—958) im Gefolge hatte. Dieser übermütige Mann, den die Brüder „frei als ihren Vater erwählt hatten, der sie aber statt zu Kindern zu seinen Knechten machte", hatte vor dem Unwillen der Mönche unter Mitnahme von Klosterschätzen sich zum Kaiser geflüchtet, und als er später auf Befehl desselben zurückgeführt und von den Mönchen nach mühsam zustande gebrachter Aussöhnung nur mit Widerstreben aufgenommen worden war, ließ er seinen Hauptgegner, den entwichenen Bruder Victor, durch Bewaffnete überfallen, die den Flüchtling ergriffen und geblendet in das Kloster zurückschleppten. Erst als „der Blender seiner Mönche", wie ihn Kaiser Otto der Große nannte, gehaßt und verachtet von den Seinen und von Gewissensbissen gepeinigt, zu Herisau verschieden war, kehrten unter dem Abte Purchard I. (958—971) wieder Friede und Ruhe in die Mauern St. Gallens zurück, und es beginnt nun zu der nämlichen Zeit, da das Reich, befreit von inneren und äußeren Feinden, regiert von einem die Wissenschaften fördernden Herrschergeschlechte, im Glanze der neu gewonnenen Kaiserkrone strahlt, eine neue Periode der Blüte, welche allerdings an Bedeutung der Glanzzeit des 9. Jahrhundert nicht gleich kommt.

Den Reigen der großen Männer, welche den Ruhm der Abtei von neuem begründen, eröffnet Ekkehard I.,*) der Dichter des Walthariliedes, mit dessen Person wir uns im folgenden noch näher beschäftigen wollen. Er führte dem Kloster vier seiner Neffen zu, von denen jeder ein Spiegel der Kirche genannt werden konnte, herrliche Schößlinge eines edlen Weinstockes, nämlich zwei weitere Ekkeharde, Purchard II. und Notker III.

---

*) Vergl. u. a. Meyer von Knonau, die Eckeharte von St. Gallen, Basel 1876.

Ekkehard II., Palatinus (der Höfling) genannt, Vorsteher der beiden Schulen zu St. Gallen, der schöne, blonde, gelehrte, kluge und gewandte Jüngling, war es, der die meisten Züge für den Helden des herrlichen Scheffelschen Romans lieferte, der einst Hadwig, der schönen, launenhaften Herzogswitwe von Alemannien, auf ihrer Burg Hohentwiel lateinischen Unterricht erteilte und in der Folge von seiner hohen Schülerin an den Kaiserhof empfohlen wurde, sich dort die Gunst der Kaiserin Adelheid errang und im Jahre 990 hochgeehrt als Dompropst in Mainz starb. Der dritte Ekkehard unterrichtete zur Zeit, als sein Vetter der Herzogin den Virgil erklärte, die müßigen Burgkapläne auf Hohentwiel und starb nach dem Jahre 1000 als Dekan seines Klosters. Purchard II. aber, der als holder, aufgeweckter Knabe von der Herzogin im Griechischen unterrichtet worden war,*) wurde der Abt (1001—1022), unter dem das Stift seine größte Bedeutung für die deutsche Sprache gewann durch Notkers III. unsterbliche Verdienste. Dieser Notker, zum Unterschiede von seinen Namensgenossen**) Teutonicus, auch Labeo (wegen seiner großen Lippen) genannt, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und hat als Vorsteher der Klosterschule bis zu seinem am 29. Juni 1022 erfolgten Tode unermüdlich sorgfältige deutsche Übersetzungen und Erklärungen geistlicher und weltlicher Schriften (Psalmen, Buch Hiob und kürzere Stücke des alten und neuen Testamentes, Gregors Moralia, Schriften des Aristoteles, Boëthius, Martianus Capella, Virgil, Terenz u. s. w.) verfaßt, von denen leider nur ein Teil auf uns gekommen ist, ein kostbarer Schatz für die deutsche Sprachwissenschaft.***) „Diese Werke beweisen mehr als alles andere den regsamen Eifer, womit man gegen Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrhunderts in St. Gallen nicht nur überhaupt eine allgemeinere, über rein kirchliche Zwecke hinausgehende wissenschaftliche Bildung erstrebte, sondern sie auch insbesondere durch die Muttersprache, indem man diese mit glücklichem

---

*) Casus Sti. Galli Kap. 94; vergl. auch Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867, 1. Bd. S. 401.

**) Notker II., wegen seiner Strenge Piperisgranum, d. i. Pfefferkorn, genannt, zeichnete sich als Arzt, Lehrer, Dichter, Maler und Kalligraph aus; er starb im Jahre 975.

***) Was uns erhalten ist, findet sich gedruckt bei Hattemer a. a. O. 2. und 3. Bd. und bei Piper, die Schriften Notkers und seiner Schule. 3 Bde. 1882—83.

Erfolg an die Darstellung philosophischer und anderer abstrakter Gegenstände gewöhnte, zu vermitteln suchte".*)

Zu Notkers, des gepriesenen Lehrers, Füßen hat auch der Mann gesessen, dessen hier zuletzt von den bedeutenden Männern gedacht werden soll, an deren Namen sich der litterarische Ruhm der Stiftung des hl. Gallus knüpft, Ekkehard IV.**) Er wurde um 980 geboren und ging auf Veranlassung des Erzbischofs Aribo (1021—1031) von St. Gallen nach Mainz, wo er als Vorsteher der Klosterschule wirkte und auf Geheiß seines Gönners das Waltharilied verbesserte. Nach dem Tode des Erzbischofs kehrte er in sein Kloster zurück und leitete dort als hochangesehener Gelehrter bis zu seinem um 1060 erfolgten Ableben die Schule.

Obwohl ein Schüler des großen Notker Teutonicus, war er doch den auf die Pflege der Muttersprache gerichteten Bestrebungen abhold, da er die deutsche Sprache als barbarisch verabscheute, und wenn er nebenbei auch als Glossator thätig war, so strebte er, freilich ohne Erfolg, vor allem danach, ein klassisches Latein zu schreiben, und legte sich mit Vorliebe auf die Verfertigung lateinischer Gedichte. Von diesen sind seine Benedictiones ad mensas (Segnungen zu den Klostermahlzeiten) und sein Liber benedictionum (Gesänge zur Verherrlichung von Kirchenfesten) zu nennen; weit bekannter hat er aber seinen Namen gemacht durch die Fortsetzung der Ratpertschen Klosterchronik, der Casus Sti. Galli, die er bis zur Regierung des Abtes Notker (971—975) fortführte. Dieses berühmte Werk***) kann den Charakter einer Tendenzschrift nicht verleugnen, die der Abneigung des Verfassers gegen eine neue Zeitrichtung ihre Entstehung verdankt. Von Kaiser Konrad II., der ebenso wie sein Nachfolger Heinrich III. die von dem burgundischen Kloster Cluny ausgegangenen Bestrebungen für die Reinigung der Kirche, Erweckung des religiösen Sinnes und Hebung der Kirchen- und Klosterzucht begünstigte, war nämlich in dem Lothringer Norpert (1034—1072)

*) Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 5. Aufl. von Bartsch, 1872, S. 83; vergl. auch Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 598 fg.

**) Vergl. über ihn u. a. Dümmler, Ekkehard IV. von St. Gallen, in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 14. Bd. S. 1—73 und die Casus Sti. Galli, übersetzt von Meyer von Knonau, Einleitung S. XIII fg.

***) Herausgegeben von J. v. Arx, Mon. Germ. S. S. II, 59 fg. und von Meyer von Knonau in den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, 15. und 16. Bd. mit dem Nebentitel „St. Gallische Geschichtsquellen" III. St. Gallen 1877.

dem Kloſter ein Abt geſandt worden, der es ſich zur Aufgabe ſtellte, im Sinne der neuen franzöſiſchen Ideen für eine ſtrengere Beobachtung klöſterlicher Regeln zu wirken, und dabei auf die tiefe Abneigung der Brüder ſtieß. Dieſe empfanden das Bedürfnis, den verhaßten Neuerern ein Bild von dem alten Ruhme ihrer Stiftung zu entwerfen und dadurch darzuthun, daß ein Kloſter, welches unter der alten Regel ſo Hervorragendes geleiſtet habe, einer Reform durch welſche Eindringlinge entraten könne. Ekkehard trat alſo, von den Brüdern aufgefordert und unterſtützt, als laudator temporis acti auf und ſtellte ſich die Aufgabe, weniger eine eigentliche Geſchichte St. Gallens zu ſchreiben als das Leben und die Thätigkeit der Männer der Vorzeit zu ſchildern, die den Ruhm und Stolz des Stiftes bildeten. Wenn er dabei auch geſchriebene Aufzeichnungen zu Rate zog, ſo ſind doch ſeine Hauptquellen mündliche Überlieferungen geweſen, und da „die heiteren Tage der Väter" damals ſchon lange vergangen waren, iſt es erklärlich, daß ſich in dem Werke manche recht arge Irrtümer und Widerſprüche finden, welche im Verein mit tendenziöſen Entſtellungen und Erfindungen des Verfaſſers den Wert ſeiner Arbeit als Geſchichtsquelle ſehr herabdrücken. Trotzdem iſt uns aber in Ekkehards Kloſtergeſchichten, den „beſten Memoiren aus der erſten Hälfte des Mittelalters", wie ſie Freytag nennt, wegen der Fülle kulturgeſchichtlichen Stoffes, den ſie bieten, wegen der anmutigen Darſtellungsform der oft mit köſtlichem Humor gewürzten Erzählungen, wegen der Art und Weiſe, wie der Verfaſſer die Geſtalten einer grauen Vorzeit in lebendiger Friſche vor unſer geiſtiges Auge zu zaubern verſteht, ein koſtbares Vermächtnis erhalten, wie es kein anderes der ruhmreichen Klöſter Germaniens der Nachwelt vererbt hat. Die ſchönſten Perlen desſelben aber hat jüngſt, in künſtleriſche Faſſung gebracht, Victor v. Scheffel in ſeinem Romane „Ekkehard" dem deutſchen Volke aufs neue beſchert.*)

Doch die gute alte Zeit, für die Ekkehard IV. ſich begeiſterte, kehrte nicht wieder, und ſchnell erloſch die Leuchte der Wiſſenſchaft, die in St. Gallen ſo herrlich geſtrahlt hatte. Der unſelige zwiſchen Staat und Kirche tobende Kampf ſäete Unfrieden in den Klöſtern und brachte Verwirrung in die Gemüter; der im Reiche herrſchende Bürgerkrieg ließ die friedliche, ſtille Arbeit im Dienſte der Wiſſenſchaften und Künſte nicht

*) Eine Auswahl aus den Kloſtergeſchichten findet ſich bei Freytag, Bilder a. d. d. V. 1. Bd., S. 378 fg.

aufkommen; die verfallende Zucht der Benedictinerklöſter vermochten auch die von oben her begünſtigten Reformverſuche der Cluniacenſer nicht wiederherzuſtellen, und mit dem zunehmenden Reichtume und der geſteigerten Macht ſchwand auch in St. Gallen der Sinn für die idealen Aufgaben des Ordens. Die Äbte, mit den weltlichen Großen in Üppigkeit und Hoffahrt wetteifernd, vertauſchen die härene Kutte mit dem Eiſenkleide und ziehen aus zur Fehde mit den Nachbarn, und trauernd fliehen die Muſen aus den einſt ſo gaſtlichen Räumen des Kloſters, ja, bereits am Ende des 13. Jahrhunderts ſind der Abt und die Mehrzahl der Mönche nicht einmal mehr des Schreibens kundig.*)

*) Vergl. Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, 1863—76. 3. Bd., S. 266 u. 292.

Ekkehard I. und das Waltharilied.

Nachdem wir oben in Kürze den Boden, auf dem das Waltharilied erwachsen ist, und die geistige Atmosphäre, in welcher der Dichter desselben lebte, kurz betrachtet haben, wollen wir uns im folgenden mit Ekkehard und seinem Werke näher beschäftigen.

Die Ekkeharde, welche in St. Gallens Geschichte eine so hervorragende Rolle gespielt haben, entstammten einer in der Nachbarschaft des Klosters ansässigen, begüterten edlen Familie, die später den Namen „Ekkehard" als Geschlechtsnamen annahm und sich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts unter den Patriciern der Stadt St. Gallen nachweisen läßt. Der erste Ekkehard dürfte um das Jahr 900 das Licht der Welt erblickt haben. Nachdem er im Kloster eine Zeit lang als Lehrer thätig gewesen war, bekleidete er die angesehene Stellung eines Dekans, eines Aufsehers über zehn Mönche, und was er als solcher seinem Kloster besonders unter der unheilvollen Regierung Kralohs gewesen ist, wie sehr sich sein Bild als das eines unermüdlichen weisen Beraters und Helfers dem Gedächtnisse der Brüder eingeprägt hat, geht schon aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß Ekkehard IV. ihn in seiner Klosterchronik selbst zu einer Zeit, in der er nicht mehr unter den Lebenden weilte, eine Rolle spielen läßt. Kraloh, „welcher auf ihn mehr als auf sich selbst vertraute" und ihm während seines Aufenthaltes zu Herisau die Leitung des Klosters überlassen hatte, empfahl ihn sterbend den Brüdern als seinen Nachfolger, und Ekkehard „lenkte darauf rüstig die Zügel der Abtei bis zu dem Augenblicke, wo der Kaiser die Sache erfahren konnte. Es geschah aber eines Tages, als er ausreiten wollte, daß er, weil das Pferd vor dem Thore auf dem Eise stürzte, das Schienbein und den Fuß brach, und da diese nicht recht wieder zusammengefügt wurden, hernach hinkend blieb. Aus diesem Grunde nun übertrug er (im Jahre 958) seine Wahl in gemeinsamem Einverständnisse

aller Brüder auf Purchard, mit welchem er ein Herz war". Cas. Sti. Galli Kap. 81. — Infolge eines Gelübdes pilgerte Ekkehard darauf nach Rom, wo ihn der Papst*), welcher ihn wegen seiner Gelehrsamkeit hochschätzte, eine Zeit lang bei sich behielt und zu ihm in das innigste Verhältnis trat, was sich auch bei der sechswöchentlichen Krankheit zeigte, in die Ekkehard in Rom verfiel. Bei einem seiner häufigen Besuche brachte der Papst auf Wunsch des Kranken Reliquien Johannes des Täufers, seines Lieblingsheiligen, mit, nach deren Umarmung sich Ekkehard bald besser fühlte, so daß er in kurzem genas und, vom Pontifex mit Reliquien des Täufers und vieler Heiligen beschenkt, wohlbehalten nach Hause zurückkehren konnte, wo er für die mitgebrachten Heiligtümer mit Purchards Beisteuer die bis 1578 in St. Gallen bestehende St. Johanniskapelle erbauen ließ.

Von Ekkehards Charakter weiß der Klosterchronist Kap. 80 zu melden, daß „er von Naturanlage und durch seinen Eifer voll von der Süßigkeit der Liebe war", die sich besonders in der unermüdlichen Fürsorge für Arme und Kranke bethätigte; es gäbe, meinte er, „nichts Schändlicheres und nichts Heiligeres als den Hunger". Dabei ließ er seine Linke nicht wissen, was die Rechte that; hatte er doch sogar einen seiner Diener dazu angestellt, Arme oder Fremde in einem dazu bestimmten Hause heimlich zu waschen, zu scheren, zu speisen und zu kleiden, dann aber bei Nacht zu entlassen, damit niemand etwas davon erführe. Da war es denn kein Wunder, daß auch Unwürdige die Güte des menschenfreundlichen Dekans mißbrauchten, wie uns die im 88. Kap. der Casus Sti. Galli mitgeteilte hübsche Geschichte von dem betrügerischen Welschen**) lehrt. Dieselbe Lust am Geben hatte auch Ekkehards Freund,

---

*) Der Name des Papstes wird nicht genannt. Da die Wallfahrt zur Zeit des Abtes Purchard stattfand, so ergiebt sich der Zeitraum von 958—971. Benedict V., der Gegenpapst Leos VIII., nahm von Mitte Mai bis gegen Ende Juni 964 den päpstlichen Stuhl ein. Man könnte auch an Leo VIII. (963—965) und dessen Nachfolger Johann XIII. (965—972) denken, schwerlich aber an den ruchlosen Johann XII. (955—963). Vergl. Ebert, Allgem. Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. 3. Bd., 1887, S. 266.

**) „Weil aber auch Ekkehard selbst an sich Almosener war, werden wir von ihm etwas Ergötzliches erzählen. Da Ekkehard einen gewissen Mann von der Hausdienerschaft zu dem Zwecke bestimmte, daß derselbe, wenn ihm von jenem etwa Arme oder Fremde bezeichnet würden, dieselben heimlich in dem dazu bestimmten Hause wüsche und schöre, die Bekleideten erfrischte und bei Nacht von sich entließe, mit dem Befehl, es keinem Menschen zu sagen, geschah es eines

der Abt Purchard, und als dieser wieder einmal halbnackt und barbeinig nach Hause kam und von seinem Kämmerer Vorwürfe wegen seiner Verschwendung hören mußte, tröstete er sich damit, daß ihm sein Dekan und Almosenier mehr als der Kämmerer an Kleidungsstücken geben und heimlich unter die Bettdecke stecken werde.

gewissen Tages, daß er demselben nach Gewohnheit einen Lahmen, einen Welschen (Churwelschen) von Geschlecht, welcher auf einer Karre herbeigefahren worden war, anvertraute. Als nun jener den Kranken, welcher nämlich ein dicker und starker Mann war, mit aller Anstrengung seiner Kräfte mit Mühe in das Badegefäß vorwärts gewälzt hatte und, wie er geheißen war, die Thüre hinter ihnen beiden allein verschloß, sprach er — denn er war zornmütig — unter Schimpfworten: „Fürwahr, heute weiß ich keinen einfältigeren Menschen als meinen Herrn, welcher nicht zu unterscheiden weiß, wem er wohlthun soll, und auch mir einen so fetten Schlemmer auf den Rücken zu heben aufgebürdet hat". Da aber dem Lahmen das Wasser des Bades allzuwarm zu sein schien, sagte er in seiner bäurischen Weise: „Cald, cald est"! (vom lateinischen calidus, caldus = heiß). Aber jener antwortete, weil das in der Sprache der Deutschen: Es ist kalt — bedeutet: „Und ich will ihm warm machen", und er goß aus dem vor Hitze wallenden Kessel geschöpftes Wasser in das Bad hinein. Jener jedoch rief mit schauerlichem Geschrei: „Ei mi! Cald est, cald est"! „Ja wahrhaftig, sprach der Diener, wenn es noch kalt ist, so will ich, bei meinem Leben, es dir heute warm machen", und er schöpft noch glühenderes Wasser und goß es hinein. Wie jedoch jener die Hitze des wallenden Wassers zu ertragen nicht aushielt, vergaß er seine Lahmheit und erhob sich rasch, sprang aus dem Bade, um die Thüre aufzuschließen und zu entfliehen, kämpft aber nach schnellem Laufe eine Zeit lang mit dem hemmenden Riegel. Allein auch der Diener, wie er nun den Mann als einen Betrüger vor sich sah, riß, schneller als ein Wort, vom Feuer ein halb brennendes Scheit und schlug dem Nackten schwere Streiche ohne Zahl auf. Weil jedoch Ekkehard den Lärm und die Stimmen im oberen Teil des Hauses vernahm, fuhr er, als er schleunig herabgestiegen war, heftig auf alle beide in deutscher und romanischer Sprache los, auf diesen, warum er betrüge, auf jenen, warum er nicht ihm den Mann zur Strafe aufbewahrt habe, Scheltworte häufend. „Ei denn, sagte der Diener, mein gestrenger Herr, du würdest ihm sicher das Hörnlein abbeißen (d. h. du würdest ihm wohl etwas zu Leibe thun? ironisch gemeint) und dem Betrüger mehr Schläge aufhauen als ich jetzt? Fürwahr, weit anders würdest du handeln; diesen Verbrecher würdest du bekleidet und gesättigt nachts von dir abgeküßt entlassen, was du auch heute thun wirst, wie ich dich kenne". Und jener entgegnete: „O du Galgenstrick von Knecht! Oder ist es mir denn nicht erlaubt, zu thun, was ich will?" Und so fort. Nachdem das geschehen war, erlaubte er dem Menschen, nachdem er ihn zwar mit Worten gezüchtigt und zu schwören gezwungen hatte, eine solche Übelthat niemals wieder zu begehen, sich zu entfernen". (Übersetzt von Meyer von Knonau.)

Ekkehard, der Stolz St. Gallens, der edle Weinstock, „wurde eingeherbstet in guter Reife" am Tage des hl. Felix am 14. Januar 973. „Es war jedoch über den Tod des Mannes eine solche Trauer, daß Ymmo, welcher nach ihm Dekan und später (976—984) Abt war, selbst zur St. Michaelskirche, wo er in größerer Freiheit seine Wehklage anstellen konnte, nachdem Ekkehards Körper auf die Totenbahre gelegt war, zur Seite ging, indem er laut so rief: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du so eingeherbstet hast"!*)

Ekkehard IV. dichtete später auf ihn eine Grabschrift,**) welche, frei verdeutscht, vom 5. Verse ab also lautet:

Benedicts Jünger, der Weisheit voll und, würdiger Gallus,
Dein Dekan war er einst, Presbyter war er und Mönch.
Als man neunzehn Tage gezählt vor des Hornungs Kalenden,
Ward er des Wirkens beraubt, welches dem Fleische vergönnt.
Kann Gott bessere Lehrer als er St. Gallen noch schenken,
Welcher die Brüder ermahnt, welcher die Väter beschwört?
Bittet in gleichem Sinn, die ihr dort zu weilen begehret,
Daß er lebe hinfort im Paradiesesgefild" —

ci demi scônin paradŷsilante, wie es am Schlusse des Annoliedes heißt.

Über Ekkehards dichterische Thätigkeit erfahren wir aus den Casus Sti. Galli Kap. 80 folgendes:***)

---

*) Vergl. Klagelieder Jeremiä 2, 20.

**) Das Epitaphium auf Ekkehard I. ist abgedruckt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 14, 47 fg.

***) Mon. Germ. SS. II. 117: „Scripsit enim doctus ille sequentias: „Prompta mente canamus", „Summum praeconem Christi", „Qui benedici cupitis", „A solis occasu"; de sancta Afra antiphonas, ut reliquias ejus mereretur, Liutoldo episcopo et sequentiam dictavit. Ymnum „O martyr aeterni patris", „Ambulans Hiesus", „Adoremus gloriosissimum" scripsit et in scolis metrice magistro, vacillanter quidem, quia in affectione, non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontiae positi, Aribone archiepiscopo iubente pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata ejus Teutonem adhuc affectantem repente Latinum fieri non patiuntur. Unde male docere solent discipulos semimagistri dicentes: „Videte, quomodo disertissime coram Teutone aliquo proloqui deceat, et eadem serie in Latinum verba vertite"! Quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit, sed postea non sic, ut in lidio Charromannico „Mole ut vincendi ipse quoque opponam".

„Dieser Gelehrte schrieb die Sequenzen:*) „Prompta mente canamus", „Summum praeconem Christi", „Qui benedici cupitis", „A solis occasu". Über die hl. Afra dichtete er, um der Reliquien derselben teilhaftig zu werden, für den Bischof Liutold**) Antiphonien***) und eine Sequenz. Er schrieb den Hymnus „O martyr aeterni patris", „Ambulans Hiesus" und „Adoremus gloriosissimum" und in den Schulen metrisch für seinen Lehrer, zwar unsicher, weil er in seinem Streben, nicht aber in seinem Äußeren noch ein Knabe war, das Leben des Walther Starkhand, welches wir, als wir nach Mainz versetzt waren, auf Geheiß des Erzbischofs Aribo nach unserm Können und Kennen verbessert haben. Denn die fremde Abstammung und die entsprechende eigentümliche Ausdrucksweise lassen einen, der sich bislang als Deutscher zeigte, nicht auf einmal einen Lateiner werden. Daher pflegen halbgelehrte Lehrer ihre Schüler schlecht zu unterrichten, wenn sie sagen: — Sehet zu, wie man am besten in wohlgesetzter Rede zu einem Deutschen spricht, und übertragt in derselben Reihenfolge die Worte in das Lateinische —. Diese falsche Ansicht hat auch Ekkehard, als er noch ein Knabe war, bei jenem Werke irre geleitet, jedoch später nicht mehr, wie

*) Die Sequenz, eine Art Hymne, ist ein Meßgesang des Gesamtchores, „Folge" oder „Anhängsel" genannt, weil er in dem Graduale, einem Gesange des Priesters, auf das Halleluja folgte. Die Sequenzen waren ursprünglich lateinische Textunterlagen für die langgedehnten jubilierenden Töne, die auf der letzten Silbe des Halleluja gesungen wurden. Anfangs nicht an Hebungen und Senkungen gebunden, auch reimlos (daher „Prosen" genannt), nahmen sie allmählich unter dem Einflusse weltlicher Lieder metrische Gestalt und Reime an. Der Vater der deutschen Sequenzendichtung ist Notker I., die Geburtsstätte derselben St. Gallen gewesen. Von den wenigen in der katholischen Kirche jetzt noch gebräuchlichen Sequenzen seien „Veni sancte spiritus" und „Stabat mater dolorosa" genannt.

**) Dieser Liutold war Bischof von Augsburg von 989—996. Wenn kein Irrtum Ekkehards IV. in Bezug auf den Namen vorliegt, so müßte die Widmung der genannten Gedichte erfolgt sein zu einer Zeit, da Liutold den bischöflichen Stuhl noch nicht bestiegen hatte. Über die Sequenz auf die hl. Afra „Laúdes deo perenni" (bei Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, 3. Bd. 1855, S. 169, Nr. 764) vergl. P. v. Winterfeld, Anz. f. dtschs. Altert. 27, 20 fg.

***) Antiphonien sind ursprünglich Wechselgesänge des Kirchenchores, die aus dem jüdischen Kultus in die griechische Kirche übernommen und der Überlieferung nach von dem hl. Ambrosius († 397) in die abendländische eingeführt wurden.

bei seinem Charromannischen Lidius:*) „Mole ut vincendi ipse quoque opponam.“

Von den genannten Dichtungen sind uns die vier zunächst aufgezählten in St. Galler Handschriften überliefert und zuerst veröffentlicht bei San Marte, Walther von Aquitanien, S. 167 fg., während wir das zuletzt erwähnte Lied wahrscheinlich in der bei Müllenhoff und Scherer a. a. O. S. 329 fg. abgedruckten Paulussequenz „Concurrite huc, populi et insulae“ — erhalten haben; der Hymnus „O martyr aeterni patris“ findet sich bei Morel, Lateinische Hymnen des Mittelalters, 1868, Nr. 289; über die beiden anderen vergl. v. Winterfeld a. a. O. S. 18 fg.; mit Ekkehards Jugendarbeit aber, dem Leben des Walther Starkhand,**) ist unser Waltharilied gemeint.

Da wir nicht wissen, wie alt der Dichter geworden, so läßt sich über die Entstehungszeit dieser Dichtung nichts Genaues feststellen, doch ist es meines Erachtens nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe um 920 verfaßt ist, zu einer Zeit, in der die Einfälle der wilden Ungarn die Tage der Gottesgeißel Attila den Deutschen wieder ins Gedächtnis zurückrufen mochten.***) Ob dem jungen Dichter eine deutsche oder lateinische prosaische Aufzeichnung der Sage vorgelegen, ob seine Quelle alte deutsche Lieder waren, gleich den uns erhaltenen angelsächsischen Bruchstücken eines Walthersliedes in allitterierenden Versen abgefaßt,

*) Lidius heißt eine nach der lydischen Kirchentonart gehende Weise, und lidius Charromannicus (für Charlomannicus) entspricht dem modus Carelmanninc (vergl. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. XIX.), einem Liede, das seinen Namen daher führt, weil die ihm zu Grunde liegende Melodie zuerst in einem Liede angewandt wurde, welches einen gewissen Karlmann besang. Dieser könnte der 755 verstorbene Bruder Pippins oder Karls d. Gr. Bruder († 771) sein oder der der Zeit nach näher liegende und auch geschichtlich bedeutendere Sohn Ludwigs des Deutschen, König über Baiern und die östlichen Marken, sowie von Italien († 880), der den ersten erfolgreichen Zug eines deutschen Königs nach Italien unternahm.

**) Vergl. Nibelungenlied, Bartsch Str. 1790: Sîfrîden . . . den helt ze sînen handen u. a.

***) Die Ungarn, welche seit etwa 900 Süddeutschland mit ihren Raubzügen heimsuchten, haben auch in Ekkehards Jugendjahren Schrecken im Lande verbreitet. Es sei hier an den großen Sieg erinnert, den sie am 28. Juni 910 über das schwäbisch-fränkische Heer unter Ludwig dem Kinde am Lech erfochten, an ihre Niederlage bei Passau i. J. 913 und ihre trotzdem sich wiederholenden Einfälle in Süddeutschland bis über den Rhein hinaus (917—919) während der Regierung Konrads I.

oder ob er endlich eine aus dem Volksmunde geschöpfte Sage bearbeitete, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.*) Zweifellos haben wir es aber in dem lateinischen Waltharius nicht mit einer bloßen metrischen Übersetzung eines vom Lehrer diktierten Stoffes, einem Exercitium, zu thun, von dem, wie Scheffel und Holder S. 131 ihrer Ausgabe meinen, alle Tage etwa 20 Verse als Aufgabe gestellt waren. Da Ekkehard IV., wie erwähnt, an der Form der Dichtung manches auszusetzen hatte, so kann es nur der künstlerische Wert derselben gewesen sein, der ihn veranlaßte, des Werkes in seiner Chronik zu gedenken und sich mit seiner Verbesserung zu befassen, der die Aufmerksamkeit Aribos von Mainz auf dasselbe lenkte, der Gerald bewog, es als Freundesgabe dem Straßburger Bischof zu übersenden, und der endlich auch den Dichter selbst am Schlusse seines Werkes zu der Äußerung veranlaßte, daß er schon in jungen Jahren Hohes erstrebe. Ekkehard ist nicht ein bloßer Übersetzer und Versemacher, sondern ein hochbegabter Dichter, der einen aus der Volkspoesie geschöpften Stoff mit poetischer Freiheit bearbeitete, vieles aus seiner frei schaffenden Phantasie hinzufügte und zahlreiche kleinere Züge lateinischen Dichtungen, besonders des Virgil und Prudentius, entlehnte, so daß man den Helden des Epos nicht unzutreffend einem „mit römischen Beutestücken behangenen Germanen der Völkerwanderung“**) verglichen hat.

Die Geschichte eines edlen Helden, in dem urdeutsches Recken tum mit frommer Gesinnung aufs schönste gepaart erscheinen, eines echt christlich-germanischen Mannes, geschildert in der Sprache und Darstellungsart des im Mittelalter so verehrten römischen Dichterfürsten, das war ein Lesestoff für die vornehme Jugend, die in der schola exterior sich für den ehrenvollen Dienst am Hofe und im Felde vorbereitete, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte. Und in der That scheint Ekkehards Werk ein beliebtes Schulbuch in den deutschen Klöstern gewesen zu sein, wie die zahlreichen aus den verschiedensten

---

*) Daß die Waltherſage lange vor Ekkehards Zeit in Süddeutschland bekannt war, zeigt das öftere Vorkommen der Namen Hildegunde (in einer St. Galler Urkunde v. J. 838 und in dem Verbrüderungsbuche von St. Peter zu Salzburg), Walther (sehr häufig in St. Galler Urkunden des 8. [seit 786] und 9. Jahrhunderts) und Alpher (St. Gallen: Alpar 757, Alperi 853). Vgl. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 1. Bd., 2. Aufl. 1900, S. 830, 1506 fg. und 69.

**) W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß, 1872, S. 92.

Gegenden stammenden, zum Teil mit Glossen von Lehrerhand versehenen Handschriften (in St. Gallen selbst hat sich auffallender Weise keine erhalten) darthun.

Die Nachricht von dem vortrefflichen Werke gelangte u. a. auch nach Straßburg. Der gelehrte Victor, jener unglückliche, von Kraloh seines Augenlichtes beraubte Mönch, zu dessen Füßen einst die St. Galler Schuljugend gesessen hatte, dürfte die Kunde dorthin gebracht haben, als er vom Bischof Erchambald*) als Lehrer an die Straßburger Schule berufen wurde. Dieser Kirchenfürst, welcher von 965 bis 991 den Straßburger Bischofsstuhl zierte, ein in Krieg und Frieden um das Reich hochverdienter Mann, aber auch den Musen hold und ein eifriger Sammler von Büchern, mag den Wunsch geäußert haben, eine Handschrift des Waltharius zu besitzen, wodurch der ihm befreundete St. Galler Magister Gerald veranlaßt wurde, ihm ein vielleicht eigenhändig geschriebenes Exemplar mit einem Widmungsgedichte zum Geschenk zu machen.

Diese dem Epos vorangestellte Widmung, Poesis Geraldi de Gualtario überschrieben, ist uns in drei Handschriften erhalten und hat zu verschiedenen Deutungen Veranlassung gegeben. Man hat die Überschrift auf die ganze Dichtung bezogen und angenommen, daß Gerald gleichzeitig mit Ekkehard ein deutsches Gedicht übersetzt habe, daß die Arbeit des letzteren, von der die Casus Sti. Galli berichten, aber verloren gegangen und uns nur die Bearbeitung Geralds erhalten sei.**) Diese gesuchte Erklärung wird von selbst hinfällig, wenn wir die erwähnte Überschrift nur auf die 22 Verse der Widmung beziehen; aber auch in diesem Falle bleibt noch eine Schwierigkeit übrig. Im 10. Verse des Prologs sagt nämlich Gerald, er habe beschlossen, das Werk de larga cura promere, aus reichlicher Sorge zu entlassen, ans Licht zu bringen. Die Annahme, daß der biedere Gerald sich in diesen Worten mit fremden Federn schmücke und sich die Autorschaft eines Werkes anmaße, dessen Verfasser dem Straßburger Victor genau bekannt war, ist wohl ohne weiteres abzuweisen, und da die Worte doch auf irgend eine Teilnahme an dem Werke schließen ließen, so schien nur die Annahme übrig zu bleiben, daß Gerald jener Lehrer war, für den oder

*) Nähere Angaben über ihn finden sich u. a. in Scheffel und Holders Waltharius-Ausgabe S. 136 fg.; Allgemeine deutsche Biographie 6. Bd. S. 185 fg.

**) Vergl. Grimm a. a. O. S. 62 und San Marte a. a. O. S. 8.

bei dem Ekkehard nach dem Berichte der Klosterchronik seine Dichtung verfaßte (vergl. oben S. 24), und daß die reichliche Sorge, welche er derselben widmete, in der Verbesserung dieser Schülerarbeit bestanden habe.*)

Von Gerald melden die Casus Sti. Galli Kap. 74, daß er „vom Jünglingsalter bis zum späten Lebensende immer ein Meister der Schulen" gewesen sei und in freundschaftlicher Beziehung zu Ekkehard gestanden habe; aber er war schwerlich dessen Lehrer, da, wie Peiper richtig hervorgehoben hat,**) Ekkehard entweder ein Altersgenosse Geralds oder gar der ältere von beiden war. Ekkehard starb 973 „in guter Reife", also in höherem Alter; des greisen Gerald seliges Sterben wird uns zwar in der Chronik Kap. 125 schön geschildert, doch ohne Angabe des Todesjahres.***) Allein er wird in den Casus zweimal (Kap. 74 und 91) bei Aufzählungen hinter Ekkehard genannt, und im 89. Kap. wird berichtet, daß Ekkehard II. sowohl von dem Oheim Ekkehard I. als Gerald streng unterrichtet worden sei. Das alles läßt darauf schließen, daß Gerald von den beiden Freunden der jüngere und Ekkehards Kollege oder Nachfolger im Lehramte war. Wenn es nun auch sehr unwahrscheinlich ist, daß Gerald als Lehrer Ekkehards dessen Schülerarbeit durchkorrigiert hat, so wäre es ja möglich, daß er später, nach dem Tode des Dichters, dessen Werk verbessert habe; doch hätte es in diesem Falle wohl keiner larga cura, einer zeitraubenden Arbeit, bedurft, um ein nur 1456 Verse umfassendes Gedicht auszufeilen und in Bezug auf Metrum und Ausdrucksweise zu verbessern. Dazu kommt noch, daß Gerald, nach der mangelhaften, unbeholfenen und dunkelen Sprache seines Prologs zu schließen, sehr wenig zum Korrektor berufen und schwerlich imstande war, dem Waltharius die Gestalt zu verleihen, die uns in den sog. Geraldustexten erhalten ist. Besonderes Gewicht ist aber meines Erachtens endlich darauf zu legen, daß Ekkehard IV., der über die litterarischen Verhältnisse seines Klosters gut unterrichtet

*) Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 1. Bd. S. 430.

**) Ekkehardi I. Waltharius ed. Peiper, 1873, p. LXVII.

***) Daß Gerald, „wenn er im Jahre 954 überhaupt noch lebte, damals im höchsten Greisenalter stand", ist ein Irrtum Meyers von Knonau in seiner Übersetzung der Casus Sti. Galli S. 113, da Gerald ja noch zwischen 965 und 991, und zwar wahrscheinlich nach 973 den Waltharius dem Bischof Erchambald gewidmet hat. Auch Baechthold meint a. a. O. S. 44, daß Gerald ziemlich lange vor seinem Schüler Ekkehard I. das Zeitliche gesegnet haben müsse.

war und sich für den Waltharius besonders interessierte, eine vor seiner Zeit entstandene Überarbeitung der Dichtung nicht kennt, vielmehr ausdrücklich sagt, Ekkehards Werk habe den deutlichen Stempel einer Jugendarbeit an sich getragen und sei vacillanter, unbeholfen, unsicher geschrieben gewesen, was ihn eben veranlaßte, selbst an dieses Werk die bessernde Hand zu legen.

Ich halte also Gerald weder für den Lehrer Ekkehards noch für einen Bearbeiter des Waltharius; was haben wir dann aber unter der dem letzteren gewidmeten larga cura des Magisters zu verstehen? Ich meine, (wenn nicht etwa an die Sorgfalt, welche auf die Anfertigung einer zierlichen Abschrift verwandt wurde, zu denken ist oder larga cura große, freigebige Liebe bedeuten soll) die langjährige liebevolle Beschäftigung mit der herrlichen Dichtung, in deren Schönheiten er als Lehrer die ihm anvertrauten Schüler einführte, das langjährige Hüten und Hegen des kostbaren Schatzes, eines Lehrmittels, auf welches die St. Galler gewiß stolz waren, und das sie anderen Klosterschulen in Abschriften mitzuteilen, sich wohl lange nicht entschließen konnten. Daß man zu Gunsten des hochangesehenen Straßburger Kirchenfürsten eine Ausnahme machte und es jetzt in die Welt sandte (promere), mußte dem Geschenke einen besonderen Wert verleihen und verdiente, im Prologe besonders hervorgehoben zu werden. Wir können also die Quelle der drei Geraldushandschriften als die erste autorisierte Ausgabe des Werkes betrachten und annehmen, daß erst nach jener Zeit auch anderen Schulen Exemplare desselben zugänglich geworden sind.

Über die Zeit, in welcher die Widmung an Erchambald erfolgte, läßt sich Genaueres nicht feststellen. Der Bischof bestieg 965, erst 27 Jahre alt, den Stuhl von Straßburg, als Ekkehard nicht mehr ein obskurer Klosterschüler war, dessen Arbeit des Geleitschreibens eines anderen bedurft hätte, sondern ein reifer Mann, der bekannte Dichter und Gelehrte, der angesehene Dekan; was hätte näher gelegen, als daß er selbst das Kind seiner Muse dem Prälaten überreicht hätte, falls er damals noch lebte? Daß es nicht geschehen ist, läßt darauf schließen, daß er zu jener Zeit nicht mehr am Leben war und die Schenkung erst nach dem Jahre 973 erfolgt ist.

Wir müssen noch einmal auf Ekkehard IV. zurückkommen, der, wie uns bereits bekannt, als Schulvorsteher zu Mainz seines Namensvetters Jugendarbeit nach seinem „Können und Kennen" verbesserte. Wir wissen, daß er eine gekünstelte Klassicität zur Schau trug und sich, frei-

lich ohne Grund, auf sein feines Latein etwas zu gute that. Ihm schien der Waltharius der nötigen lateinischen Färbung zu entbehren, und er hat sich daher wahrscheinlich bemüht, metrische Fehler zu tilgen, Germanismen mit klassischen Ausdrücken zu vertauschen und an der Wortfolge zu ändern (vergl. oben S. 24 Zeile 15 fg), ohne indes den Inhalt der Dichtung anzutasten; jedenfalls aber dürften seine Verdienste als Korrektor nur unbedeutend gewesen sein. Man hat angenommen, daß uns die Recension Ekkehards IV. in der Wiener Handschrift oder in den jetzt verschollenen Engelberger Bruchstücken überliefert sei; doch ist dies nicht wahrscheinlich, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß jene Bearbeitung verloren gegangen ist. Übrigens ist diese Frage für uns ziemlich bedeutungslos, da die drei Geraldushandschriften (die Brüsseler, die Pariser und die Trierer)*) auf eine Handschrift von größter Autorität, das wahrscheinlich kurz nach dem Tode des Dichters in St. Gallen geschriebene Widmungsexemplar, zurückgehen;**) auf ihnen beruht meine Ausgabe des lateinischen Textes, sowie die unten folgende Übersetzung.

Ekkehards im Mittelalter vielgelesenes Werk ist in der Folge langer Vergessenheit anheimgefallen. Im Jahre 1612 trug sich Marquard Freher, ein durch seine Forschungen auf germanistischem Gebiete verdienter Gelehrter und Herausgeber verschiedener altdeutscher Denkmäler, mit der Absicht, das Gedicht zu veröffentlichen, doch ist dieser Plan ebenso wie viele andere wegen seines zwei Jahre darauf zu Heidelberg erfolgten Todes nicht zur Ausführung gekommen. Erst 1780 ließ der Hallische Jurist F. Ch. J. Fischer das Epos nach der unvollständigen Stuttgarter Handschrift mit zahlreichen lateinischen Anmerkungen drucken, und nachdem dann zwei Jahre später Fr. Molter, der erste Übersetzer***) der Dichtung, auch den Schluß derselben bekannt gemacht

*) Vergl. über die Handschriften §§ 7 u. 8 meiner lateinischen Ausgabe. Als Schriftprobe ist oben die erste Seite der Karlsruher Handschrift gewählt, weil diese nicht mit dem Prologe beginnt.

**) Den Wert der Brüsseler Handschrift bezw. der Geraldushandschriften haben neuerdings bestritten P. v. Winterfeld im Neuen Archiv d. Gesellsch. f. ä. dtsche. Geschichtskunde 22, 554 fg. und im Anz. f. dtschs. Altert. 27, 10 fg., sowie Fr. Norden in der Revue de l'Instruction Publique en Belgique, tome XLIII, 1900. Vergl. dagegen meine Abhandlungen in der Ztschr. f. dtsche. Philol. 32, 173 fg., sowie 33, 349 fg. und 437 fg.

***) (Fr. Molter), Prinz Walther von Aquitanien, Karlsruhe 1782. Die Übersetzung ist in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt.

hatte, schrieb er 1784 zum Waltharius, dessen Abfassung er in das 6. Jahrhundert verlegte, einen ausführlichen gelehrten Kommentar.*) Seit dieser Zeit hat sich Ekkehards Werk, wie die demselben gewidmete umfangreiche Litteratur**) beweist, einer gesteigerten Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt,***) und das mit vollem Rechte, denn in ihm ist, abgesehen von dem angelsächsischen Beowulf und dem nur unvollständig auf uns gekommenen Hildebrandsliede, das älteste deutsche Epos erhalten, ein Sang, in dem uns germanische Heldenart, zwar gemildert durch den sanften Geist des Christentums, doch noch unbeeinflußt von der Sitte der ritterlichen, in vieler Beziehung undeutschen und unwahren höfischen Zeit, entgegentritt, und welcher wegen seines poetischen Inhaltes und seiner frischen, kraftvollen, echt künstlerischen Darstellung der Charaktere, der Situationen, der Handlung jedenfalls zu den herrlichsten Blüten zu zählen ist, die dem Baume unserer nationalen Heldendichtung entsproßt sind, ja, nach dem Urteile einiger†) überhaupt alles übertrifft, was wir an Liedern aus der deutschen Heldensage besitzen, das Nibelungenlied nicht ausgenommen.

Bedeutend ist die Dichtung vor allem in dem, was die Stärke der deutschen Epik ausmacht, in der Motivierung der Handlungen und der Charakterisierung der auftretenden Personen. Von letzteren nimmt das bei weitem größte Interesse in Anspruch das Freundespaar Walther und Hagen, wie denn auch die Brüsseler Handschrift das Werk als Liber duorum sodalium Waltharii et Haganonis, das Buch von den beiden Freunden Walther und Hagen, bezeichnet.

In zarter Jugend von rauher Feindeshand losgerissen aus dem heimischen Boden, mit dem das deutsche Herz mit all seinen Fasern verwachsen ist, werden die beiden edlen Kinder fern im fremden Lande

*) Fischer, Sitten und Gebräuche der Europäer im 5. und 6. Jahrhundert, aus einem alten Denkmale beschrieben. Frankfurt a/O. 1784 und Leipzig 1792.

**) Vergl. meine Ausgabe §§ 9 und 13—15.

***) Vergl. das Vorwort. Der lateinische Text ist herausgegeben worden von J. Grimm und Schmeller, lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrh. 1838; Du Méril, poésies populaires latines antérieures au 12. siècle. Paris 1843; Provana, Waltharius, Aug. Taurinorum 1848; Neigebaur, Waltharius, 1853; Peiper, Ekkehardi I. Waltharius, 1873; Scheffel und Holder, Waltharius, 1874. Eine neue Ausgabe bearbeitet P. v. Winterfeld für die Poetae latini; eine wohlfeile Textausgabe wird ebenfalls demnächst von mir herausgegeben werden.

†) Vergl. Linnig, Walther von Aquitanien. 3. Aufl. 1900, S. XIV und Baechtold a. a. O. S. 53.

unter einem barbarischen Volke erzogen, und bald alle Hunnen überragend an Eigenschaften des Körpers wie des Geistes, beweisen sie unter den Barbaren die Überlegenheit des Germanentums gleich den edlen deutschen Fürsten, welche im Gefolge des historischen Attila am Hofe und im Felde deutsche Sitte und Art zu Ehren brachten. Willig werden ihre Vorzüge von den Hunnen anerkannt, und mit Freuden wird ihr König gewahr, daß er in den beiden Geiseln einen wertvolleren Schatz in die Heimat geführt hat als in dem Horte an Gold und Edelgestein, mit dem die Könige des fernen Westens den Frieden von dem gefürchteten Sieger erkauft hatten. Scheint doch Walther berufen, die rechte Hand des Königs zu werden, und so wird der fremde Königssohn bald als „die Säule des Reiches", als „Pannoniens Licht" betrachtet. Er gilt als der Inbegriff der „Kraft und preislichen Mannheit", und wenn der allbeliebte jugendliche Held nach blutiger Schlacht in die Hofburg einreitet, so strömt jubelnd des Palastes Gesinde zusammen, und manch edle hunnische Maid im Gefolge der Königin mag den stillen Herzenswunsch hegen, den ruhmgekrönten Sieger als Besiegten zu ihren Füßen zu sehen.

Aber all die Fürstenhuld und die Gunst der Menge vermögen unsern Helden nicht zu befriedigen; weit ab liegt ja die liebe Heimat, fern sind die Volksgenossen und die teueren Eltern, die sich vor Sehnsucht nach dem einzigen Sohne verzehren, den sie dem Wohle des Vaterlandes geopfert haben. Um so inniger schließt sich Walthers liebebedürftiges Herz an den Schicksalsgenossen Hagen, den trauten Jugendgespielen, an; wenn er bei ihm weilt, so vergißt er das Antlitz des fernen Vaters, verblaßt vor seinem geistigen Auge das lockende Bild der Heimat.

Aber noch eines vermag ihm das bittere Leid der Verbannung zu versüßen: ist doch seine Schicksalsgenossin die Perle von Burgund, die minnigliche Maid Hildegunde, die frühes Verlöbnis der Eltern und eigene Herzensneigung ihm zu eigen bestimmt haben. Doch die Frauen des Hofes leben streng abgesondert wie im Nibelungen- und Gudrunliede;*) nur selten sieht daher der Jüngling die Auserwählte, und die Klugheit gebietet, das Geständnis der Liebe tief im Busen zu verschließen, ja dem geliebten einsam trauernden Mädchen gegenüber gleichgültigen Sinn zu heucheln. Denn das Königspaar ist argwöhnisch, seit Hagen

*) Vergl. auch unten die Erzählung der Thidhrekssaga.

in die Heimat entwichen ist, und bestrebt sich, Walther in feste Bande zu schlagen; einer hunnischen Fürstentochter soll er zum Ehebunde die Hand reichen, mit reichem Landbesitz begabt und so auf immer an das fremde, verhaßte Volk gefesselt werden. Allein Walther bleibt treu dem Vaterland und seiner Liebe, und als der scheidende Hagen nach leidenschaftlicher Umarmung sich von ihm losgerissen hat, um nach der deutschen Heimat, dem Ziele auch seiner jahrelangen glühenden Sehnsucht, zu ziehen, da brennt dem Zurückgebliebenen im fremden Lande der Boden unter den Füßen. Doch es gilt, noch länger zu dulden und auszuharren bei dem mißtrauischen Feinde, und noch hat die Geliebte weder das Geständnis von Walthers Liebe noch den schlau ersonnenen Plan zu der gemeinsamen Flucht vernommen. Als dann Walther in günstiger Stunde die beseligende Gewißheit ihrer Gegenliebe gewonnen und das Paar nächtlicher Weile der hunnischen Hofburg mit ihren schlafenden Insassen den Rücken gekehrt hat, wie zärtlich ist da der Jüngling um das geliebte Weib besorgt, welches ihm zu Liebe alles zu ertragen und einer dunklen Zukunft entgegenzugehen, sich entschlossen hat. Bei dem Gedanken an ein Mißlingen der Flucht, das der Braut Schmach und Schande bringen muß, erbebt Walthers tapferes Herz, und der schlachtenberühmte Held, den die Feinde fliehen, als ob er der leibhaftige Tod wäre, schleicht nächtlicher Weile durch pfadlose Gebiete in steter Furcht vor Entdeckung. Vierzig Tage lang wagt er es nicht, den Leib von dem schweren Streitgewande zu befreien und die müden Glieder zum Schlummer auszustrecken. Damit Hildegunde die Sorgen des Tages verschlafen und neue Kräfte für die ungewohnten Beschwerden der Flucht sammeln kann, hält er treulich Wacht, und nur zuweilen wagt er es, das müde Haupt auf den Schildrand zu stützen, aber kaum getraut er sich dabei, die Augen zu schließen. Erst als sie in vermeintlichem Freundeslande angekommen sind und in sicherem Verstecke sich gelagert haben, bettet er endlich zum Schlummer das Haupt in den Schoß der Geliebten. So beweist sich Walther der Braut während der ganzen Zeit der Flucht als ein treu sorgender Freund, und nimmer beschleicht ihn dabei der Wunsch nach zärtlichem Liebesgekose; aber fern winkt die Heimat und dort nach tausend Gefahren als Lohn bewährter Treue in den Armen des schwererkämpften Weibes das Glück der Liebe.

Walthers süßem Traume von Heimat und Wiedersehen folgt ein bitteres Erwachen: die Hufe flüchtiger Rosse ertönen, und aus dem wirbelnden Staube tauchen Gestalten kriegerischer Männer auf. Doch

nicht die schwergekränkten, rachedurstigen Hunnen sind es, die nahen; der König des fränkischen Landes, der Beherrscher der kühnen Nibelungen, ist mit seinen Mannen der Spur der Flüchtlinge gefolgt und hält nicht fern von der Felsenhöhle, und freudig überrascht, erkennt der spähende Walther unter dem Gefolge des Fürsten seinen Jugendgespielen Hagen. Nun hat alle Not und Sorge ein Ende, denn der alte Freund naht doch gewiß, um ihn in seine Arme zu schließen, ihn in sein Haus zu führen, und wenn er sich am gastlichen Herde von den Mühen der Flucht erholt hat, nach der Heimat das Geleit zu geben. Doch die frohe Hoffnung wird bald getäuscht, denn die Mienen der Fremden verraten nichts Gutes, und in schweres Streitgewand gehüllt, pflegt man nicht zur festlichen Einholung eines lieben Gastes auszuziehen. Die feindliche Absicht der Ankömmlinge ist unverkennbar und Walther, der bisher sorgsam eine feindliche Begegnung vermieden hat, zum Kampfe gestellt. Doch angesichts der drohenden Gefahr schwellt ihm froher Kampfesmut die Brust, der sehnige Arm probt im Schwunge die vertrauten Waffen, und im Vollgefühle seiner Kraft vermißt sich der Held, daß keiner der Feinde sich rühmen solle, ungestraft die gierige Hand nach seinen Schätzen ausgestreckt zu haben. Wenn der Held alsbald nach diesen Worten zur Erde niederfällt und demütig Gott um Verzeihung bittet für seine Vermessenheit, so hat man hierin einen entstellenden Zusatz des geistlichen Verfassers*) erblicken wollen und diese mönchischen Gesinnungen als nur äußerlich aufgeheftet hingestellt;**) doch darf man nicht mönchisch und christlich verwechseln. Auch in der angelsächsischen Dichtung verrät Walther wie Hildegunde eine fromme Gesinnung, und wir möchten diese kindliche Gottesfurcht und die schlichte Frömmigkeit, mit welcher der wackere Degen seine Sache Gott anheimstellt und auf seine Hilfe vertraut, nicht gern an dem Bilde des deutschen Helden missen.***) Auch darin zeigt sich ein edler, versöhnlicher, christlicher Sinn, daß er, obwohl er den Kampf nicht scheut, bemüht ist, sich in

*) Geyder in seinen Anmerkungen zum Waltharius, Zeitschrift für deutsches Altertum 9, 150 fg.

**) Scherer a. a. O. S. 56.

***) „Was ferner dem Zeitalter des Übersetzers schon näher liegt und spätere geistliche Zuthat ist, das ist jene naive Christlichkeit, die den fromm biederen Geist der Ottonenzeit und der in ihr entstandenen Geschichtswerke abspiegelt". Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 1. Bd. 5. Aufl. 1871, S. 152.

Güte mit dem begehrlichen Feinde auseinanderzusetzen. Er ist ja ein Fremdling im Lande und kann nach altgermanischer Auffassung als solcher auf den Schutz und Frieden, deren die Bewohner desselben teilhaftig sind, keinen Anspruch machen, und formell ist König Gunther daher im Rechte, wenn er den Frieden dem Fremden verweigert, der um seinen Schutz nicht nachgesucht hat, mochte auch die spätere Sitte das schroffe Geltendmachen dieses Rechtes als wenig königlich erscheinen lassen. So bietet denn Walther dem zu ihm abgesandten Kamalo, wenn er auch spöttische Bemerkungen über Gunthers unkönigliches Verhalten nicht unterdrücken kann, hundert goldene Spangen als Ehrengeschenk für denselben an, um sich dadurch einen freien Durchzug durch das Frankenland zu erkaufen, und als der Bote nach gepflogener Rücksprache mit seinem Herrn zwar von seiner ersten Forderung, auch die Jungfrau und das Roß herauszugeben, absteht, aber doch den gesamten Hort von Walther verlangt, bietet dieser noch einmal die Hand zu einem friedlichen Vergleiche, indem er die doppelte Anzahl von Spangen zu geben sich bereit erklärt, wenn man ihn in Frieden seine Straße ziehen lassen will.

Doch schnöde zurückgewiesen, sieht er sich endlich gezwungen, zu den Waffen zu greifen und mit der habgierigen Feindesschar um Gut und Weib, um Ehre, Freiheit und Leben den Kampf zu wagen, einen Kampf, ob dem der alte Wasgenwald staunen, und von dem noch später Enkel Mund singen und sagen sollte.

Aber der ruhmvolle Sieger vom Wasgenstein ist nicht wie Siegfried durch Drachenblut gegen Hieb und Stich gefeit, keine unsichtbar machende Tarnkappe verleiht ihm die Stärke von zwölf Männern, er hat nicht wie König Hagen im Gudrunliede durch das Blut des fabelhaften Gabilunes wunderbare Kraft gewonnen, ihn stärkt nicht wie den Helden Wolfdietrich ein Trank aus dem Zauberbrunnen und der Besitz eines Wunderringes, nicht schützt ihn wie diesen St. Pankratien Heiltum und St. Jörgen Hemde: er ist ein Held aus ureigenster Kraft. In Kriegsspiel und Ernstkampf gestählte jugendliche Leibesstärke und Gewandtheit machen ihn allen Gegnern überlegen und lassen ihn immer wieder unverwundet aus dem Zweikampfe hervorgehen. Der hohe Preis des Ringens und festes Vertrauen auf Gott, der seiner gerechten Sache den Sieg verleihen werde, stählen Nerven und Muskeln immer wieder aufs neue und erfüllen ihn mit übermenschlicher Kraft, so daß er zum Staunen der Feinde nimmer ermüdet die Hand sinken läßt.

nicht die ſchwergekränkten, rachedurſtigen Hunnen ſind es, die nahen; der König des fränkiſchen Landes, der Beherrſcher der kühnen Nibelungen, iſt mit ſeinen Mannen der Spur der Flüchtlinge gefolgt und hält nicht fern von der Felſenhöhle, und freudig überraſcht, erkennt der ſpähende Walther unter dem Gefolge des Fürſten ſeinen Jugendgeſpielen Hagen. Nun hat alle Not und Sorge ein Ende, denn der alte Freund naht doch gewiß, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen, ihn in ſein Haus zu führen, und wenn er ſich am gaſtlichen Herde von den Mühen der Flucht erholt hat, nach der Heimat das Geleit zu geben. Doch die frohe Hoffnung wird bald getäuſcht, denn die Mienen der Fremden verraten nichts Gutes, und in ſchweres Streitgewand gehüllt, pflegt man nicht zur feſtlichen Einholung eines lieben Gaſtes auszuziehen. Die feindliche Abſicht der Ankömmlinge iſt unverkennbar und Walther, der bisher ſorgſam eine feindliche Begegnung vermieden hat, zum Kampfe geſtellt. Doch angeſichts der drohenden Gefahr ſchwellt ihm froher Kampfesmut die Bruſt, der ſehnige Arm probt im Schwunge die vertrauten Waffen, und im Vollgefühle ſeiner Kraft vermißt ſich der Held, daß keiner der Feinde ſich rühmen ſolle, ungeſtraft die gierige Hand nach ſeinen Schätzen ausgeſtreckt zu haben. Wenn der Held alsbald nach dieſen Worten zur Erde niederfällt und demütig Gott um Verzeihung bittet für ſeine Vermeſſenheit, ſo hat man hierin einen entſtellenden Zuſatz des geiſtlichen Verfaſſers*) erblicken wollen und dieſe mönchiſchen Geſinnungen als nur äußerlich aufgeheftet hingeſtellt;**) doch darf man nicht mönchiſch und chriſtlich verwechſeln. Auch in der angelſächſiſchen Dichtung verrät Walther wie Hildegunde eine fromme Geſinnung, und wir möchten dieſe kindliche Gottesfurcht und die ſchlichte Frömmigkeit, mit welcher der wackere Degen ſeine Sache Gott anheimſtellt und auf ſeine Hilfe vertraut, nicht gern an dem Bilde des deutſchen Helden miſſen.***) Auch darin zeigt ſich ein edler, verſöhnlicher, chriſtlicher Sinn, daß er, obwohl er den Kampf nicht ſcheut, bemüht iſt, ſich in

*) Geyder in ſeinen Anmerkungen zum Waltharius, Zeitſchrift für Altertum 9, 150 fg.

**) Scherer a. a. O. S. 56.

***) „Was ferner dem Zeitalter des Überſ… ſpätere geiſtliche Zuthat iſt, das iſt jene … biederen Geiſt der Ottonenzeit und der … ſpiegelt". Gervinus, Geſchichte der deu… S. 152.

Güte mit dem begehrlichen Feinde auseinanderzusetzen. Er ist ja ein Fremdling im Lande und kann nach altgermanischer Auffassung als solcher auf den Schutz und Frieden, deren die Bewohner desselben teilhaftig sind, keinen Anspruch machen, und formell ist König Gunther daher im Rechte, wenn er den Frieden dem Fremden verweigert, der um seinen Schutz nicht nachgesucht hat, mochte auch die spätere Sitte das schroffe Geltendmachen dieses Rechtes als wenig königlich erscheinen lassen. So bietet denn Walther dem zu ihm abgesandten Kamalo, wenn er auch spöttische Bemerkungen über Gunthers unkönigliches Verhalten nicht unterdrücken kann, hundert goldene Spangen als Ehrengeschenk für denselben an, um sich dadurch einen freien Durchzug durch das Frankenland zu erkaufen, und als der Bote nach gepflogener Rücksprache mit seinem Herrn zwar von seiner ersten Forderung, auch die Jungfrau und das Roß herauszugeben, absteht, aber doch den gesamten Hort von Walther verlangt, bietet dieser noch einmal die Hand zu einem friedlichen Vergleiche, indem er die doppelte Anzahl von Spangen zu geben sich bereit erklärt, wenn man ihn in Frieden seine Straße ziehen lassen will.

Doch schnöde zurückgewiesen, sieht er sich endlich gezwungen, zu den Waffen zu greifen und mit der habgierigen Feindesschar [illegible] und Weib, um Ehre, Freiheit und Leben den Kampf zu wagen, [illegible] Kampf, ob dem der alte Wasgenwald staunen, und [illegible] später Enkel Mund singen und sagen sollte.

Aber der ruhmvolle Sieger vom Wasgenstein ist nicht wie Siegfried durch Drachenblut gegen Hieb und Stich gefeit, [illegible] machende Tarnkappe verleiht ihm die Stärke von [illegible] hat nicht wie König Hagen im Gudrunliede durch [illegible] haften Gabilunes [illegible]derbare Kraft gewonnen, [illegible] Helden Wolfdi[illegible] Tran[illegible] dem Zauber[illegible] eines Wund[illegible] wie diesen [illegible] und Sa[illegible] Held aus [illegible]

[illegible]

Ihm ist der Kampf ein Gottesurteil: wenn er zum Streite gereizt und ein Unrecht begangen hat, so soll ihn, ruft er aus, sogleich die Lanze des Gegners durchbohren! Acht in Kämpfen wohlerprobte, verwegene Gesellen rufen ihn einzeln nach einander zum Streite auf, zu Roß und zu Fuß, mit Waffen aller Art, mit starken Speeren und leichten Wurfspießen, mit doppelschneidigen Schwertern, wuchtiger Streitaxt und vergifteten Pfeilen. Immer verändert ist die Angriffsweise der Feinde, immer anders die Abwehr des bedrängten Helden, doch stets gleich der Ausgang: alle büßen mit dem Tode den kühnen Versuch, den königlichen Helden zu fällen, der unverletzt, nur der Zier zweier Locken beraubt, als Sieger auf dem blutgetränkten Kampfplatze dasteht.

Aber was die einzelnen im Nahkampfe nicht erreichen konnten, wird vielleicht die gemeinsame Anstrengung mehrerer aus der Ferne vollbringen. Jetzt hüte dich, jung Walther! Sausend fliegt, von geschickter Hand geschleudert, der furchtbare Dreizack durch die Luft und haftet fest in seinem Schilde; Triumphgeschrei der Franken ertönt, und voll Eifer ziehen vier schweißtriefende Recken an langem Seile, um dem Gegner den schützenden Schild zu entreißen. Doch der steht lange unerschütterlich gleich der Eiche des deutschen Bergwaldes, bis er plötzlich den Schild fahren läßt und wie ein Wetterstrahl auf die überraschten Feinde fährt: drei liegen alsbald in ihrem Blute, und voll Entsetzen entflieht auf schnellem Rosse der letzte, der stolze König, von dem Orte des Schreckens, um zu dem abseits weilenden grollenden Hagen zu eilen.

Von Interesse ist es, Walthers Verhalten während des langen, furchtbaren Ringens und die Äußerungen seiner Seelenstimmung zu betrachten. Dem grimmigen Toben, der schäumenden Wut, dem ungestümen Andringen der Gegner setzt er selbstbewußte Ruhe, ihrem Prahlen und Drohen stumme Verachtung entgegen. Aber als er wiederholt vergebens an Hagens Neffen Patafried väterliche Mahnungen gerichtet hat, vom Kampfe mit ihm abzustehen, und der herrliche Jüngling blindlings in den Tod rennt, da übermannt ihn der Zorn über den Thoren, und er knirscht vor Wut mit den Zähnen wie der gereizte Wildeber. Und auch als ihn die vier letzten Gegner zu langem unfruchtbaren Abmühen zwingen, schwillt dem Ungeduldigen die Zornesader, und er stürmt voran zum unwiderstehlichen Angriffe.

Auch darin zeigt sich seine Überlegenheit, daß er trotz des Ernstes seiner Lage den Humor nicht verliert und in altgermanischer Weise

Spott und Hohn an dem Gegner nicht spart.*) Lachenden Herzens begrüßt er den mit dem Schwerte zum Nahkampfe heransprengenden Schützen Werinhard und treibt ihn, der bisher unerreichbar gewesen war, zur Eile an; mit lustigem Gelächter beantwortet er Eckefrieds Frage, ob er, der Unverwundbare, ein lustiges Trugbild, ein Schrat aus dem Walde sei, und mit höhnischen Worten sendet er dem Feinde den tödlichen Speer als Gegengabe. „Wohin willst du denn? Hole dir doch den Schild!" tönt es aus seinem Munde, ehe er den fliehenden Hadawart, der sich die schöne Waffe Walthers als Kampfpreis ausbedungen hat, zu Boden schlägt, und grauenvoll klingt der Hohn des gereizten Mannes, wenn er dem gefällten Randolf das Haupt abschlägt als Vergeltung für die abgeschorenen beiden Haarlocken, wenn er den Trogus zur Unterwelt sendet, damit er den im Tode vorangegangenen Freunden verkünde, wie herrlich er sie an Walther gerächt habe.

Die lange Kampfarbeit des ersten Tages ist zu Ende, und die beiden überlebenden Franken sind abgezogen. Doch der stolze Held verschmäht die heimliche Flucht, denn der übermütige König soll ihm nicht nachsagen, daß er wie ein Dieb in nächtlichem Dunkel entronnen sei, und er bleibt auf dem Platze, auf welchen sich jetzt die Schatten der Nacht herabsenken. Still liegt die blutige Walstatt da, verstummt ist das Stampfen der Rosse, das Dröhnen und Klirren der Waffen, verklungen das Toben der Kämpfer und das Geröchel der Sterbenden; nur die hochwipflichen Bäume des Waldes rauschen ernst mahnend im Abendwinde. Vergessen ist der wilde Streit, und der Geist der Milde und Versöhnung zieht in die Seele des edlen Walther ein. Vor ihm liegen, schrecklich verstümmelt, elf stille Männer, die seine Hand, von herber Not gezwungen, des freundlichen Lichtes beraubt hat — ein bejammernswerter Anblick! Ein edler Sieger ehrt auch den toten Feind, der im ehrlichen Kampfe gefallen ist, und so naht sich denn Walther, noch ehe er an Rast und Erquickung denkt, mit bitterem Seufzen den Toten und fügt den blutigen Leibern die abgeschlagenen Häupter an, da er eine eigentliche Bestattung den Angehörigen überlassen muß. Nachdem er so den getöteten Feinden die letzte Ehre erwiesen hat, vereinigt er in inbrünstigem Gebete mit dem Danke an Gott für die gnädige Rettung die Bitte, ihn diejenigen, welchen er im Leben feind sein mußte, dereinst im himmlischen Reiche des Friedens wiederschauen zu lassen.

---

*) Über den Schlachtenhohn vergl. u. a. Freytag a. a. O. S. 204.

Dann gilt es, die bekümmerte Braut zu trösten, den ermatteten Leib durch Nahrung und kurzen Schlummer zu stärken, um, sobald der erste Teil der Nacht verflossen ist, wieder Wache halten und die mit Beute beladenen Rosse zum Aufbruche rüsten zu können. Am frühen Morgen, als alles ringsum ruhig ist, verläßt das flüchtige Paar die sichere Burg, um den Weg zur Heimat weiter zu verfolgen. Doch kaum ist er eine Rast weit geritten, da geht Walthers Ahnung in Erfüllung: der Feind hat im Hinterhalte gelauert, und wütend sprengt König Gunther in Begleitung Hagens heran, von neuem bittere Fehde kündend mit schmähenden Worten. Aber verächtlich wendet der Held sich von dem unedlen Standesgenossen ab, um Hagen, den Jugendfreund, an die alten Schwüre der Treue zu erinnern und vom Kampfe abzumahnen.

Jetzt, wo der tragische Augenblick herannaht, da das einst so innig verbundene Freundespaar die Klingen kreuzt zum Streite auf Leben und Tod, ist es an der Zeit, unsern Blick auf Hagen zu lenken und uns den ergreifenden Seelenkampf zu vergegenwärtigen, der in seiner Brust wogte, während Walther sich mit den Frankenrecken in Waffen maß.

Hagen ist in unserer Dichtung nicht der finstere, wilddämonische Charakter, der uns im Nibelungenliede mit Grauen erfüllt, vielmehr eine durchaus sympathische Persönlichkeit und eben deswegen zur Darstellung eines tragischen Konfliktes vorzüglich geeignet. Schwer ist ihm der Abschied geworden, als er einst im fernen Hunnenlande aus den Armen seines Freundes sich losreißen mußte, um der Pflicht des Herrendienstes zu folgen, die ihn nach der fränkischen Heimat zurückrief, und um so größer ist die Freude über die Kunde von der unerwarteten Rückkehr des lieben Gesellen. Alle, die in der Halle des Königs beim Mahle sitzen, sollen sich mit ihm freuen über die frohe Märe, ein Wunsch, der in ungeahnter Weise in Erfüllung geht, als der habsüchtige König unter dem Beifallsjubel der übrigen Tafelgenossen die Ankunft des Fremden als eine günstige Gelegenheit, reichen Hort zu gewinnen, bezeichnet. Statt festlicher Einholung wartet räuberischer Überfall des Freundes, und der schmerzlich enttäuschte Hagen muß, so will es der Befehl seines Herrn, sich selber an dem Raubzuge beteiligen, nachdem er vergebens den Sinn des Gebieters zu ändern sich bemüht hat. So zieht er schweren Herzens mit der beutelustigen Schar von dannen, wohl in der stillen Hoffnung, daß man den Gesuchten verfehlen möge.

Doch als man die Spur des flüchtigen Paares gefunden, da ist es nicht nur die Freundespflicht, sondern auch die Rücksicht auf seinen unbesonnenen Herrn, die ihn nochmals seine warnende Stimme erheben läßt, denn noch immer ist der ein Kind des Todes gewesen, der sich dem gewaltigen Helden Walther zum Kampfe gegenübergestellt hat. Vergebens: der thörichte Fürst bleibt unbeugsam, geblendet von Habgier, läßt sich aber endlich auf Hagens nochmaliges Bitten bewegen, zunächst mit Walther um die freiwillige Herausgabe des Goldschatzes zu unterhandeln, und als der Fremdling wirklich sich bereit erklärt, einen beträchtlichen Teil desselben dem Könige darzureichen, da rät der treue Warner, mit dem Erreichten zufrieden zu sein und nicht das Schicksal herauszufordern, indem er zugleich Mitteilung von seinem unglückverheißenden Traume macht.

Wir erfahren von dem Dichter nicht, ob Hagen am Hofe Gunthers die große Rolle spielte wie im Nibelungenliede.*) Dort ist er den Nibelungen ein helflîcher trôst, ein unermüdlicher Berater und Warner, dessen überlegene Klugheit und Welterfahrung von allen willig anerkannt wird. „Er hat vollkommen die Stellung eines Majordomus zur Zeit der letzten Merowinger; der König thut nichts, ohne ihn um Rat zu fragen, ja er hat kaum einen Gedanken, den ihm sein Vezier nicht eingiebt.“**) Nur einmal wird sein kluger Rat nicht befolgt, nämlich als er seinem Herrn abrät, der Einladung der rachebrütenden Kriemhilde nach dem Hunnenlande Folge zu leisten, und warnend spricht: „Ir habt iu selben widerseit!“ Und hier wie in unserm Epos wird der weise Rat verschmäht zum Unheile des Königs, ja in beiden Fällen dem Warner Feigheit zum Vorwurfe gemacht:

Dô sprach zuo dem râte der fürste Gêrnôt:
„sît daz ir von schulden fürhtet dâ den tôt
in hiunischen rîchen, solde wir'z dar umbe lân
wir ensæhen unser swester, daz wær' vil übele getân“.
Nib. Bartsch 1462.

Im Waltharius ist es der jugendlich leichtfertige König selber, der, des unheilverkündenden Traumgesichtes spottend, Hagen der Zagheit, ja der vom Vater ererbten Zagheit beschuldigt, und somit nicht nur dem

*) Vergl. auch unten den Schluß der Inhaltsangabe der Wiener Bruchstücke eines mittelhochdeutschen Waltharieliedes.

**) v. Mörner, Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte. 1886, S. 22.

erprobten Helden selbst, sondern auch dessen Sippe die schwerste Beleidigung zufügt, die der germanische Krieger kennt. Da entbrennt der treue Diener in gewaltigem Zorne, denn auch dem Fürsten ist es nicht gestattet, das kostbarste Gut des Gefolgsmannes, die kriegerische Ehre, anzutasten, ein Gut, dessen uneingeschränkter Besitz als unerläßliche Bedingung des Vasallitätsverhältnisses betrachtet werden muß. Es ist daher nur eine richtige Schlußfolgerung aus der von dem Könige an ihm geübten Kritik, wenn der bitter gekränkte Mann das Band zwischen Senior und Vasallen als gelöst betrachtet, wenn er erklärt, daß er, der Feigling, nicht an dem vom Könige befohlenen Kampfe tapferer Männer teilnehmen werde, und auch äußerlich aus ihrem Kreise ausscheidet, indem er auf einen nahen Hügel reitet, um als unbeteiligter Zuschauer dem weiteren Verlaufe der Dinge zuzusehen. Dadurch wird ihm zugleich eine willkommene Gelegenheit geboten, die dem Freunde geschworene Treue zu halten, und selbst der Tod, den der geliebte Neffe bald darauf von Walthers Hand erleidet, kann ihn, wie er V. 1112 dem Könige ausdrücklich erklärt, nicht bewegen, als Rächer der Familie den Kampf gegen Walther aufzunehmen, der ja auch um Hagens willen alles Mögliche versucht hatte, das Verhängnis von Patafried abzuwenden, und ihn dann in gerechter Notwehr erschlagen mußte. Da Hagen sich trotzdem später entschließt, den alten Freund auf Leben und Tod zu bekämpfen, so hat man es für einigermaßen zweifelhaft erklärt, ob eine psychologische Erklärung dieser plötzlich eintretenden Sinnesänderung möglich sei.*) Hagens Verhalten ist jedoch aus der veränderten Sachlage durchaus erklärlich. Der Hochmut des stolzen Königs ist schmählich zu Falle gekommen; Mann für Mann sind seine wackeren Krieger von Walther gefällt, und er ist zur Zeit aller Hilfsmittel beraubt wie Dietrich von Bern, als seine sämtlichen Mannen bis auf einen von den Nibelungen erschlagen sind:

Er sprach: „und sint erstorben alle mîne man,
sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrîch.
ich was ein künec hêre, vil gewaltic unde rîch."

Nib. 2319.

Gunther selbst hat es nicht gewagt, den furchtbaren Gegner allein zu bestehen, sondern sich zu unrühmlicher Flucht gewandt. Die Ehre

*) Vergl. Dieter in der Zeitschrift Anglia 10, 227 fg. und 11, 163 fg. und dagegen meine kritischen Bemerkungen zum Waltharius in der Germania 37, 34, deren wesentlicher Inhalt hier wiedergegeben ist.

des königlichen Namens ist befleckt, seine Stellung als Herrscher, das Ansehen des ganzen Frankenvolkes gefährdet. Welchen Eindruck wird es machen, wenn der Fremde ungestraft aus dem Lande entkommt, wie werden die Nachbarn über die Niederlage der sonst so gefürchteten Franken triumphieren und spotten! Nur einer ist da, der in dieser Not helfen kann, der vorher so schmählich beleidigte Hagen, und bei ihm sucht der bedrängte Herrscher Zuflucht. Dadurch, daß dieser reumütig seine Schuld eingesteht und sein Unrecht mit vielen Wohlthaten wieder gut zu machen verspricht, ist Hagens Ehre wiederhergestellt, der Held versöhnt und das alte Verhältnis zwischen Herrn und Gefolgsmann wieder eingetreten.

Doch lange zögert Hagen, den Bitten des Königs, daß er Walther bekämpfen möge, zu willfahren, und wie im Nibelungenliede das Herz Rüdigers von Bechelaren, so wird auch das seinige von grimmigen Zweifeln gefoltert, ob er zu dem herzlich geliebten Freunde halten, der ihn an den Eid der Treue mahnt, oder dem Flehen des vor dem Vasallen sich demütigenden Fürsten nachgeben soll, der von ihm wie Kriemhilde und Etzel von dem getreuen Markgrafen die Erfüllung der Mannenpflicht fordert.

Etzel der rîche vlêgen ouch began.
dô buten si sich beide ze füezen für den man.
den edelen marcgrâven unmuotes man dô sach.
der vil getriuwe recke harte jâmerlîchen sprach:

„Owê mir gotes armen, deich ditz gelebet hân.
aller mîner êren der muoz ich abe stân,
triuwen unde zühte, der got an mir gebôt.
owê got von himele, daz mih's niht wendet der tôt!

Swelhez ich nu lâze unt daz ander begân,
sô hân ich bœslîche und vil übele getân:
lâz' aber ich si beide, mich schiltet elliu diet.
nu ruoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet."

Nib. 2152—54.

Hagens Moral ist im Nibelungenliede, obwohl er zu den Magen des Königs zählt, die des subalternen mittelalterlichen Dienstmannes, für den sein Herr die Sonne ist, um die sich alles dreht. Was dem Vorteile des Herrn dient oder zu dienen scheint, ist Hagen zu thun erlaubt, ja geboten, selbst schnöder Verrat und hinterlistiger Mord; die eigenen sittlichen Grundsätze, die Forderungen der allgemeinen Moral müssen

dem Interesse des Herrn nachstehen. Anders denkt und handelt Hagen in unserer Dichtung. Wie sich der Stolz des Mannes aufbäumt vor dem kränkenden Worte aus Fürstenmunde und sein Zorn gegen den Beleidiger auflodert („soweit es dem Herrn gegenüber erlaubt ist", fügt bezeichnender Weise der mönchische Dichter des 10. Jahrhunderts hinzu), so zeigt er auch dem Ansinnen des Königs gegenüber seine selbständige Natur, die sich von niemandem die Verantwortung für ihr Thun und Lassen abnehmen läßt und dem Leitsterne in der eigenen Brust folgt.

Der Ausgang des tragischen Konfliktes, in dem die eine Treue mit der anderen kämpft, kann nicht zweifelhaft sein: Rüdiger und Hagen lassen beide an die wâge sêle unde lîp und widersagen blutenden Herzens den Freunden, denn das Privatverhältnis muß in den Hintergrund treten, wo Fürst und Volk von dem Manne das Eintreten für ihre Lebensinteressen fordern. Die Mannentreue ist die starke Grundlage des mittelalterlichen deutschen Lehnsstaates; wenn sie wankt, so ist der Bestand des Staates in Frage gestellt. Hagens eigener Schmerz tritt also vor der Rücksicht auf die Ehre seines Königs zurück, das ist des Helden eigenes Geständnis in V. 1109; nicht um den Tod seines geliebten Neffen zu rächen, nimmt er den Kampf gegen Walther auf (V. 1112).

Nach dieser ausdrücklichen Versicherung dem Könige gegenüber muß es nun auffallend erscheinen, daß Hagen, als er vor Walther sein feindliches Verhalten rechtfertigt, seiner Vasallenpflicht mit keiner Silbe gedenkt, sondern lediglich die Pflicht der Blutrache als Grund seiner veränderten Haltung anführt. Dieser scheinbare Widerspruch dürfte sich vielleicht dadurch erklären lassen, daß Hagen bei Walther, dem in Purpur geborenen Königssohne, der soeben mit Hilfe von Verstellung und List die Fesseln einer erzwungenen Dienstbarkeit leichten Herzens abgestreift hat, nicht dieselben Anschauungen von Standespflicht und Standesehre voraussetzt, die ihn selbst, den dienenden Vasallen, beherrschen. Wohl aber hat Walther Hagen an seine Freundespflicht erinnert, ihm die eigenen idealen Anschauungen von Freundschaft dargelegt und gestanden, daß er über dem Anblick des Freundes des eigenen Vaters vergessen, daß der Verkehr mit dem lieben Gesellen ihm mehr als das Leben im Heimatlande gegolten habe.

Dem Vertreter eines Pietätsverhältnisses gegenüber sieht Hagen sich veranlaßt, sich ebenfalls auf ein solches zu berufen, indem er auf die uralte geheiligte Pflicht der Blutrache hinweist, die von ihm fordert

den Tod des erſchlagenen Neffen mit dem Blute ſeines Mörders zu ſühnen.*) Da er keine Buße annehmen zu wollen erklärt, ſondern auf blutiger Fehde beſteht, ſo muß Walther von neuem zu den Waffen greifen und von der zweiten bis zur neunten Stunde des Tages mit den beiden Gegnern in ungleichem Kampfe ringen, welcher bei der Natur ſeiner Veranlaſſung ein tragiſches Ende erwarten läßt.

Daß derſelbe trotzdem mit einer Verſöhnung der Feinde endet, hat man für einen nicht unbedenklichen Ausgang erklärt. Nach Dieters Anſicht durfte Hagen, wenn er um der Ehre des Königs willen den Kampf gegen Walther aufnahm, ſich nicht ſchließlich mit dem Gegner verſöhnen; auch hätte der ſtolze König unmöglich in die Verſöhnung willigen können. Allerdings hat Gunther den Kampf erneuert, um ſeine Ehre wiederherzuſtellen, denn von der Beute, nach der ihn anfangs ſo ſehr gelüſtete, iſt ſpäter nicht mehr die Rede. Aber der Ehre des vorher ſchmählich geflohenen Königs iſt nach Beendigung des Kampfes genug gethan; Gunther hat nach Kräften gekämpft, bis er ſchwer verwundet wurde, und dieſe Wunde iſt von ſeinem Vaſallen bitter gerächt worden. Nachdem aber auch Walther ſeine Verſtümmelung dem Gegner vergolten hat, iſt der Weg zur Verſöhnung gebahnt. Außerdem aber zwingt die Gewalt der Thatſachen die Kämpfer zum Einſtellen der Feindſeligkeiten: ſie können einfach nicht weiter kämpfen, denn ſie ſind gänzlich erſchöpft (V. 1422) und der König wie auch Walther in Gefahr zu verbluten. Daß jetzt die Jungfrau als verſöhnendes Element hinzutritt, die Wunden verbindet und die lechzenden Zungen kühlt, daß Hagen zum Fortſchaffen des wunden Herrn der Hilfe Walthers bedarf, macht die Verſöhnung vollſtändig.

Nach Dieter iſt aber auch die klägliche Rolle, welche Gunther am Schluſſe der Dichtung ſpielt, mit dem Vorhergehenden unvereinbar, und er fragt, wie der ſtolze Herrſcher, ohne an Rache zu denken, die Mißachtung hätte ertragen können, mit der ihn Walther V. 1413 fg. behandelt. Nun, großſprecheriſche Leute werden gewöhnlich im Unglück ſehr kleinlaut. Doch ich glaube, wir verkennen den Charakter Walthers, wenn wir annehmen, daß er, der früher auf die Schmähungen des Königs nur mit Schweigen antwortete (V. 1237), jetzt den verwundeten Gegner und nunmehrigen Gaſt durch beleidigende Rede gekränkt hätte. Seine Worte ſind an Hildegunde bezw. Hagen gerichtet, und wir haben uns

*) Vergl. meine kritiſchen Bemerkungen S. 21 fg.

die Situation so vorzustellen, daß die beiden wiederversöhnten Freunde nahe bei einander sitzen, während der so schwer verstümmelte Gunther etwas abseits sich vor Schmerzen windet (V. 1405 und 1444), unfähig, den Vorgängen in seiner Umgebung zu folgen, wie er ja auch an den Scherzreden der beiden anderen sich nicht beteiligt. Die Kritik seines Herrn muß sich Hagen wohl gefallen lassen, denn er kann nicht umhin, ihre Berechtigung anzuerkennen; muß er selbst doch auch den Vorwurf Walthers hinnehmen, ihm fehle noch etwas zu einem ganzen Helden, nämlich daß er — um die Stelle mit Simon Dachs Worten wiederzugeben — „Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann".*)

So hat also der Dichter die beiden Gegner, den idealen Verfechter der deutschen Mannentreue und den idealen Vertreter der Freundestreue, versöhnt, ohne aber im Prinzipe den Streit zwischen den beiden Arten

---

*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 34 fg. — Die Freundestreue, die Walther in unserer Dichtung bei Hagen vermißt, bewährt dieser im Nibelungenliede in seinem Verhältnisse zu Volker, der alle Not und Sorge mit ihm teilt. Als beide an Etzels Hofe vor der Thüre des Saales für die schlafenden Burgunden wachen und die Hunnen heranschleichen, um die schlummernden Gäste zu überfallen, will sich der kühne Spielmann zu jenen begeben, um sie zur Rede zu stellen, wird jedoch von Hagen zurückgehalten, denn, wenn der Freund angegriffen würde, so, sagt er, werde er ihm beispringen und seinen Posten verlassen müssen, was den Schläfern den Tod bringen könne.

> Str. 1843: „Nein durch mîne liebe", sprach dô Hagene,
> „komet ir von dem hûse, die snellen degene
> bringent iuch mit swerten lîhte in sölhe nôt,
> daz ich iu müese helfen, wær'z aller mîner mâge tôt."

Da zu seinen Magen auch die Burgundenkönige gehören, die gleichzeitig seine Herren sind, so würde Hagen mit diesem Ausspruche die Freundestreue auch über die Vasallenpflicht stellen, deren treuer Erfüllung sein ganzes Leben geweiht ist; doch sind jene Worte, die den Zweck wirkungsvoller Ermahnung des Freundes haben, wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen. Wenigstens wird Hagen nicht wie Rüdiger vor die bittere Notwendigkeit gestellt, zwischen Freund und Herrn zu wählen, und kann daher beiden die Treue bis zum Tode halten. Der Fiedler, der beste hergeselle, den er ie gewan, wird von dem alten Hildebrand erschlagen:

> Str. 2289: Dô sach von Tronege Hagene Volkêren tôt.
> daz was zer hôhgezîte sîn aller meistiu nôt,
> die er dâ hete gewunnen an mâgen und an man.
> owê wie harte Hagene den helt dô rechen began!

der Treue zu schlichten. Und dies konnte auch wohl nicht anders sein, denn wie die versöhnten Gegner von einander scheiden, ein jeder getreu dem von ihm bislang verfochtenem Grundsatze, so wird auch immer die Frage, welche Treue vor der anderen zurücktreten müsse, der Eigenart des einzelnen entsprechend, verschieden beantwortet werden.*)

Die dritte der von dem Dichter ausführlicher behandelten Personen ist Hildegunde, „die überall im Lied weder zu wenig noch zu viel auftritt".**) Gleich ihrem Verlobten weiß die burgundische Maid, die Erbin eines stolzen Thrones, das traurige Los der Gefangenschaft fern von Vaterland und Freunden mit Würde zu tragen und in ihrer Weise durch persönliche Vorzüge sich eine angesehene Stellung an dem hunnischen Königshofe zu erringen. Ihre Sittsamkeit und ihr rühriger Eifer in der Erfüllung weiblicher Obliegenheiten gewinnen ihr das Herz der Königin, und wie Attila die Vorzüge der beiden ihm vergeiselten Jünglinge zu seinem Nutzen auszubeuten weiß, so freut sie sich, in dem fremden, alleinstehenden Mädchen eine zuverlässige Persönlichkeit gefunden zu haben, der man die selbständige Leitung der häuslichen Geschäfte und die Aufsicht über die Schätze des Königshauses übertragen kann. So wächst Hildegunde in stiller Thätigkeit in den Gemächern der Burg zu einer Jungfrau von unglaublicher Schönheit heran (V. 456), indes ihr Schicksalsgenosse Walther draußen im Felde von Kampf zu

*) Konflikte, in denen die Freundestreue über eine andere Art der Treue siegt, finden sich auch geschildert in der dem kärlingischen Kreise verwandten, im Mittelalter in den verschiedensten Sprachen behandelten Sage von Amicus und Amelias, welcher letzterer, um seinem aussätzigen Freunde Heilung zu verschaffen, sich entschließt, das Blut seiner eigenen Kinder zu vergießen, sowie in der ursprünglich byzantinischen Sage von Athis und Prophilias. Hier trägt die Freundesliebe den Sieg davon über die Gattenliebe, indem Prophilias sein eigenes geliebtes Weib dem vor Liebe zu ihr sich verzehrenden Freunde abtritt und seiner Heimat den Rücken kehrt. Vergl. Bartsch, die deutsche Treue in Sage und Poesie, 1867.

**) Grimm a. a. O. S. 98. — In einem Briefe v. Merians an den Minister von Stein (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde II, 41) heißt es: „Vorzüglich ist Hildegund zu beachten. Aus dem wenigen, was von ihr, aber meisterhaft, gesagt wird, und aus dem vielen, was verschwiegen wird, läßt sich ein Bild zusammenstellen, das urdeutsch wird und — obschon sie eine Fürstentochter ist — Egmonts Klärchen außerordentlich gleicht: „Velle tuum meum est" ist der Inbegriff ihres Lebens. Dienen, raten, helfen, heilen, lieben, so erscheinen die deutschen Weiber in Geschichten und Gedichten bei Tacitus und — bei Goethe."

Kampf zieht und die Verlobte seiner Kindheit nicht zu beachten scheint. Und als ihr Walther durch sein Verhalten kund giebt, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, da kann sie an ihr Glück nicht glauben, und es scheint ihr, als ob der junge Held, der unter den Töchtern der vornehmsten Hunnenfürsten frei wählen kann und vor kurzem erst dem Könige erklärt hatte, unbeweibt bleiben zu wollen, einen unziemlichen Scherz treibe, wenn er um die Liebe der armen verlassenen Hildegunde wirbt, und der Stolz der Jungfrau bäumt sich dagegen auf. Einer Vermählung ist Walther abgeneigt, wie sie annehmen muß; zu seiner Geliebten aber ist die Königstochter zu gut. Doch als sie erkannt hat, daß Walther frei ist von Trug und Verstellung, da sinkt sie beseligt dem heimlich geliebten Manne zu Füßen, ihm das gethane Unrecht abzubitten und ihm zu geloben, daß sie auf ewig sein eigen sein und Glück und Unglück gemeinsam mit ihm tragen will. Sein Wille soll der ihrige sein, und in dem Verlobten den künftigen Gatten ehrend, folgt sie in allem still, bescheiden, vertrauensvoll und hingebend seinen Weisungen. Klug bereitet sie, wie Walther geheißen, alles zu der verabredeten Flucht vor, doch gegenüber den Gefahren derselben zeigt sie sich als ängstliches, zartes Weib. Während die walkürenhafte Hildegunde der angelsächsischen Walderefragmente*) den bedenklichen Geliebten mit eindringlichen Worten eifrig zum Kampfe anfeuert, gleich den seelenstarken Germanenfrauen, welche die weichenden Männer durch Bitten und Drohungen in die tobende Schlacht zurücktrieben, erbebt sie in unserm Gedichte auf der Flucht vor jedem leisen Geräusche, welches der säuselnde Wind, der schwirrende Vogel und der knarrende Zweig im Walde hervorbringen. Vor Furcht zitternd, schaut sie sich um, als sie mit dem Verlobten den sicheren Port am Wasgensteine verlassen hat, und erbleichend rät sie ihm zu schleuniger Flucht bei dem Herannahen der beiden Feinde; es liegt ihr mehr an der Rettung des geliebten Mannes als an seinem Heldenruhme. Weiblich schreit sie auf beim Anblick des Geschosses, das sich zu ihren Füßen in die Erde bohrt, aber schnell besiegt auch die Liebe die Furcht, und besorgt blickt sie alsbald nach dem teueren Manne hinüber, um sich zu überzeugen, ob er unversehrt geblieben ist. Völlig aber überwindet ihre Seele die Schwachheit der weiblichen Natur und erhebt sich zur Heldengröße, als sie angesichts der Feindesschar von den Händen des Geliebten den Tod fordert, damit sie, nachdem die Hoffnung,

*) Vergl. darüber unten.

die Seine zu werden, geschwunden ist, nicht fremder Männer Beute werde, hierin jenen Cimbernfrauen gleichend, die bei der Erstürmung ihrer Wagenburg den freiwilligen Tod der Schmach römischer Knechtschaft vorzogen. Auch als der letzte blutige Kampf ausgestritten ist und die Pflicht des Weibes an sie herantritt, die ermatteten und verstümmelten Männer zu pflegen, kämpft sie alle Zaghaftigkeit nieder, und so „hinterläßt sie Wunden bindend und Wein bereitend am Schluß einen wohlthuenden Eindruck".

Wenig Sympathie vermag dagegen der Charakter des Königs zu erwecken. Seine Darstellung erinnert an die Gunthers im Nibelungenliede, wo er zwar zum Schlusse in dem Vernichtungskampfe in Etzels Burg als der letzte wacker streitet und einen hêrlîchen muot bewährt, bis endlich der löwenstarke Held Dietrich von Bern den Ermatteten überwältigt, während er sich im ersten Teile als ein unkriegerischer, unmännlicher, unselbständiger und unlauterer Charakter zeigt. Der Grund für diese ungünstige Zeichnung eines Königs, der nach alter deutscher Auffassung seinem Volke ein Spiegel jeglicher Tugend sein soll, ist wohl in beiden Fällen darin zu suchen, daß der Dichter sich genötigt sah, Gunther vor den Hauptpersonen der Dichtung in den Hintergrund treten, ja als Folie für seine Helden dienen zu lassen.*)

Im Waltharilede spielt Gunther, wie Scherer bemerkt,**) gewissermassen die Rolle des Intriganten; er ist das böse Prinzip, welches die Bundesfreundschaft der beiden wackeren Helden stört und demgemäß vom Dichter schlecht behandelt wird.

Auf die Kunde von dem Goldschatze Walthers wird er sofort von unköniglicher Habgier ergriffen, und ohne die Gefühle Hagens zu berücksichtigen, beschließt er, den Fremden zu berauben, indem er sich und anderen einredet, daß er damit nur den von seinem Vater den Hunnen entrichteten Tribut wieder an sich nehme. In dem Kampfe um den Hort ist sein Verhalten keineswegs königlich, denn

ez zæme — — — vil wol volkes trôst,
daz die herren væhten z'aller vorderôst.

Nib. 2020.

*) Nach Becker, Der Schauplatz des Waltharliedes, Westermanns Monatshefte, 1885, S. 268 entspricht die Charakteristik des Frankenkönigs bei Ekkehard der Vorstellung eines Alemannen von den Merowingern, von welchen sein Volk einst überwunden worden.

**) a. a. O. S. 56.

Allein Gunther hütet sich, seine Haut zu Markte zu tragen, sondern hetzt seine braven Leute einen nach dem anderen in den Tod, indem er sie mit hochtrabenden Worten ermahnt, wie er selbst zu denken und lieber zu sterben als unverrichteter Dinge nach Hause zurückzukehren. Erst als die Sache ungefährlich erscheint und bereits drei seiner Mannen beschäftigt sind, Walther den Schild zu entreißen, läßt er sich herbei, auch seinerseits etwas zu thun und als letzter mit am Seile zu zerren, um sich aber sogleich zur Flucht zu wenden, als die Lage für ihn bedenklich wird. Der Mangel an persönlichem Mute, der ihn selbst bewegt, sich zu schonen, setzt er auch bei dem treuen Warner Hagen voraus, und daher kränkt er den Helden durch den Vorwurf der Feigheit; doch sieht sich der stolze Fürst gar bald genötigt, sich vor dem Diener zu demütigen und mit kläglichen Worten die Hilfe des Geschmähten zu erbitten. Erst als diese gewonnen ist und beide Walther aus dem Hinterhalte angreifen, wächst ihm der Mut, und jetzt, wo er sich von Hagen beschützt weiß, beschimpft er den tapferen Gegner, sam diu alden wîp scheltend. Als dann der Kampf zweier gegen einen begonnen hat, schleudert auch er nach Hagens Beispiel seinen Speer, aber mit geringer Kraft und schlechtem Erfolge, und bei dem Versuche, sich der Waffe heimlich wieder zu bemächtigen, wird er von dem wachsamen Gegner so angedonnert, daß ihm die Kniee wanken, und nur das schnelle Dazwischenkommen des Vasallen rettet den Erschrockenen vor dem sicheren Tode.

Der kläglichen Rolle, welche Gunther spielt, entspricht der Ausgang des Ganzen: während Walther und Hagen über die empfangenen Wunden zu scherzen vermögen, muß der vorher so stolze König in jämmerlichem Aufzuge verstümmelt wieder in seine Hauptstadt einziehen.

Wie uns der Dichter von den eben betrachteten Hauptträgern der Handlung wohlgelungene, lebenswahre Bilder entwirft, so unterläßt er es auch nicht, die Nebenpersonen mit wenigen treffenden Strichen zu kennzeichnen: die patriarchalische Gestalt des milden Hunnenherrschers, der wie im Nibelungenliede nach einem Leben voll ruhmvoller Kämpfe („als ruhender Tartarfürst"; Gervinus) selbst auf weitere kriegerische Thaten verzichtet und sich der friedlichen Regierung seiner Völker widmet, und dessen väterliche Liebe zu den beiden vergeiselten fremden Kindern sich nach dem Entweichen derselben in glühenden Haß und wilde Rachsucht verwandelt; die kluge, ihren Gemahl so wohlberatende, redegewandte Königin Ospirin, die mit ihren bösen Ahnungen schließlich

doch recht behält; das im Leben und im Tode eng verbundene Freundespaar Trogus und Tanastus, welche einen wirksamen Gegensatz zu den beiden einander grimmig befehdenden Genossen Hagen und Walther bilden, und die anderen neun wackeren Kämpen, die alle mit gleicher Unerschrockenheit den gefährlichen Kampf mit Walther aufnehmen, doch in Worten und Thaten verschiedene Charaktere und Beweggründe verraten. Kamalo und Werinhard wollen als getreue Diener den Befehl ihres Herrn ausführen; Skaramund ist bestrebt, den Tod des von Walther erschlagenen Verwandten zu sühnen; von dem landflüchtigen Eckefried können wir annehmen, daß er sich der gastlichen Aufnahme seitens des Königs würdig erweisen will; Hadawart treibt das Verlangen nach dem schönen Schilde des Gegners in den Kampf; der junge Patafried brennt vor Begierde, sich Ruhm zu erwerben; Gerwit will den eben getöteten Genossen rächen; die vier letzten, beim Anblick der vielen Erschlagenen anfänglich zaudernden Streiter, die den König dringend bitten, vom Kampfe endlich abzustehen, werden durch den Appell des Herrn an ihre kriegerische Ehre schließlich doch veranlaßt, als wäre es ein Spiel, um die Wette in den Tod zu eilen.

Trefflich hat es der Dichter auch verstanden, in der frisch voran eilenden Erzählung einzelne Scenen und Situationen festzuhalten und bei aller Knappheit der Darstellung mit ungemeiner Lebendigkeit zu schildern, so daß sie mit plastischer Klarheit vor unser geistiges Auge treten und zu künstlerischer Darstellung auffordern.

Da müssen wir zunächst des lebensvollen Gemäldes einer Reiterschlacht (V. 173 fg.) gedenken. Zuvörderst wird die Musterung des Heeres, die Anrede des Feldherrn, der Aufbruch zur Walstatt und die Ordnung der Streiter auf derselben geschildert, dann beginnt die Schlacht, und zwar zunächst der Fernkampf. Bis auf Schußweite nähern sich die Heere und machen Halt, Kampfrufe erschallen und Heerhörner ertönen, dann sausen die blitzenden Speere und fliegen die todbringenden Pfeile so dicht wie Schneeflocken im Nordwinde, bis die Heere sich verschossen haben und sich zum Nahkampfe rüsten. Hoch die Schilde haltend und die Schwerter schwingend, prallen die Scharen dann mit ungeheuerer Wucht auf einander, und das Handgemenge tobt, bis die eine Partei die Schilde auf den Rücken wirft und mit verhängtem Zügel davon jagt. Den Schluß bildet die wenig nachdrückliche Verfolgung der Feinde, die Beraubung der Gefallenen, die Sammlung der zerstreuten Scharen durch Hornruf und die Siegesfeier auf dem ruhmvoll behaupteten

Schlachtfelde. Diese Schilderung stellt sich jedoch keineswegs als eine Abschweifung dar, vielmehr trägt sie dazu bei, die kriegerische Tüchtigkeit Walthers, der von Anfang des Feldzuges bis zum Ende des Entscheidungskampfes stets der Mittelpunkt der Handlung bleibt, in das rechte Licht zu setzen.

Dem gleichen Zwecke dient die mit Recht vielbewunderte, an Homerische Darstellung erinnernde Schilderung der Einzelkämpfe am Wasgenstein, die in Bezug auf die Angriffsweise und die Bewaffnung der Gegner, sowie die Art, wie Walther gegen Reiter und Fußkämpfer den Streit aufnimmt und siegreich beendet, eine erstaunliche Mannigfaltigkeit zeigen. Es würde uns zu weit führen, hier auf die Feinheiten der Darstellung, z. B. nur auf die Meisterschaft, welche Walther in der verschiedenartigen Handhabung seiner Lieblingswaffe, des Speeres, an den Tag legt, näher einzugehen; es genüge, darauf hinzuweisen, daß die von Ekkehard uns vorgeführten Kampfscenen geradezu als Muster für die praktische Handhabung der Waffen gelten können und von der lernenden Jugend einer kriegerischen Zeit gewiß mit Nutzen gelesen wurden.*) Sie verraten eine bei einem geistlichen Verfasser ungewöhnliche Kenntnis des Waffenhandwerks und lassen die Schilderungen anderer deutschen Epen,**) z. B. des Rosengartenliedes, in welchem uns zwölf Zweikämpfe nach einander vorgeführt werden, weit hinter sich. Schon hieraus läßt sich vermuten, daß diese kunstvolle Ausmalung der Einzelkämpfe sich in der Quelle des Dichters nicht vorfand, sondern erst von diesem in die Dichtung eingefügt worden ist, was durch die nachweisbare, überaus geschickte Benutzung der Äneis und der Psychomachie, eines allegorischen Epos des christlichen Dichters Prudentius († c. 410), in dem die Kämpfe der Tugenden und Laster um die menschliche Seele besungen werden, zur Wahrscheinlichkeit erhoben wird.***)

*) Es sei hierbei auf das reizende „frei entworfene historische Genrebild" hingewiesen, in dem Scheffel S. 118 fg. seiner Ausgabe die Verwendung des Waltharius als Klosterschulbuch schildert.

**) Ebert, Allg. Gesch. d. Literatur des Mittelalters im Abendlande. 3. Bd. 1887, S. 274: „Man vergleiche mit dieser äußerst kunstvollen Schilderung einmal die Darstellung der letzten Kämpfe der Nibelungen; wie ästhetisch unbedeutend erscheint sie dagegen!"

***) Bemerkenswert ist auch, daß von den Namen der elf von Walther getöteten Recken nicht ein einziger in den sonstigen Erzeugnissen der deutschen Heldensage mit Sicherheit nachzuweisen ist. Aus V. 688 braucht nicht auf eine abweichende Überlieferung des Namens in verschiedenen Quellen des Dichters

Doch nicht nur blutige Kampfscenen, auch friedliche Bilder weiß der Dichter mit großer Naturwahrheit zu malen. Zu ihnen gehört die humorvolle Schilderung des Gastmahles, welches der siegreiche Walther dem Hunnenkönige und seinem Hofe giebt.*) Wir sehen die mit Teppichen festlich geschmückte Halle, die mit güldenem Prunkgeschirr, einladenden Speisen und köstlichen Getränken besetzten Tafeln vor uns, die geschäftig ab und zu eilenden Schenken, den arglosen, trunkfesten König, die zechenden und lallenden Recken und dazwischen den listigen Gastgeber, wie er zum Trinken ermuntert und die nach Hause Begehrenden mit sanfter Gewalt wieder zurückführt, und wie schließlich die ganze Gesellschaft, vom Tranke besiegt, schnarchend am Boden liegt. Wie köstlich ist dann das unangenehme Erwachen und die bittere Enttäuschung am anderen Morgen, wie treffend die ohnmächtige Wut des hintergangenen Königs und die von ihm schlaflos verbrachte Nacht geschildert!

Die Abenteuer des flüchtigen Paares auf der langen Fahrt bieten uns eine weitere Reihe malerischer Scenen. Ein idyllisches Bild gewährt Walther, wie er am gewundenen Laufe des Flusses die Angel in die Tiefe senkt, und daneben die Jungfrau, sorgsam das Mahl bereitend; es erinnert dies an die Worte jenes mittelhochdeutschen Gedichtes, daß Walther und

frou Hildegunt
fuoren durch die rîche
alsô behagenlîche.

Die Schilderung der Nacht aber, in welcher Walther die Häupter der von ihm erschlagenen Feinde mit den Leichnamen zusammenfügt und in

geschlossen zu werden; wir können es hier auch mit einer berechneten, aber unbegründeten formelhaften Berufung auf die Märe zu thun haben. Doppelnamen, wie sie auch V. 1008 vorkommen, begegnen uns häufig in Urkunden. Nach meiner Meinung ist es nicht unwahrscheinlich, daß Ekkehard den Helden (wenigstens teilweise) Namen gegeben hat, die ihm in St. Gallen und Umgebung bekannt waren. Ich habe daher in St. Galler Urkunden gesucht und auch einige Namen dort wiedergefunden: Werinhart ist belegt i. J. 929, Camalheri (vgl. Anmerkung zu V. 581) 833, Rantolf 838, 843, 851, Liuthere (vgl. Anm. zu V. 1008) 884, Truogo, Truago (vgl. Anm. zu V. 1009) 882 etc., 843 etc., Gemmunt (für Gimmund, abgekürzt Gimo, Kimo) 885 etc., Tanno (= Tanastus) 864 u. s. w.

*) Man findet unten den Bericht des Byzantiners Priscus über ein Gastmahl am Hofe Attilas im Jahre 448; diese Schilderung ist Ekkehard aber schwerlich bekannt gewesen.

feierlicher Stille bei entblößtem Schwerte für ihre Seelen betet, wie er darauf in der Felsenburg die bekümmerte Braut tröstet, dann auf den Schild sein müdes Haupt zum Schlummer bettet zu den Füßen der Jungfrau, die mit leisem Gesang den Schlaf von ihren Augen scheucht, wie dann den Rest der Nacht hindurch der Held, auf die ragende Lanze gestützt, spähend und lauschend den kommenden Tag erwartet, das gehört, wie Grimm mit Recht hervorhebt,*) zu dem Erhabensten, was unsere alte Poesie aufzuweisen hat.

Wohlthuend wirkt am Ausgange der Dichtung das Bild der im Grase gelagerten verwundeten Gegner, wie sie, Scherzreden wechselnd, die von der Jungfrau kredenzten Becher leeren und den alten Freundschaftsbund erneuern.

Doch gutgezeichnete Charakterschilderungen und wohlausgeführte Situationen finden wir in manchen unserer nationalen Heldenlieder; was aber der Waltharius vor diesen voraus hat, und was ihn zu einem dichterischen Kunstwerke ersten Ranges stempelt, ist der planvolle Aufbau und die ebenmäßige Entwickelung der Handlung.

Vor einem weltgeschichtlichen Hintergrunde, der sturmbewegten Zeit der Völkerwanderung, heben sich wenige Personen ab, für die unser Interesse erregt wird; zunächst die gewaltige Gestalt des sagenberühmten Hunnenkönigs, der jedoch ebenso wie seine Gattin von dem Zeitpunkte an, wo sie für die weitere Entwickelung der Handlung bedeutungslos geworden sind, in echt epischer Weise für immer fallen gelassen werden,**) so daß unsere Teilnahme sich von da ab lediglich dem Schicksale der drei ihnen einst vergeiselten Kinder zuwendet. Und niemals ermattet diese Teilnahme infolge von Abschweifungen oder Breite der Schilderung, vielmehr wird sie durch eine ungewöhnliche Kraft der Darstellung beständig gefesselt und bis zum Schlusse in lebhafter, stets gesteigerter Spannung erhalten.

Die Dichtung zerfällt in zwei deutlich unterschiedene Teile, deren erster, etwa ein Drittel der gesamten Verszahl umfassend, bis zu dem Punkte reicht, wo Gunther mit seinen Mannen die Spur des im Wasgensteine gelagerten Walther aufgefunden und das flüchtige Paar gestellt hat. In diesem beschränkten Raume von etwa 500 Versen hat der

*) a. a. S. 98.

**) Im Gegensatze hierzu steht die unten besprochene Darstellung am Schlusse der Wiener Bruchstücke.

Dichter uns eine solche Menge von Begebenheiten vor Augen geführt, und zwar nicht in trockener Aufzählung von Einzelheiten, sondern in lebendiger, farbenreicher, mit Dialogen durchsetzter fortlaufender Schilderung, daß wir die sich hier offenbarende künstlerische Befähigung nicht genug bewundern können.

Während wir im vorigen große Weiten in Raum und Zeit an des Dichters Hand wie im Fluge durchmessen haben, tritt nun auf einmal ein Stillstand ein: die ganze folgende, beinahe zwei Drittel der Verse in Anspruch nehmende Handlung ist, von dem ganz kurzen Schlußberichte abgesehen, auf die geringe Zeit von zwei Tagen und den kleinen Raum in und vor der Felsenkluft und in der Nähe derselben beschränkt, auf dem sich nun eine Reihe von Kämpfen abspielen. Der Stoff des Waltharius war, wie Meyer fein bemerkt,*) in dieser Hinsicht gefährlich. Aber was ein Chronist nur kurz berichten würde, macht der Poet zum Kern des Gedichtes. Wo die ihm bisher zu Gebote stehende reichlich fließende Quelle epischen Stoffes versiegte, wußte er die wenigen einzelnen Thatsachen durch bunte Abwechselung, kunstvolle Gliederung und dramatische Anordnung zu einem überaus wirksamen, lebensvollen künstlerischen Ganzen zu gestalten.

Über die Mannigfaltigkeit der Kämpfe ist bereits gesprochen; es möge hier nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Dichter uns seinen Helden von dem Umschwunge der Handlung an in verschiedener, bis zur Katastrophe sich steigernder Gefahr vorführt. Den ersten Akt des großen Ringens bilden die Kämpfe gegen sieben einzelne Feinde, nach deren Beendigung eine kurze Ruhepause für den ermüdeten Helden eintritt. Den zweiten Akt eröffnet der plötzliche Angriff Randolfs auf den überraschten, ohne Helm dastehenden Walther, der, vom schweren Speere des Gegners auf den Panzer getroffen, einen Augenblick in Verwirrung gerät und zwei Locken durch den Schwerthieb Randolfs einbüßt. Nachdem der gefährliche Gegner glücklich gefällt ist, hat Walther den gemeinsamen Angriff von vier Feinden auszuhalten, die ihm nach einem schlau ersonnenen Plane den Schild zu entreißen streben. Als von diesen drei erschlagen sind und der vierte geflohen ist, hat der zweite Akt des Dramas und damit anscheinend der Kampf überhaupt ein Ende. Es tritt nunmehr eine zweite, lange Pause ein, in der wir auf den höchst spannenden dritten Akt vorbereitet werden, der uns

*) a. a. O. S. 359.

Walther, auf freiem Felde aus dem Hinterhalte von Gunther und dem von ihm allein gefürchteten Hagen angegriffen, in der höchsten Not zeigt, in welcher er selbst zu erliegen fürchtet (V. 1346 fg.). Wenn die Katastrophe schließlich über alle drei Gegner hereinbricht, so zeigt sich hierin wieder das große Kunstverständnis des Dichters, der den Intriganten wohlverdienter Weise zum Krüppel werden, die entzweiten Freunde aber nur derartig einander verwunden läßt, daß sie sich mit Scherzen über ihre Wunden hinwegzusetzen vermögen und nach gegenseitiger Besiegung und gegenseitiger Anerkennung ihres Wertes das zerschnittene Freundschaftsband von neuem knüpfen können. Es ist anzunehmen, daß der Dichter wie in der kunstvollen Gestaltung der einzelnen Kämpfe so auch zum Schlusse von seiner Quelle abgewichen und seiner schöpferischen Phantasie gefolgt ist, denn die übrigen Heldengedichte, welche Ereignisse darstellen, die in eine spätere Zeit als die im Waltharliede geschilderten Begebenheiten fallen, kennen keinen einbeinigen König Gunther und wissen ebensowenig etwas von einem einarmigen Walther. Wenn aber die Thidhrekssaga (vgl. unten) allein außer unserm Epos Hagen als einäugig darstellt,*) so dürfte dies auf eine Beeinflussung durch das Werk Ekkehards zurückzuführen sein, von der weiter unten die Rede sein wird.

„Der Abschluß des Gedichtes, wie Walther dreißig Jahre zu Lengers des Rechtes pflegt, nachdem er Ruhe von seinen Fahrten und Kämpfen erlangt hat, ist, wie Vilmar in seiner Litteraturgeschichte urteilt, ein eigentümlich deutscher großartiger Zug, der das sichere Bewußtsein des Zieles, der endlichen Bestimmung unter all den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält: ein Bewußtsein, welches

---

*) Hagens Äußeres schildert das Nibelungenlied Str. 1665:

Diu junge marcgrâvinne kust' die künige alle drî,
(alsam tet ir muoter): dâ stuont ouch Hagene bî.
ir vater hiez in küssen; dô blihte si in an:
er dûhte si sô vorhtlîch, daz si'z vil gerne hete lân;

und ferner Str. 1734:

Des helt was wol gewahsen, daz ist alwâr:
grôz was er zen brusten, gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe. diu bein im wâren lanc
und eislîch sîn gesihene. er hete hêrlîchen ganc.

Aus der hier erwähnten Furchtbarkeit seines Blickes oder Antlitzes (gesihene) können wir noch nicht auf Einäugigkeit schließen.

die antike Poesie selbst in ihren besten Schöpfungen, sogar in der Odyssee, nicht kennt."

Beachtenswert ist, daß diesem Schlußberichte nur wenige Verse gewidmet sind. Dieser „plötzliche Abschluß mit dem siegreich bestandenen Kampfe, ohne als fröhlich ausklingenden epischen Gegensatz und naturgemäßen Schluß noch der glücklich Heimgekehrten Empfang und Hochzeit am Königshofe zu Lengers behaglich fortzuerzählen", ist nach Scheffel*) „wohl auf klösterliche Motive zurückzuführen". Besser als diese Erklärung seines Bruders im Apoll will uns die Entschuldigung des Dichters selbst gefallen, daß sein Griffel stumpf geworden sei. Sein Gefühl hat ihn richtig geleitet! Nach den großartigen, fesselnden Bildern gewaltigen körperlichen und seelischen Ringens voll erschütternder Tragik und dem endlichen versöhnlichen Ausgange genügt der kurze Hinweis auf das schließlich erreichte Ziel; jede weitere ausführliche Schilderung alltäglicher Einzugs- und Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie die volksmäßig-höfische Epik liebt,**) wäre unendlich gegen das frühere abgefallen, wäre mit „stumpfem Griffel" geschrieben gewesen.

Es sei gestattet, noch auf einige Feinheiten der Komposition hinzuweisen. Merkwürdig ist das Schicksal der beiden Freunde: Walther und Hagen, in verschiedenen Ländern geboren, werden durch ein gleiches Schicksal in der Ferne einander nahe gebracht und eng befreundet. Beide trennen sich und entfliehen und treffen sich in Gunthers Lande wieder; beide hoffen, sich hier als Freunde begrüßen zu können, doch das Schicksal trennt sie; beide haben zunächst einen furchtbaren Kampf zu bestehen: der eine einen Streit mit Waffen, der andere einen Seelenkampf, nach deren Beendigung sie als Todfeinde die Waffen gegen einander erheben; beide versöhnen sich endlich nach langem, unentschiedenem Ringen, um sogleich wieder getrennte Lebenswege einzuschlagen.

Sehr geschickt ist die Verwickelung herbeigeführt. Das Gold, welches die Flüchtlinge aus der Schatzkammer Attilas entwenden, wird von ihnen wohl weniger als ein Ersatz des von den Vätern an die Hunnen gezahlten Tributes angesehen, sondern vor allem, gleich dem

*) a. a. O. S. 117. Auch Linnig klagt a. a. O. S. 83 und 105, daß der Dichter am Schluß „wieder furchtbar eilt" und „in solche Hast und Überstürzung gerät, daß ihm und dem Leser fast der Atem vergeht".

**) Vergl. unten die Wiener Fragmente.

Helme und dem Panzerhemde des Königs, als ein Hilfsmittel in der Zeit der Not, als ein Hort, wie Walther ja auch dem Frankenkönige einen Teil seiner Spangen für den ungehinderten Durchzug durch das Land anbietet. Um den neiderweckenden Besitz dem Wormser Fährmanne zu verheimlichen, bietet Walther diesem nicht wie Hagen im Nibelungenliede Str. 1550 dem Fergen am Donaufluſſe ze miete von golde ein bouc vil rôt, sondern die von ihm mühsam gefangenen Fische, welche für ihn selbst einen weit höheren Wert haben als ein goldenes Schmuckstück. Diese weise Vorsicht hat jedoch nicht den erwarteten Erfolg, sondern wird gerade die Veranlassung zur Verfolgung der Flüchtlinge, und der Goldhort bringt allen Beteiligten Kampf und Tod oder schwere Wunden. „So, so hatten sie sich geteilt die avarischen Spangen!" V. 1404. An dem gleißenden Golde scheint also ähnlich wie in der Sigurdsage ein Fluch zu haften, über den auch Hagen V. 855 fg. in leidenschaftliche Klagen ausbricht.

Wie in anderen deutschen Heldenliedern, z. B. im Nibelungenliede, so spielt auch in unserm Epos ein unheilverkündender Traum eine Rolle. Hagen träumt, daß ein wilder Bär auf der Jagd dem Könige und ihm selbst schwere Wunden beibringt, wie ihnen solche in der That später geschlagen werden. Ehe letzteres eintritt, scheint der Dichter an das unglückverheißende Gesicht zu erinnern und die nahe Erfüllung desselben anzudeuten, wenn er Walther V. 1337 fg. mit dem von Hunden umstellten, gehetzten Bären vergleicht.

Das Waltharilied, als eines der ältesten aus der deutschen Heldensage entsprossenen und auf uns gekommenen Epen, bietet uns mannigfache Aufschlüsse über Charakter, Leben und Sitte der Altvordern. Wie das Nibelungen- und Gudrunlied ist es ein Sang von alter deutscher Treue, die sich als Treue des Mannes zum Weibe, des Weibes zum Manne, des Blutsverwandten zum Blutsverwandten, des Vasallen zum Herrn, des Freundes zum Freunde hier in herrlicher Weise offenbart.

Wie das Leben der Germanen voll von Kampf und Streit war, so geht auch ein kriegerischer Zug durch das Ganze vom Anfang bis zu Ende. Wir erfahren von Heerfahrt, Völkerschlacht, Unterwerfung und Vergeiselung, von Zwist der Einzelnen, Kampfhohn, Zweikampf und Versöhnung, von Gier nach Beute und Beraubung der Toten, von deutscher Art zu fechten und zu schirmen zu Fuß und zu Roß, von Waffen, Leibeswehr und kriegerischem Schmuck, aber auch von christlicher Sitte und heidnischer Anschauung, von Werbung, Verlöbnis und

Eheschließung, von fröuden und hôchgezîten, von Tischzucht, Tafelgerät, Speisen und Getränken, von Jagen, Fischen, Vogelstellen und vielen anderen Dingen.

Allein wir müssen uns hüten, die Dichtung als eine ganz lautere Quelle für die deutsche Altertumskunde zu betrachten, und dürfen nur mit Vorsicht aus ihr schöpfen, da Ekkehard sich an römische Dichter angelehnt und denselben nicht nur einzelne Ausdrücke und Redensarten, ja sogar ganze Verse (328 = Äneis 4, 135; 695 = Än. 1, 313; 728—729 = Än. 5, 496—497; 825 = Än. 12, 789) entlehnt hat, sondern sich auch in sachlicher Hinsicht von seinen Vorbildern hat beeinflussen lassen, worüber unten noch ausführlicher gehandelt werden wird.

Die mittelalterlichen lateinischen Dichter zeigen in dieser Beziehung eine merkwürdige Naivität. So läßt z. B. Angilbert Karl den Großen aus Schalen Falerner trinken, ja in Aachen gleich der Königin Dido in Karthago Grundsteine für Theater legen und Häfen ausgraben,*) eine Geschmacklosigkeit, an der die Zeitgenossen bei ihrer unbegrenzten Bewunderung des klassischen Altertums offenbar keinen Anstoß nahmen. Auch Ekkehard hat in ähnlicher Weise seine Dichtung mit solchen entlehnten Zügen verunziert. Daß er den Schützen Werinhard zu einem Abkömmling des Trojaners Pandarus macht, läßt sich als eine Anlehnung an die bekannte, auch vom Dichter (V. 28) berührte Sage von der trojanischen Abstammung der Franken noch rechtfertigen. Wenn er jedoch Walther und sein Heer nach erfochtenem Siege sich die Schläfen mit Lorbeer umwinden läßt; wenn er erzählt, daß die besiegten Recken am Wasgensteine gleich Kriegern Virgils jämmerlich um ihr Leben flehen; wenn er den bedrängten Walther nicht mit dem Könige des deutschen Waldes, sondern dem von umbrischen Hunden gestellten numidischen Bären vergleicht, so gereichen dergleichen erborgte Flitter nach unserer Auffassung der Dichtung keineswegs zum Schmucke.

Wenn aber auch, wie gesagt, das Waltharilied als Quelle für altdeutsche Sitten und Gebräuche mit Vorsicht zu benutzen ist, so müssen wir uns doch vor Übertreibung hüten, und ich kann der Ansicht derjenigen nicht beipflichten, die annehmen, daß z. B. alles, was sich in der Dichtung auf Kampf und Waffen bezieht, mit wenigen Ausnahmen als Virgilisch und undeutsch zu betrachten sei. Mit Recht sagt Linnig S. XII: „Es ist entschieden zu weit gegangen, wenn man aus dem Um-

*) Vergl. Althof, Angilberts Leben und Dichtungen, S. 18, 21 und 39.

ſtand, daß der Dichter an einigen Stellen nach lateiniſchen Vorbildern arbeitet, die Folgerung zieht, ſein Werk als Ganzes könne nicht weiter Anſpruch darauf haben, ein Spiegel altgermaniſchen Lebens und Heldentums genannt zu werden, vielmehr trügen die Perſonen des Gedichts und ihre Lebensäußerungen römiſche Farbe an ſich, — und was der Übertreibungen mehr ſind. Beſonnene, vorurteilsloſe Betrachtung des Ganzen und Einzelnen kann unmöglich überſehen, daß das dem Urſtoffe innewohnende Leben, ſo ſehr es in ſeinen Äußerungen gemildert und den Vorbildern angenähert ſein mag, ſeine naturwüchſige Kraft bewahrt, während die Durchgießung mit einem ihm fremden Geiſte den Lebenskern notwendig hätte ertöten müſſen. Dem Dichter ſind die Perſonen, von denen er erzählt, doch mehr als Skelette, die er mit römiſcher Gewandung zu umkleiden ſuchte. Sie ſind voll urſprünglichen Lebens; er hat ſeine innigſte Freude an ihrer ſtolzen Haltung, an ihrem Zorn, an ihrer Kraft und Tapferkeit, weil ſie Weſen ſeines Blutes ſind."

Ich weiſe auf Einhards Beiſpiel hin, der bei der Zeichnung der ihm wohlbekannten Perſönlichkeit Karls des Großen, unbeſchadet der Wahrheit ſeiner Darſtellung, Züge verwendet, die er Suetons Schilderung verſchiedener römiſchen Kaiſer entlehnt hat.*) Ekkehard arbeitete ähnlich. Das, was er in ſeiner Dichtung erzählt, muß er mit geiſtigem Auge klar erſchaut haben; ſonſt hätte er uns nicht ſo plaſtiſche Bilder vorführen können. Er ſtellte ſich die Helden aus den Tagen der Völkerwanderung nicht vor in der Tracht ihrer Zeit, aber auch nicht, wenngleich er von antiken Schriftſtellern Worte für ſeine Schilderungen borgte, in römiſchem Gewand und Waffenſchmuck, denn in Bezug auf die Sitten jener Perioden fehlte es ihm an antiquariſchen Kenntniſſen und folglich an Anſchauung. Seine Perſonen ſind bekleidet und bewaffnet, wie es im Anfang des 10. Jahrhunderts üblich war;**) ähnlich führt uns das Nibelungenlied die alten Helden in Tracht und Waffen

*) Vgl. meine Einhard-Überſetzung S. 12 fg.

**) Wenn in den Erläuterungen, die ſich im weſentlichen auf die bei der Lektüre der Dichtung in Frage kommenden deutſchen Altertümer beſchränken, auch die frühere und ſpätere Zeit berückſichtigt wird, ſo iſt hierbei der Wunſch maßgebend geweſen, über die betreffenden Gegenſtände etwas ausführlicher zu berichten. Denn leider gilt noch immer, was Simrock über die Unkenntnis der Kulturgeſchichte des eigenen Volkes bei den Deutſchen geſagt hat: „In Rom, Athen und bei den Lappen, Da ſpähn ſie jeden Winkel aus, Dieweil ſie wie die Blinden tappen Umher im eignen Vaterhaus".

der höfischen Zeit vor Augen, stellen die Künstler des 16. Jahrhunderts auf ihren Bildern Personen aus der heiligen oder der antiken Geschichte im Gewande der Reformationszeit dar. Wenn aber Ekkehard den in seinen Tagen nicht mehr gebräuchlichen tridens (V. 983), die fränkische bipennis (V. 918) und die angeblich hunnische semispatha (V. 1390) erwähnt, so entstammen diese entweder seiner Vorlage oder sind in anderer Weise zu seiner Kenntnis gelangt*) und von ihm in seine Darstellung aufgenommen.

Übrigens ist bei der Schilderung der Waffen zu berücksichtigen, daß vielfach deutsche und römische Verhältnisse übereinstimmen. Beide Völker kannten aus Eschen- und Kornelkirschenholz angefertigte, sowie knorrige und eisenbeschlagene Lanzenschäfte, prächtige Schwertgriffe, vergoldete Beinschienen, dreidrähtige Panzer, verzierte Gürtel, bemalte Schilde, Signalinstrumente verschiedener Gestalt, prächtig gezäumte Pferde u. s. w., und wenn Ekkehard gleich Virgil von einem siebenhäutigen Schilde redet, so dachte er sich diesen von der Form, wie ihn seine Zeitgenossen trugen, und der Helmbusch, der von Walthers und Skaramunds Helm nickte, war nicht auf einer römischen Pickelhaube, sondern auf einem deutschen Helme des 10. Jahrhunderts befestigt.

Ekkehard ist also kein sklavischer Nachtreter der alten Autoren und liefert keine geistlose sprachliche Mosaikarbeit; vielmehr hat er sich durch eifriges Studium den Sprachschatz der von ihm gelesenen Werke**) wohl zu eigen gemacht und im ganzen in geschickter Weise für seinen Zweck benutzt. Denn oft setzt er Wendungen aus verschiedenen Stellen jener Dichtungen zu einer einzigen zusammen, oft verändert er die klassischen Ausdrücke oder wendet sie in einem ganz neuen Sinne an. So hat er sich überall bemüht, für das Heimische die entsprechende klassische Bezeichnung zu finden, was ihm durch die zahlreichen Berührungspunkte hier und dort erleichtert wurde.

Trotz alledem beweist uns die Sprache Ekkehards, wie recht sein Korrektor hatte, wenn er in Bezug auf den Waltharius bemerkte, daß die fremde Abstammung jemanden nicht auf einmal einen Lateiner werden

*) Ich bemerke nachträglich, daß der Dichter in Isidors Origines, einer im Mittelalter vielbenutzten Encyklopädie, Buch 18, Kap. 6 sowohl das semispatium finden konnte als auch die Angabe, daß die Spanier die Streitaxt Francisca nannten, weil sie bei den Franken gebräuchlich war.

**) Außer den früher genannten Schriftstellern kommen noch besonders Ovids Metamorphosen und die Vulgata in Betracht.

lasse, denn zahlreiche, in der klassischen Sprache seltenere Allitterationen erinnern an deutsche formelhafte Redensarten, und oft hat der Dichter ihm geläufige und bezeichnende Ausdrücke ohne Bedenken wörtlich ins Lateinische übertragen; man vergleiche z. B.: erupit cras V. 402 = „der Morgen brach an", laudabilis heros V. 427 mit den recken lobelîch des Nibelungenliedes, Hunos hic habemus! V. 543 = „da haben wir die Hunnen"! das unklassische vitam et artus V. 603 mit der im Mittelhochdeutschen sehr häufigen Verbindung lîp unde leben, den Ausdruck in propatulo campo V. 1233 mit den Worten ûf dem wîten plân, den esuriens Orcus V. 1327 mit dem ungesatlîchen hol. Auch der unrichtige Gebrauch der Tempora und manche anderen Verstöße verraten deutlich den deutschen Verfasser; doch ist im allgemeinen Ekkehards Latein keineswegs mangelhafter als das anderer Schriftsteller seines Zeitalters.

Wir wollen am Schlusse unserer Betrachtung des Waltharliedes den reden lassen, welcher das Bild des alten Sängers zu neuem Leben erweckt und mit dem Schimmer romantischer Poesie umwoben hat, Meister Scheffel, der in seinem Romane unser Epos in folgenden Worten schön charakterisiert: „Er hat brav gesungen, unser Ekkehard, und sein Waltharilied ist ein ehrwürdig Denkmal deutschen Geistes. — Freilich sind andere Töne darin angeschlagen als in den goldverbrämten Büchlein, die der epigonische Poet ausheckt, — der Geist großer Heldenzeit weht drin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald, es klingt und sprüht von Schwerteshieb und zerspelltem Helm und Schildrand ein Erkleckliches und ist von minniglichem Flötenton so wenig zu verspüren als von angegeistetem Schwatzen über Gott und die Welt und sonst noch einiges: riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Reckentum in seiner schlichtfürchterlichen Art, ehrliche, fromme, schweigende Liebe und ächter dreinschlagender Haß, das waren Ekkehards Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig worden und steht am Eingang der altdeutschen Dichtung, groß und ehrenfest, wie einer jener erzgewappneten Riesen, die die bildende Kunst späterer Zeiten als Thorhüter vor der Paläste Eingang zu stellen pflegt".

Geralds Widmung.

Allgewaltiger Schöpfer, du Sohn, der vollendete Tugend
Übt, und heiliger Geiſt, der du ebenbürtig den beiden,
Dreifach zwar an Perſon, doch an wahrer Göttlichkeit Einer,
Welcher im Leben lebt und in Ewigkeit alles regieret,
Schütze du jetzt und immer den hocherhabenen Biſchof
Erchambold, der würdig erglänzt durch rühmlichen Namen,
Daß er wachſe, im Innern erfüllt vom heiligen Geiſte,
Und ſo vielen für immer ein echter Helfer erſcheine.
Gottes heiliger Prieſter, nimm an die Gabe des Dieners,
Die er an dich zu entlaſſen beſchloß aus ſorglicher Pflege,
Er, der Geraldus ſich nennt, ein geringer, gebrechlicher Sünder,
Denn er iſt dir von Herzen getreu, ein ergebener Zögling.
Was ich beſtändig erbitte vom Herrn, dem Donnerer droben,
Daß es dir werde zu teil, was ich mit Worten erflehe,
Gebe der Vater, der Himmel und Erd' von der Höhe regieret.
Diener des oberſten Herrn, verſchmäh' nicht den Inhalt des Büchleins;
Nicht die Güte des Herrn, nein Walthers erſtaunliche Thaten
Preiſt's, des Helden, der einſt nach vielen Kämpfen verſtümmelt.
Wohl iſt's mehr ein Spiel als eine Erhebung zum Höchſten,
Doch es verkürzt, ſobald man es lieſt, die Länge des Tages.
Lange noch mögeſt beglückt du leben, o heiliger Prieſter,
Und behalte du lieb im Herzen den Bruder Geraldus.

Das Waltharilied.

Wir hôrten ie dikke singen
von alten dingen:
wi snelle helide vuhten,
wi si veste burge brêchen,
wi sich liebin winiscefte schieden,
wi rîche kunige al zegiengen.

Annolied.

Das Waltharilied.

Erstes Abenteuer.

Wie der Hunnenkönig Attila gen Westen heerfahrtete, sich die Reiche der Franken, Burgunder und Aquitanier zinspflichtig machte und drei edle Geiseln nach Pannonien heimführte.

Es sass in Ungerlande
ein konick so wol bekant,
der was Etzel genande,
sein gleichen nydert fant:
an reichtum vnd an milde
was im kein konick gleich;
zwelf konicklich kron und schilde
dinten dem konick reich.

Etzels Hofhaltung 1.

Brüder, den dritten Erdteil hat man Europa geheißen;
Völker, welche gesondert durch Sitten und Sprache und Namen,
Wohnen darin, verschieden an Bildung und Gottesverehrung.
In Pannonien sitzt, wie bekannt, darunter ein Volksstamm,
Den wir zumeist mit dem Namen der Hunnen zu nennen gewohnt sind.
Dieses tapfere Volk war mächtig durch Mut und durch Waffen,
Und es bezwang nicht allein die ringsum liegenden Länder,
Sondern es drang auch vor zu den Küstengebieten am Weltmeer,
Niederwerfend den Trotz, den flehenden Bündnis gewährend.
Länger denn tausend Jahre, so heißt es, währet die Herrschaft.
Attila herrschte vordem in diesem Reiche als König,
Eifrig bemüht, für sich zu erneuen die alten Triumphe.
Heerfahrt rüstete er und befahl gen Franken zu ziehen,
Wo auf erhabenem Thron der König Gibicho herrschte,
Froh, daß ihm eben geschenkt ein Sprosse, von dem ich noch melde;
Denn es war ihm geboren ein Sohn, den Gunther er nannte.

Aber es drang zu den Ohren des Herrſchers die fliegende Märe,
Meldend, ein feindliches Heer ſei über den Iſter geſchritten,
Übertreffend die Sterne an Zahl und den Sand in den Flüſſen.
Da er ſich nicht auf die Waffen verließ und die Kräfte des Volkes,
Ließ er berufen den Rat und fragte, was hier zu beginnen.
Alle ſtimmten dafür, man müſſe ein Bündnis erbitten
Und, wofern es verſtattet, die Rechte bieten der Rechten,
Geiſeln ſtellen und auch den Zins, wie befohlen, entrichten.
Beſſer würde das ſein als des Lebens verluſtig zu gehen
Und das Land zu verlieren zugleich mit den Frauen und Kindern.

Hagen war zu der Zeit ein Knabe, vortrefflich beanlagt
Und von edlem Geſchlecht, aus Trojas Stamme entſproſſen.
Da nun Gunther noch nicht das Alter erreicht, da er hätte
Ohne die Mutter vermocht ſein zartes Leben zu friſten,
Solle man ihn mit gewaltigem Schatz dem Könige ſenden.
Ohne Verzug enteilen Geſandte, den Zins und den Jüngling
Mit ſich führend, und bitten um Frieden und ſchließen ein Bündnis.

Damals ſtand das burgundiſche Reich in herrlicher Blüte,
Und es führte darin der König Herrich die Herrſchaft,
Der nur die einzige Tochter beſaß, Hildgunde geheißen,
Ausgezeichnet durch edlen Sinn und die Zierde der Schönheit.
Dieſe ſollte, wofern es vergönnt, am Hofe des Vaters
Thronen als Erbin und einſt des lang Erſparten genießen.

Als nunmehr die Avaren den feſten Vertrag mit den Franken
Hatten geſchloſſen, da hemmen ſie auch den Lauf an der Grenze.
Attila lenkt nun ſofort die ſchnellen Zügel in jene
Lande, und alle folgen in Eile den Spuren des Herrſchers,
Ziehen in langem Zug und in wohlgeordneten Gliedern,
Und es erſeufzt die Erde, erſchüttert vom Stampfen der Roſſe,
Und von der Schilde Gedröhn ertönt der erſchrockene Äther.
Schimmernd blitzet der eiſerne Wald durch die Felder im Umkreis,
Wie wenn frühe am Morgen, ſobald ſie getroffen die Meerflut,
Herrlich die Sonne ſtrahlt in den äußerſten Teilen der Erde.
Arar und Rhodanus ſchon überſchritt man, die tiefen Gewäſſer,
Und das geſamte Heer zerſtreut ſich, um Beute zu machen.

Herrich hielt zu Chalon grad Hof; da, siehe, auf einmal
Blicket der Wächter empor und läßt die Stimme erschallen:
„Welch' ein Gewölke von dichtem Staub erhebt sich da drüben?
Feindliche Macht rückt an; nun schließt gleich sämtliche Thore!"
Was die Franken gethan, schon hatte der Fürst es vernommen,
Und er begann nun so zu seinen versammelten Großen:
„„Wenn solch mächtiges Volk, dem wir uns nimmer vergleichen
Dürfen, Pannonien wich: durch welche Tapferkeit, glaubt ihr,
Können denn wir es bestehn und die teuere Heimat beschirmen?
Besser ist es, sie schließen Vertrag und nehmen den Zins an.
Nicht besinne ich mich, die einzige Tochter zu geben
Für das Land: nun ziehet nur hin, das Bündnis zu schließen!""

Von sich legen das Schwert die Gesandten und ziehen von dannen,
Um dem Feind zu verkünden, was ihnen der König befohlen,
Bitten, nicht länger das Land zu verwüsten, und freundlich empfing sie
Attila, wie er gewohnt, und also sagte der Heerfürst:
„Bündnis wünsche ich mehr als Fehde dem Volk zu verkünden.
Lieber will in Frieden der Hunne regieren, doch schlägt er
Ungern nur mit Waffen, die widerspänstig erfunden.
Komme der König zu uns und gebe und nehme den Handschlag."

Also machte der Fürst sich auf, unzählige Schätze
Mit sich führend, und schloß den Vertrag und ließ ihm die Tochter.
Fort in das Elend zog der Eltern herrlichstes Kleinod.

Als der Vertrag nun geschlossen und festgesetzt der Tribut war,
Führte Attila weiter das Heer in die westlichen Länder.
Alpher herrschte zur Zeit in dem aquitanischen Reiche,
Dem ein Sprosse erwuchs, so wird uns berichtet, ein Knabe,
Walther mit Namen genannt, in Jugendblüte erglänzend.
Und es hatten bereits die Könige Herrich und Alpher
Eidlich einander gelobt, die Kinder durch Bande der Ehe
Einst zu verbinden, sobald die Zeit zur Vermählung gekommen.
Als nun Alpher erfuhr, daß jene Völker bezwungen,
Da begann vor gewaltiger Furcht er im Herzen zu zittern.
Sich zu schützen mit schrecklicher Wehr, war nicht zu erhoffen.
„Was bedenken wir uns, da Krieg zu führen unmöglich?

Sprach er, es giebt ja Burgund und das Frankenland uns ein Beiſpiel;
Niemand rechnet zur Schande uns an, wenn wir ſolchen es gleich thun.
Boten werde ich ſenden, ſie heißen, ein Bündnis zu ſchließen;
Meinen geliebten Sohn, den biete ich ihnen als Geiſel,
Und ich zahle ſchon jetzt den künftigen Zins an die Hunnen."
Doch was rede ich mehr? Es folgte dem Worte die That auch.
Nunmehr zogen zurück die Avaren mit fröhlichem Mute,
Reich mit Schätzen beladen, nachdem ſie als Geiſeln erhalten
Hagen und Walther und auch Hildgunde, das liebliche Mädchen.

Zweites Abenteuer.

Wie die Geiſeln bei den Hunnen gehalten wurden. Wie Hagen nach Franken entrann und Attila Walther von Aquitanien mit einer Hunnin vermählen wollte.

Etzeln unde Helchen hant
heten mir und Hildegunde
verlihen in der stunde,
swes wir heten dâ gegert.
Von Etzelen wir nâmen swert,
bêde ich unde Hagene.
Walther im „Biterolf" 766.

Attila, wieder daheim im pannoniſchen Land und der Hofburg,
Pflegte mit ſorglicher Lieb die beiden Knaben des Auslands,
Und wie die eigenen Söhne befahl er dieſelben zu halten;
Aber der Königin legte er auf, für das Mädchen zu ſorgen.
Immer ſollten, ſo war ſein Befehl, ihm unter den Augen
Beide Jünglinge ſein, und er weihte ſie ein in die Künſte
Und in die Spiele des Kriegs, wie ſolche den Jahren gezienten.
Jene wuchſen zugleich an Alter und Stärke des Geiſtes,
Und ſie beſiegten die Helden an Kraft und an Witze die Weiſen,
Bis ſie ſämtliche Hunnen zuletzt übertrafen an Bravheit.
Attila machte die beiden darauf zu Führern der Heerſchar,
Und nicht ohne Verdienſt, denn ſobald er Kriege begonnen,
Leuchteten jene hervor durch herrlich erfochtene Siege;
Darum liebte die beiden auch ſehr der Herrſcher der Hunnen.
Aber es fand die gefangene Maid vor der Königin Augen

Wohlgefallen, so fügte es Gott, und sie mehrte die Liebe
Durch vortreffliche Zucht und rührigen Fleiß bei der Arbeit.
Schließlich vertraute man auch die sämtlichen Schätze des Königs
Ihrer sorglichen Hut; beinahe regierte sie selber,
Denn was immer ihr Wunsch, das konnte sie thun und vollführen.

Gibicho starb unterdes, und es folgte ihm Gunther nun selber
Auf dem Throne. Der löste sofort das pannonische Bündnis,
Welches dereinst geschlossen, und weigerte Zahlung des Zinses.
Aber sobald dies Hagen erfuhr in der Fremde, da nahm er
Nächtlicher Weile die Flucht und eilte zurück zum Gebieter.
Walther jedoch zog weiter den Hunnen voran in die Schlachten,
Und wohin er auch ging, da war er vom Glücke begleitet.
Ospirin, des Königs Gemahl, gedachte indessen
Des entwichenen Hagen, und also riet sie dem Herrscher:
„Sorgen wolle, das bitte ich Euch, jetzt Euere Klugheit,
Daß nicht etwa die Säule des Reichs ins Wanken gerate,
Daß nicht, meine ich, Walther, der Günstling, auch uns entrinne,
Er, auf dem die gewaltige Macht des Reiches beruhet;
Denn ich befürchte, er macht es vielleicht wie Hagen und flüchtet.
Darum wollet Ihr nun, was ich Euch rate, erwägen,
Und sobald er erscheint, so sagt zu ihm folgende Worte:
— Da in unserem Dienst du so vielfach große Beschwerden
Hast erduldet, so thu' ich dir kund, daß unsere Gnade
Dich vor sämtlichen Günstlingen liebt; drum hab' ich beschlossen,
Daß du fürder an Thaten es mehr denn an Worten erkennest:
Wähle darum dir die Braut aus pannonischem Fürstengeschlechte.
Sorge nur nicht, indem du erwägst, daß Güter dir mangeln,
Denn ich werde dich reich bedenken mit Acker und Wohnung;
Wer die Braut dir vermählt, soll dessen sich später nicht schämen. —
Habt Ihr dieses gethan, so vermögt Ihr ihn an Euch zu fesseln."
Wohl gefiel dem König das Wort; er begann sich zu rüsten.

Da kam Walther herbei; ihm machte der Fürst die Eröffnung,
Riet, ein Weib sich zu frein. Doch Walther, welcher schon damals
Bei sich erwog, was dereinst in der That er sollte vollführen,
Sprach zum Versucher darauf als Erwiderung folgende Worte:
„„Gnädig seid Ihr gesinnt, daß meinem bescheidenen Dienste

Ihr Beachtung geſchenkt; doch kann ich es nimmer verdienen,
Daß Ihr mein läſſiges Thun mit günſtigem Auge betrachtet.
Aber ich bitte, vernehmt die Worte des treueſten Dieners:
Wollt' ich freien ein Weib, dem Befehl des Gebieters gehorchend,
Würde von häuslicher Sorg' und der Liebe zur Maid ich gefeſſelt
Und ſo meiſtens verhindert, dem Könige Dienſte zu leiſten.
Häuſer müßte ich baun und Sorgfalt widmen dem Acker,
Und das hielte mich ab, vor den Augen des Herrn zu erſcheinen
Und mich, wie ich gewohnt, dem Reiche der Hunnen zu widmen.
Denn es pflegt ja ein jeder, ſobald er Behaglichkeit koſtet,
Weniger fähig zu ſein, noch ferner Beſchwerden zu tragen.
Mir iſt nichts ja ſo ſüß, wie immer in treuem Gehorſam
Meinem Gebieter zu dienen; drum bitte ich, wolle geſtatten,
Daß ich frei von der Feſſel der Eh' auch ferner noch lebe.
Wenn du ſpät mir gebeutſt und zu mitternächtiger Stunde,
Werde ich ſorglos gehn und jedem Befehle bereit ſein.
Keinerlei Sorge wird dann mich in Kämpfen zu weichen bereden,
Heimwärts ziehen nicht Kind, nicht Weib und zu fliehen bewegen.
Drum bei deinem Leben beſchwör' ich dich, beſter der Väter,
Dränge mich fürder nicht mehr, die Hochzeitsfackel zu nehmen.""
Solche Bitten beſiegten den Herrn; er ſprach von dem Ratſchlag
Fürder nicht mehr, denn er hoffte, daß niemals Walther entrinne.

Damals war dem Herrſcher die ſichere Kunde geworden,
Daß ein jüngſt überwundenes Volk ſich wieder empöre
Und den Hunnen alsbald im Kampf zu begegnen ſich rüſte.

Da ward Walther erkoren, den Krieg zu leiten, und eilig
Muſterte er der Ordnung gemäß die verſammelte Streitmacht
Und entflammt in den Herzen der Kämpfer den Mut und ermahnt ſie,
Immer gedenk zu ſein der früher erfochtenen Siege,
Und er verſpricht, mit erprobter Kraft die trotz'gen Empörer
Niederzuwerfen und Schrecken zu ſä'n in den feindlichen Ländern.

Dann bricht eilig er auf, und es folgt die verſammelte Heerſchar.
Bald erſchaut er die Stätte des Kampfs, und die Menge der Streiter
Stellt er in Ordnung auf durch die weiten Flächen und Felder.
Halt nun machen die Heere, auf Speerwurfweite genähert:

Kampfruf ſchallet ringsum empor in die Luft, die Poſaunen
Laſſen zugleich ertönen den ſchrecklichen Ruf, und ſofort auch
Fliegen von hier und von dort in dichter Menge die Speere.
Eſche und Kornel miſchen ſich jetzt zu vereinigtem Kampfſpiel,
Und es flammt wie des Blitzes Schein die geſchwungene Lanze;
Und wie der Nord die Flocken in dichtem Gedränge daherſtreut,
So auch wurde verſchoſſen die Menge der ſchrecklichen Pfeile.
Als dann jedes Geſchoß in den beiden Heeren verſendet,
Fahren ſämtliche Krieger ſogleich mit der Hand nach den Schwertern,
Ziehen die blitzenden Klingen und heben von neuem die Schilde,
Und dann ſtürzet ſich Schar auf Schar, um den Kampf zu erneuen.
Hier zerſchmettert das Roß die Bruſt des Roſſes, und dorten
Sinkt der Kämpfer, gefällt von dem harten Buckel des Schildes.
Aber inmitten des Schlachtengewühls da wütet der Walther,
Mäht mit dem Schwert, was entgegen ſich ſtellt, und bahnet den Weg ſich.
Als die Feinde nun ſehn, wie ſo er die Reihen dahinſtreckt,
Fürchten ſie ihn zu ſchauen, als ob er ſelber der Tod wär',
Und wohin er auch dringt, zur Rechten, zur Linken gewendet,
Flüchten ſie alle gar ſchnell vor Walther und werfen die Schilde
Auf den Rücken und jagen dahin mit hängenden Zügeln.
Gleich zu kommen dem Führer, beſtrebt ſich Pannoniens Heerſchar;
Grimmiger ſtürmt ſie voran, und kühner wagt ſie den Mordkampf,
Fällt, was entgegen ſich ſtellt, und vernichtet die Flücht'gen, bis endlich
Völligen Sieg ſie erringt in dem wechſelnden Spiele des Krieges.
Auf die Getöteten ſtürzt ſie ſodann und plündert ſie ſämtlich,
Bis mit dem hohlen Horne der Führer die Scharen herbeiruft
Und als erſter die Stirn mit dem feſtlichen Laube umwindet,
Vor dem verſammelten Volk ſich die Schläfen bekrönend mit Lorbeer;
Bannerträger folgen darauf und die übrige Mannſchaft.
Jetzo kehrten ſie heim, geſchmückt mit dem Kranze des Siegers,
Und in die Heimat gelangt, zog jeder zum eigenen Wohnſitz;
Walther jedoch nahm eiligen Schritts den Weg zu der Hofburg.

Drittes Abenteuer.

Wie Walther die Hunnen trunken machte und mit seiner Braut, Hildegunde von Burgund, entfloh, und wie König Attila darob zürnte.

Mînes herzen tiefe wunde
Diu muoz iemer offen stên, si'n
werde heil von Hiltegunde.
Walther von der Vogelweide.

Siehe, da eilte herab von der Burg des Palastes Gesinde,
Freute sich sehr, ihn wiederzusehn, und hielt ihm das Streitroß,
Bis der preisliche Recke dem hohen Sattel entstiegen,
Richtet die Frage an ihn, ob günstig die Sache verlaufen.
Wenig erzählte er nur und trat dann, weil er ermüdet,
Ein in die Burg und eilte darauf zum Gemache des Königs.
Aber er fand daselbst die einsam sitzende Hildgund
Und nahm also das Wort nach süßem Kuß und Umarmung:
„Bringe mir schnell zu trinken, denn müde bin ich und durstig."
Eilig füllte mit Wein sie darauf den köstlichen Becher,
Reichte dem Helden ihn dar, der fromm ihn bekreuzte und annahm
Und alsbald mit der Hand der Jungfrau Rechte umfaßte.
Schweigend stand sie dabei und blickte dem Manne ins Antlitz.
Walther trank und reichte ihr dann das leere Gefäß hin;
Wohl war beiden bekannt, daß einst sie verlobt mit einander.
Und er sprach zu der teueren Maid mit folgenden Worten:
„Lange erdulden wir schon zusammen das Los der Verbannung,
Und wir wissen es wohl, was unsere Eltern dereinstens
Über unser künft'ges Geschick mit einander bestimmten;
Was verhehlen wir dies so lange mit schweigendem Munde?"
Aber die Maid, die wähnte, es rede im Scherz der Verlobte,
Schwieg ein Weilchen und sagte darauf als Erwiderung dieses:
„„Warum heuchelt die Zunge, was tief in der Brust du verdammest,
Und überredet der Mund zu dem, was das Herz doch verabscheut?
Gleich als wäre es Schmach, dir solche Verlobte zu freien!""
Drauf antwortete ihr der verständige Jüngling und sagte:
„Fern sei, was du geredet! O wolle nicht falsch mich verstehen!
Kund sei dir, daß ich nichts mit verstelltem Herzen gesprochen;
Glaube mir nur, es steckt nicht Trug noch Falsches dahinter.
Niemand ist in der Näh', wir sind hier beide alleine.

Wenn ich wüßte, du wärst mir geneigt mit ergebener Seele,
Und du würdest verschweigen die listig ersonnenen Pläne,
Wollte ich dir entdecken ein jegliches Herzensgeheimnis."

Da nun begann das Mädchen, die Kniee des Jünglings umfassend:
„„Alles, wozu du mich rufst, will gern ich, Gebieter, erfüllen;
Nichts soll lieber mir sein als deine willkommnen Gebote.""
Jener darauf: „Mit Verdruß ertrage ich unsre Verbannung
Und gedenke gar oft der verlassenen Marken der Heimat.
Drum begehre ich, bald zu heimlicher Flucht mich zu rüsten.
Zwar vor Zeiten bereits vermocht' ich den Plan zu vollführen,
Doch es schmerzte mich tief, daß allein Hildgunde zurückblieb."
Also redete drauf aus innerstem Herzen das Mägdlein:
„„Was du begehrst, will ich, das ist mein einzig Verlangen.
Drum befiehl nur, o Herr; ob Glück uns werde, ob Unglück,
Gerne bin ich bereit, es dir zu Liebe zu tragen.""
Walther raunte der Maid in das Ohr nun folgende Worte:
„Siehe, es trug der Herrscher dir auf, der Schätze zu hüten;
Also behalte du wohl und merk' dir genau, was ich sage:
Nimm vor allem den Helm und das Eisengewand des Gebieters,
Aus drei Drähten gewirkt, mit dem Zeichen der Schmiede versehen.
Ferner wähle dir aus zwei Truhen von mäßigem Umfang,
Fülle in diese sodann so viel der pannonischen Spangen,
Daß du eine zur Not bis zum Busen zu heben vermögest.
Dann verfertige mir noch vier Paar Schuhe, wie bräuchlich,
Dir die nämliche Zahl und lege sie auch in die Truhen,
Und so werden dieselben vielleicht bis zum Rande gefüllt sein.
Heimlich bestelle dir auch bei Schmieden gebogene Angeln;
Fische müssen uns Zehrung sein auf dem Wege und Vögel.
Vogelsteller und Fischer zu sein, bin ich selber genötigt.
Alles dieses besorge du klug im Verlaufe der Woche.
Nunmehr hast du gehört, was uns auf der Reise von nöten.

Jetzt verkünde ich dir, wie die Flucht wir mögen bereiten:
Wenn zum siebenten Mal den Kreislauf Phöbus beendet,
Werd' ich dem König, der Königin auch und den Fürsten und Dienern
Rüsten ein fröhliches Mahl mit außergewöhnlichem Aufwand
Und mich mit Eifer bemühn, durch Getränk sie in Schlaf zu versenken,

Bis nicht einer imſtande zu merken, was ferner zu thun iſt.
Du magſt aber indes nur mäßig des Weines genießen
Und bei Tiſche nur eben den Durſt zu vertreiben beſtrebt ſein.
Stehen die anderen auf, ſo eile zum Werk, dem bewußten.
Aber ſobald des Trankes Gewalt dann alle bezwungen,
Eilen wir beide zugleich, die weſtlichen Lande zu ſuchen."
Treulich erfüllte die Maid die Gebote des Jünglings, und ſiehe,
Bald erſchien auch der Tag, der für das Gelage beſtimmt war.
Walther rüſtete nun das Mahl mit gewaltigem Aufwand.
Auf der mittelſten Tafel da thronte die Üppigkeit ſelber.
Als nun der König erſchien in dem teppichbehangenen Saale,
Grüßte der mutige Held ihn ſo, wie es bräuchlich, und führte
Ihn zu dem Hochſitz hin, den Byſſus und Purpur verzierte.
Jener ſetzte ſich nun und hieß zwei Fürſten zu ſeinen
Seiten den Platz zu nehmen, die übrigen ſetzte ein Diener.
Hundert Tafeln beſetzten zugleich die Genoſſen des Mahles.
Mühe ſchuf es den Gäſten, die mancherlei Speiſen zu koſten;
Räumte man dieſe hinweg, ſo brachte man andre Gerichte,
Und es wirbelte Dampf in die Luft von dem köſtlichen Miſchtrank.
Lauter gülden Geſchirr ſtand da auf dem leinenen Tiſchzeug,
Und es prangte der würzige Wein in dem herrlichen Miſchkrug.
Farbe und Süße des Tranks verlockten zum Schlürfen, und Walther
Munterte jeglichen auf, nach dem Wein und der Speiſe zu langen.

Als der Hunger geſtillt und die Tiſche beiſeite getragen,
Redete heiter der Held zu ſeinem Gebieter die Worte:
„Darin zeige ſich jetzt, das bitte ich, Euere Gnade,
Daß Ihr zunächſt Euch ſelber und dann die andern erfreuet."
Und er bot ihm zugleich den künſtlich bereiteten Humpen,
Drauf die Reihe der Bilder von Thaten der Väter erzählte.
Dieſen ergreift der König: mit einem einzigen Zuge
Trinkt er ihn aus und befiehlt alsbald, daß die andern ihm gleichthun.
Hurtig laufen die Schenken herbei und enteilen geſchwinde,
Reichen die Becher gefüllt und nehmen die leeren zurücke.
Auf das Geheiß des Wirts und des Herrn wetteifert die Menge.
Glühender Rauſch führt bald in der ganzen Halle die Herrſchaft:
Stammelnd entſtrömt die Rede dem reichlich befeuchteten Munde;
Stämmige Recken konnte man ſchaun auf wankenden Füßen.

Alſo verlängert bis ſpät in die Nacht das Opfer des Bacchus
Walther und ziehet zurück, die nach Hauſe zu gehen begehren,
Bis, von der Macht des Trankes beſiegt und vom Schlafe bezwungen,
In den Gängen zerſtreut, ſie alle zu Boden geſunken.
Hätte er preisgegeben das Haus den verzehrenden Flammen,
Wäre nicht einer die That zu entdecken imſtande geweſen.
Endlich rief er das Mädchen herbei, das teure, und hieß es,
Eilig herbeizutragen die längſt bereiteten Sachen.
Selber zog aus dem Stall er hervor das beſte der Roſſe,
Welches er „Löwe“ genannt um ſeiner Vorzüglichkeit willen;
Stampfend ſteht es, und mutvoll nagt's an den ſchäumenden Zügeln.
Als er es drauf, wie gewohnt, umhüllt mit prächtigem Reitzeug,
Hängt er die Truhen, mit Schätzen gefüllt, dem Roß an die Seiten,
Fügt auch Speiſen hinzu, nicht viel für die Länge des Weges.
Und die wallenden Zügel vertraut er der Rechten der Jungfrau.
Selber jedoch, von dem Panzer umhüllt nach der Weiſe der Recken,
Setzt er den Helm ſich aufs Haupt, den rot umwallte der Helmbuſch,
Schnallt die goldenen Schienen ſich drauf um die mächtigen Waden,
Gürtet ſodann an die Linke das Schwert mit der doppelten Schneide,
An die Rechte ein zweites dazu nach pannoniſcher Sitte,
Welches mit einer der Seiten allein die Wunden verurſacht,
Rafft ſodann mit der Rechten den Speer, mit der linken den Schildrand
Und entflieht dem verhaßten Land mit klopfendem Herzen.
Aber das Roß, mit den Schätzen beladen, führte die Jungfrau,
Und ſie trug in der Hand zugleich die haſelne Rute,
Die der Fiſcher bedarf, die Angel ins Waſſer zu tauchen,
Daß der Fiſch, voll Gier nach dem Köder, den Haken verſchlinge.
Denn der gewaltige Held war ſelbſt mit gewichtigen Waffen
Rings beſchwert und zu jeglicher Zeit des Kampfes gewärtig.
Eilig zogen ſie während der Nacht; doch als in der Frühe
Phöbus, rötlich erſtrahlend, ſein Licht den Ländern gewährte,
Suchten ſie ſich zu verbergen im Wald und erſtrebten das Dunkel,
Und es jagte ſie Furcht ſogar durch die ſicheren Orte.
Und es pochte die Angſt ſo ſehr in dem Buſen der Jungfrau,
Daß ſie bei jedem Geſäuſel der Luft und des Windes erbebte,
Vor den Vögeln erſchrak und dem Rauſchen bewegten Gezweiges.
Haß der Verbannung erfüllte ihr Herz und Liebe zur Heimat.
Dörfern wichen ſie aus und mieden das liebliche Fruchtland;

Folgend auf dichtbewachs'nem Gebirg dem gewundenen Umweg,
Irren mit zagendem Fuß sie durch pfadelose Gebiete.

Aber das Volk in der Burg, vom Schlaf und Weine bezwungen,
Ruhte, in Schlummer versenkt, bis zur Mitte des folgenden Tages.
Aber sobald sie erwacht, da suchten sie alle den Führer,
Ihm zu danken und ihn mit feierndem Lob zu begrüßen.
Attila auch, der König, das Haupt mit den Händen umfassend,
Tritt aus der Kammer hervor und ruft mit Schmerzen nach Walther,
Ihm zu klagen das Weh, das er spürt. Die Diener indessen
Meldeten ihm, daß sie nirgend vermocht, den Helden zu finden.
Dennoch hoffte der Fürst, es werde vielleicht der Gesuchte,
Noch in Schlummer versunken, zur Zeit der Ruhe genießen
An verborgener Stätte, die er sich zum Schlafen erkoren.
Aber als Ospirin nun entdeckt, daß Hildgunde verschwunden
Und die Gewänder nicht habe gebracht, wie zu thun sie gewohnt war,
Sprach mit unendlichem Jammern sie traurig also zum Fürsten:
„O die verwünschten Gerichte, die gestern wir haben genossen!
O der Wein, der alle pannonischen Männer gefällt hat!
Was ich dem König und Herrn schon längst vorahnend geweissagt,
Der Tag hat es erfüllt, den nimmer wir können verwinden.
Sieh, es ist klar, am heutigen Tag fiel Eueres Reiches
Säule, es zog in die Ferne die Kraft und die preisliche Mannheit:
Walther, Pannoniens Licht, er ist von hinnen gewichen,
Hat auch von dannen geführt Hildgunde, mein teueres Pflegkind!"

Da entbrannte der Fürst in wildem, gewaltigem Zorne,
Und es verwandelte sich die frühere Freude in Trauer.
Von den Schultern bis unten zum Ende zerreißt er den Mantel,
Und bald dies, bald jenes erwägt er voll Hast in der Seele.
Wie von des Äolus Stürmen der Sand im Wirbel gedreht wird,
Also wurde der Herrscher bewegt von den Sorgen im Herzen,
Und durch wechselnde Mienen bekundend die wechselnde Stimmung,
Gab nach außen er kund, was er duldete tief im Gemüte;
Aber der Zorn erlaubte ihm nicht, mit Worten zu reden.
Speise und Trank verschmähte er auch an dem selbigen Tage,
Und es raubte die Sorge dem Leib den ruhigen Schlummer.
Denn als die dunkele Nacht die Welt der Farben beraubte,

Sank er hinein in das Bett, doch konnt' er die Augen nicht ſchließen,
Sondern er warf bald rechts und bald ſich links auf die Seite,
Und als wär' ihm die Bruſt durchbohrt von dem ſpitzigen Wurfſpieß,
Fuhr er empor und legte ſein Haupt bald hierhin und dorthin;
Aufrecht ſaß er auch bald auf dem Bett, als wär' er von Sinnen.
Alles umſonſt! Dann ſprang er empor, um die Burg zu durchwandern;
Wiederkehrend beſchritt er die Bettſtatt kaum und verließ ſie.
So verbrachte die Nacht Held Attila ohne zu ſchlafen.
Aber das flüchtige Paar, hinwandelnd durch günſtige Stille,
Zog in Eil', das gefürchtete Land im Rücken zu laſſen.

Kaum erglänzte der Tag, da berief der König die Seinen.
„O, wer mir, ſo nahm er das Wort, den entflohenen Walther
Brächte in Feſſeln zurück wie einen erbärmlichen Wolfshund,
Dieſen wollt' ich alsbald mit geläutertem Golde bedecken;
Wenn auf der Erde er ſteht, von allen Seiten belaſten
Und ihm gänzlich den Weg durch die Maſſe der Schätze verſperren!"
Aber es war kein einziger Fürſt in dem großen Gebiete,
Herzog oder auch Graf, kein einz'ger Vaſall oder Dienſtmann,
Der, wie ſehr er auch wünſchte, daß ſeine Kraft er beweiſe
Und unſterbliches Lob durch tapfere That ſich erwerbe,
Wie er begierig auch war, den Schatz in die Säckel zu füllen,
Hätte gewagt, mit Waffen dem zornigen Walther zu folgen
Und den Helden als Gegner zu ſchaun mit gezogenem Schwerte.
Denn ſie kannten den tapferen Mann und wußten, wie viele
Feinde zu Boden er ſchlug, ein unverwundeter Sieger.
Und es konnte der Fürſt nicht einen der Mannen bereden,
Der den verſprochenen Schatz bei ſolcher Bedingung begehrte.

Viertes Abenteuer.

Wie die Flüchtlinge mit ihrem Horte unbehelligt bis an den Rhein kamen und Gunther, der Frankenkönig, ihnen dort mit zwölf Genoſſen nachſetzte, ſie zu berauben. Wie Hagen den König warnte und nicht mitkämpfen wollte.

Sie vuorten grôz ubermuot:
thiu nist niemanne guot,
sie geliget ie nithere.
Rolandslied 3361.

Walther, der Flüchtling, zog, wie geſagt, bei nächtlicher Weile
Und er ſuchte des Tags die Wälder und dichten Gebüſche.
Kunſtvoll fing er indes die mit Liſten geköderten Vögel,
Bald mit geſpaltenem Holz ſie täuſchend und bald mit der Leimrut'.
Doch ſobald er zum Laufe gewundener Flüſſe gekommen,
Warf die Angel er aus und entraffte die Beute der Tiefe.
Aber es litten die beiden dabei Entbehrung und Mühſal,
Und es fand in der ganzen Zeit, in welcher ſie flohen,
Walther, der löbliche Held, nicht Zeit zu Liebesgekoſe.

Schon zum vierzigſten Mal vollbrachte die Sonne den Kreislauf,
Seit der pannoniſchen Stadt er flüchtig den Rücken gewendet,
Und an dem nämlichen Tage, da dieſe Zahl ſich erfüllte,
Kam er an einen Fluß, als Abend bereits es geworden,
An den Rheinſtrom, dort, wo den Lauf er nimmt zu dem Orte,
Welchen man Worms benennt, dem glänzenden Sitze des Königs,
Zahlte den Fährlohn dort mit den früher gefangenen Fiſchen
Und hinübergeſetzt, ging weiter er haſtigen Schrittes.

Als die dunkele Nacht von dem jungen Tage verſcheucht war,
Da erhob ſich der Ferge und ging zur bemeldeten Stadt hin
Und überbrachte daſelbſt dem Meiſter der Köche des Königs
Jene Fiſche, die ihm der Wanderer hatte gegeben.
Als der Koch ſie, aufs beſte gewürzt, dem Könige auftrug,
Da ſprach Gunther erſtaunt vom erhabenen Sitze die Worte:
„Solcherlei Fiſche hat, traun, das fränkiſche Land mir noch niemals
Dargeboten; ich glaube, ſie ſtammen aus anderen Landen.
Darum ſage mir ſchnell: wer brachte ſie dir zum Verkaufe?"
Jener berichtete drauf, daß ihm ſie der Ferge gegeben,

Und der Herrſcher befahl alsbald, ihn holen zu laſſen.
Als nun dieſer erſchien und über die Sache befragt war,
Da erzählte er dies und berichtete über den Vorfall:
„Als am vergangenen Abend ich ſaß am Ufer des Rheines,
Wurde mein Auge gewahr, wie eilig ein Wanderer nahte,
Wie zum Kampfe bereit, an allen Gliedern gerüſtet;
Denn mit Erz war er rings, erhabener König, umpanzert,
Und es führte der Wandrer den Schild und die ſchimmernde Lanze.
Einem Helden vergleichbar erſchien er; denn trug er auch an ſich
Eine gewaltige Laſt, kam rüſtigen Schritts er gegangen.
Aber ein Mädchen, geziert mit unglaublicher Schönheit des Leibes,
Folgte ihm nach, und ihr Fuß berührte beim Gehen den ſeinen.
Selber führte ſie auch ein mächtiges Roß an den Zügeln,
Das auf dem Rücken trug zwei Truhen von ziemlichem Umfang.
Schüttelte aber daß Roß den erhobenen Nacken und ſtrebte,
Stolz zu gemeſſenem Schritt die Schenkel im Bogen zu werfen,
Dann erſcholl ein Getön, wie wenn Gold an Edelgeſtein klingt.
Dieſer gab mir als Lohn die Fiſche, die dort auf dem Tiſch ſind."

Als dies Hagen erfuhr, der auch an der Tafel zugegen,
Ließ er aus fröhlicher Bruſt das Wort in die Menge erſchallen:
„Freuet euch mit mir, bitte ich euch, daß ich dieſes erfahren:
Walther, mein Jugendgenoß, iſt wiedergekehrt von den Hunnen!"
Gunther darauf, der Fürſt, voll übermütigen Sinnes
Ruft (und es jubelt alsbald die geſamte Halle ihm Beifall):
„Freuet euch mit mir, heiße ich euch, daß ich dieſes erfahren:
Jenen Schatz, den Gibicho einſt dem König im Oſten
Schickte, den hat der Allmächtige nun in das Land mir geſendet!"
Sprach's und ſchnellte empor und ſtieß mit dem Fuße den Tiſch um,
Hieß drauf bringen das Roß, mit geſchnitztem Sattel verſehen,
Wählte ſich zwölf der Männer ſodann aus der Schar als Begleiter,
Ausgezeichnet an Kraft, die öfters den Mut ſchon bewährten;
Hagen auch ſollte nach ſeinem Befehl mit ihnen hinausziehn.
Dieſer, der alten Treue gedenk und des einſt'gen Genoſſen,
Iſt voll Eifer bemüht, dem Gebieter den Plan zu verleiden.
Dennoch beſteht der König darauf und läßt ſich vernehmen:
„Zögert nicht länger, ihr Mannen, umgürtet die tapferen Leiber
Jetzt mit dem Schwert und wahrt den Rücken mit ſchuppigem Panzer!

Soll aus dem fränkiſchen Land ſo gewaltigen Schatz er entführen?“
Dann, mit Waffen bewehrt, denn es treibt ſie das Wort des Gebieters,
Ziehen ſie fort aus dem Thor, dich, Walther, zu fällen begierig,
Dir die Habe zu rauben, als wärſt du ein feiger Geſelle.
Zwar war Hagen beſtrebt, es auf jegliche Weiſe zu hindern,
Doch der verblendete Fürſt will nicht vom Begonnenen laſſen.

Weiter ziehend vom Fluß, gelangte der mutige Recke
In ein waldig Gebirg; der Voſagus hieß es ſchon damals.
Ungeheuer und weit iſt der Wald, Verſtecke von Tieren
Hegt er in Menge, und oft erhallt er von Hunden und Hörnern.
Dorten ſtehen an heimlicher Statt zwei Berge benachbart;
Eine enge und liebliche Schlucht liegt zwiſchen den beiden,
Nicht in die Erde gehöhlt, durch die Gipfel der Felſen gebildet,
Für die blutigen Räuber ein wohlgeeignetes Lager.
Und es wuchs in dem Winkel daſelbſt auch zartes Gekräute.
„Dorthin wollen wir gehn,“ ſprach, als er ihn ſchaute, der Jüngling,
„Dieſes Lager iſt gut, den ermüdeten Leib zu erquicken.“
Denn ſeitdem er flüchtig entwich aus dem Land der Avaren,
Hatte er anders nicht die Erholung des Schlafes genoſſen,
Als auf den Schild ſich lehnend, und kaum die Augen geſchloſſen.
Jetzt erſt legte er ab der Waffen Gewicht, und gelagert
In des Mägdeleins Schoß, begann er: „Schaue du ſorglich,
Hildegunde, umher, und wenn du bemerkſt, daß ſich dunkler
Staub erhebt, ſo mahne durch leiſe Berührung zum Aufſtehn.
Aber auch dann, wenn du ſiehſt, daß ſich naht ein gewaltiger Haufe,
Hüte, mein Liebchen, dich ja, mich jäh aus dem Schlummer zu rütteln.
Weithin ſchweift ja von hier dein heller Blick in die Ferne;
Nun durchſpähe du fleißig die ringsum liegende Landſchaft.“
Alſo ſprach er und ſchloß ſodann die glänzenden Augen,
Und er genoß alsbald den Schlaf, den ſo lange erſehnten.

Aber als Gunther im Sand die Spuren der Wanderer ſchaute,
Stachelt mit ſcharfem Sporn er den flüchtig enteilenden Renner
Und ruft ſo in die Lüfte hinaus voll eiteler Freude:
„Sputet, ihr Mannen, euch jetzt, denn in Bälde fangt ihr den Wandrer;
Heut entflieht er uns nicht, er läßt den geſtohlenen Schatz uns!“

Doch es erwiderte drauf ihm dies der gepriesene Hagen:
„Eines will ich dir nur, o tapferer König, vermelden:
Hättest du Walther so oft wie ich selbst im Kampfe geschauet,
So ihn wüten gesehn in stets erneutem Gemetzel,
Nimmer glaubtest du, traun, daß so leicht man ihn könne berauben.
Denn ich sah das pannonische Heer, wenn zu Kriegen es auszog
Gegen die Länder im Nord und gegen die Länder im Süden:
Da hat Walther gekämpft, in seiner Tapferkeit strahlend,
Von den Feinden gehaßt und von den Genossen bewundert;
Wer ihn auch immer bestand, sah bald die Reiche der Toten.
Mir, dem Erfahrenen, glaubt, mein König und meine Gefährten,
Wie er den Schildrand hebt, wie gewaltig die Lanze er schwinget."
Doch da Gunther, befangen von thörichtem Wahne, sich nimmer
Ließ bereden, so zogen sie fort und nahten dem Lager.

Hildgund aber, vom Gipfel des Bergs in die Ferne die Blicke
Richtend, bemerkte am wallenden Staub die nahenden Männer;
Da ermahnte sie Walther durch sanfte Berührung, zu wachen.
Dieser erhebt das Haupt und fragt sie, ob jemand sich nahe,
Und sie berichtet darauf, es komme von ferne ein Haufe.
Jener entfernt von den Augen des Schlafes dunkelen Schleier
Und bekleidet gemach die sehnigen Glieder mit Eisen,
Rafft von neuem empor den gewichtigen Schild und die Lanze,
Und im Sprung mit dem Stahle die leichten Lüfte zerteilend,
Übt er gewandt mit den Waffen zum bitteren Kampfe ein Vorspiel.
Als die Maid in der Nähe die blitzenden Lanzen erschaute,
Ward sie von Schrecken erfaßt. „Da haben wir, rief sie, die Hunnen!"
Warf zur Erde sich hin und sprach mit bekümmertem Herzen:
„Schlage mir, ich beschwöre dich, Herr, mit dem Schwerte das Haupt ab,
Daß ich, der nicht vergönnt, die versprochenen Bande der Ehe
Einst zu knüpfen mit dir, nicht andrer Berührung erdulde."
„Soll unschuldiges Blut mich beflecken?" entgegnet der Jüngling;
„Wäre mein Schwert imstande, die Feinde zu Boden zu schlagen,
Wenn ich die treue Geliebte anjetzt nicht wollte verschonen?
Fern sei, was du verlangst, verbanne die Furcht aus dem Herzen.
Er, der so oft mich geführt aus manchen Gefahren, der kann auch
Jetzt, das glaube ich fest, hier unsere Feinde vernichten."
Sprach's und erhob die Augen und sagte sodann zu der Jungfrau:

„Nicht die Avaren sind da; es sind die fränkischen Schelme,
Dieses Landes Bewohner.“ Sodann erblickte er Hagens
Helm und erkannte ihn gleich und sprach mit fröhlichem Lachen:
„Auch mein Genosse, der Hagen, ist dort, mein alter Gefährte!“

Also sagte der Recke; dann wandte er sich zu dem Eingang,
Und zu der Maid, die hinter ihm stand, sprach rühmend er also:
„Hier an dem Thore verkünde ich jetzt das stolze Gelöbnis:
Keiner der Franken hoffe, daheim der Gattin zu melden,
Daß er mir ungestraft von dem Schatze habe genommen! —“
Doch als kaum er geendet, da fiel er nieder zur Erde,
Bittend den Herrn zu verzeihn, daß solcherlei Rede er führte.
Als er darauf sich erhoben, betrachtet er alle bedachtsam:
„Keiner von allen, die hier ich erschau, erweckt mir Besorgnis
Außer Hagen, denn dem ist bekannt, wie ich pflege zu streiten,
Und er selbst ist bewandert genug in mancherlei Kampflist.
Bin ich, so Gott es vergönnt, nur sie zu vereiteln imstande,
Bleib' ich erhalten im Kampf dir Hildgund, meine Verlobte.“

Doch als Hagen ersah, wie Walther geborgen in solchem
Lager, sagte er warnend zum stolzen Herrscher die Worte:
„Steh, o Herr, davon ab, den Mann zum Kampfe zu reizen!
Heiße doch Boten gehen zunächst, die alles erforschen,
Sippe und Namen und Heimatland, und woher er gekommen,
Und ob Frieden vielleicht er erfleht und, ohne daß Blut rinnt,
Uns den Schatz überläßt. Wir können den Mann aus der Antwort
Kennen lernen; wenn Walther es ist, der drüben verweilet,
— Er ist weise — vielleicht, daß Euerer Würde er willfährt.“

Kamalo, Graf von Metz, ward also vom König geheißen
Hinzugehen. Ihn hatte das hochgepriesene Franken,
Ehrengaben zu bringen, gesandt, und er hatte am Tage,
Ehe der Fürst die Märe erfuhr, die Reise beendet.
Dieser durchfliegt mit verhängtem Zaum, dem rasenden Ostwind
Ähnlich, den trennenden Raum des Feldes und nahet dem Jüngling.
Dann ruft also den Gegner er an: „Verkünde mir, Mann dort,
Wer du seist, von wannen du kommst, und wohin du dich wendest!“
Drauf erwidert der mutige Held mit folgenden Worten:

„Ob von selber du kommst, ob dich ein andrer geschickt hat,
Möchte ich wissen zuvor.“ Und Kamalo redet voll Hochmut:
„Wisse denn, daß mich Gunther gesandt, der König, der mächtig
Hier im Lande regiert, zu fragen nach deinem Begehren.“

Als er dieses gehört, entgegnete solches der Jüngling:
„Nimmer weiß ich, wozu es von not, des Wandrers Geschäften
Nachzuforschen; doch zögre ich nicht, es dir zu entdecken:
Walther bin ich genannt, aus Aquitanien stammend,
Wurde als kleiner Knab von meinem Erzeuger den Hunnen
Einst vergeiselt; dort hab ich gelebt und kehre zurück nun,
Wünschend wiederzusehn mein Land und die lieben Verwandten.“
Drauf der Bote: „Durch mich befiehlt dir der Held, den ich nannte,
Daß mit den Truhen zugleich du Roß und Mädchen herausgiebst.
Bist du bereit es zu thun, so gewährt er Leib dir und Leben.“

Walther entgegnete ihm getrost mit folgenden Worten:
„Niemals habe ich, traun, von einem verständigen Manne
Thörichter reden gehört; denn du sagst, mir verspreche ein Herrscher,
Den ich nicht kenne, was selbst er nicht hat und wohl nimmer wird haben.
Ist er ein Gott, daß er mir mit Fug das Leben gewähre?
Hat er mich schon mit den Händen berührt, in den Kerker gestoßen
Oder mit Fesseln mir schon auf den Rücken die Hände gebunden?
Dennoch höre mich an: wenn er mich vom Kampfe entbindet,
— Denn er kommt, wie ich sehe, zum Streit im Eisengewande —
Will ich aus rötlichem Gold geschmiedete Spangen ihm senden,
Hundert an Zahl, um damit den Namen des Königs zu ehren.“
Jener eilte davon, sobald er erhalten die Antwort,
Und erzählte den Herrn, was er eben gesagt und vernommen.
Hagen sprach zu dem Herrscher: „O nimm den gebotenen Schatz an,
Denn du vermagst, o Vater, damit das Gefolge zu schmücken.
Sei vor allem bedacht, die Hand von dem Streite zu lassen!
Walther kennst du noch nicht und seine gewaltige Stärke.
Wie mir in der vergangenen Nacht verkündet ein Traumbild,
Werden, wofern wir streiten, nicht alles wir glücklich vollenden.
Denn ich sah in dem Traume mit einem Bären dich ringen,
Welcher nach langem Kampf ein Bein mit den Zähnen dir abriß
Samt dem Knie bis zum Schenkel hinauf, und als ich darauf gleich

Eilte zur Hilfe herbei, in der Hand die geſchwungene Waffe,
Nahm er mich an und entriß mir zuſamt den Zähnen ein Auge."

Als er dieſes vernommen, da rief der König voll Hochmut:
„Wie ich nun ſeh', biſt Hagathie du, dem Erzeuger, vergleichbar,
Welcher ja auch ein zages Gemüt in dem froſtigen Buſen
Hegte und gern ſich dem Kampf entzog mit reichlichem Wortſchwall."

Da entbrannte der Held mit Recht in gewaltigem Zorne,
— Iſt es anders erlaubt, je ſeinem Gebieter zu zürnen. —
„Alles beruhe, ſo ſprach er, allhier auf eueren Waffen.
Vor euch ſteht der Geſuchte. Es möge ein jeglicher kämpfen;
Nahe ſtehet ihr ja, und keinen verhindert die Zagheit.
Ich will ſehn, wie es geht, und teil nicht haben am Raube."
Sprach's und ritt auf den Hügel alsbald, den nahe geleg'nen,
Stieg vom Roſſe und ſetzte ſich hin und ſchaute hinunter.

Fünftes Abenteuer.

Wie Walther am Wasgenſteine ſiegreich den Kampf gegen die fränkiſchen Recken Kamalo, Skaramund und Werinhard, den Schützen, beſtand.

Si umbzugen in ûf der heide, daz in niht entwiche der man;
Dô muoste er alterseine mit den vînden umbegân.

Alpharts Tod 164.

Gunther wandte darauf ſich zu Kamalo mit dem Befehle:
„Eil' und heiße ihn jetzt, den geſamten Schatz mir zu geben.
Zaudert er dann, ſo biſt du, ich weiß es, verwegen und tapfer;
Streite mit ihm und beraube alsbald den im Kampfe Beſiegten."
Fort ritt Kamalo nun, der zu Metz gebot, in der Hauptſtadt.
Rötlich ſtrahlt auf dem Haupte der Helm, und es ſchimmert der Panzer,
Und er ruft aus der Ferne ihm zu: „He! Hörſt du mich, Freundchen?
Sende den ganzen Schatz alsbald an den König der Franken,
Biſt du gewillt, dir Leben hinfort zu bewahren und Wohlfahrt!"

Aber es hüllte der tapfere Held ſich ein Weilchen in Schweigen,
Harrend, daß näher heran noch komme der grimmige Gegner.

Eilig ſprengte der Bote herbei, wiederholend die Worte:
„Sende den ganzen Schatz alsbald an den König der Franken!“
Standhaft entgegnete drauf der Jüngling mit folgenden Worten:
„Was begehrſt du, und was verlangſt du ſo barſch dir zu geben?
Habe ich etwa dieſes dem Könige Gunther geſtohlen?
Hat er auf Wucher vielleicht mir irgend etwas gegeben,
Daß er mit Fug mich zwingt, ſo bedeutenden Zins zu entrichten?
Habe ich euer Gebiet vielleicht auf der Reiſe geſchädigt,
Daß es erſcheinen könnte, als ob du mit Recht mich beraubteſt?
Hegt dies Volk ſo gewaltigen Haß auf jeglichen Menſchen,
Daß es dem Wanderer nicht den Grund zu betreten geſtattet:
Wohl, ich erkaufe den Weg, ich ſende dem König der Spangen
Zweimal hundert; er laſſe vom Streit und gewähre mir Frieden.“

Als dies Kamalo hörte, da ſagte er grimmigen Herzens:
„Mehren noch wirſt du die Gabe, ſobald du die Truhen geöffnet.
Jetzo bin ich gewillt, hier alles Geſchwätz zu beenden:
Gieb das Verlangte; wenn nicht, ſo wirſt du zu Tode verbluten!“
Alſo ſprach er und raffte den dreifachen Schild mit dem Arme,
Schwang den blinkenden Speer und ſtemmte mit aller Gewalt ſich
Und entſandte ihn dann. Doch ſorglich vermied ihn der Jüngling,
Und es verletzte die Waffe mit nichtiger Wunde das Erdreich.

Walther darauf: „Wenn's ſo dir gefällt, ſo ſchreiten ans Werk wir!“
Und mit den Worten entſandte zugleich er die Lanze, und dieſe
Bohrte ſich links durch den Schild, und ſiehe, die Rechte, mit welcher
Kamalo eben das Schwert aus der Scheide zu ziehen ſich anſchickt,
Heftet ſie feſt auf den Schenkel, den Rücken des Pferdes durchbohrend.
Aber ſobald das Roß die Wunde empfindet, da tobt es,
Bäumt ſich empor und verſucht, den Reiter zu Boden zu werfen,
Hätt' es vielleicht auch erreicht, wenn nicht feſt ihn die Lanze gehalten.

Da ließ Kamalo fahren den Schild, und den Speer mit der Linken
Greifend, bemühte er ſich voll Eifer, die Rechte zu löſen.
Als er das ſah, da eilte herbei der geprieſene Recke,
Griff ihn am Fuß und durchbohrte ihn dann bis zum Griff mit dem Schwerte,
Zog es zurück und entfernte zugleich aus der Wunde die Lanze.
Da ſank Reiter und Roß in der nämlichen Stunde zu Boden.

Als, was eben geſchehn, nun Kamalos Neffe erblickte,
Kimo ward er genannt, des leiblichen Bruders Erzeugter,
Der auch Skaramund hieß, wie einige melden, da ſeufzt er,
Und mit Thränen im Aug' ſpricht ſo er voll Trauer zur Menge:
„Mich vor allen, o weh, berühret die That, die geſchehen;
Sterben will ich mit ihm oder rächen den teuern Verwandten."
Denn es erlaubte die Enge des Orts nur einem zu ſtreiten
Gegen den einen, und nicht vermochte ein andrer zu helfen.
Skaramund ſprengte heran, der Arme, dem Tode Geweihte,
Zwei Wurfſpeere in Händen, mit breiter eiſerner Spitze.
Als er nun ſieht, wie Walther, von keinem Schrecken ergriffen,
Feſt daſteht auf dem nämlichen Platz, da ſpricht er mit Knirſchen,
Während er heftig dabei auf dem Haupte ſchüttelt den Roßſchweif:
„Worauf traueſt du denn, und worauf haſt du zu hoffen?
Nicht mehr will ich den Schatz, nichts mehr von deinem Beſitze,
Sondern ich fordre von dir das Leben des toten Verwandten."
Jener darauf: „Beweiſeſt du mir, daß zuerſt ich zum Streite
Habe gereizt, daß ich etwas verbrach, um ſolches mit Recht hier
Leiden zu müſſen, ſo mag ſogleich mich durchbohren dein Wurfſpieß!"
Aber noch hatte er nicht die Rede beendet, da, ſiehe,
Schleuderte Skaramund ſchon auf ihn den einen der Speere,
Dann den andern ſogleich. Allein der geprieſene Recke
Weicht vor dem einen beiſeit und ſchüttelt vom Schilde den andern.
Skaramund drauf, ergreifend die Schärfe des ſpitzigen Schwertes,
Stürmt auf den Jüngling los, begierig, die Stirn ihm zu ſpalten.
Aber er ritt ihm zu nahe auf ſchlecht gezügeltem Roſſe;
Drum vermochte er nicht, das Haupt mit dem Streiche zu treffen,
Sondern er ſchlug mit dem Griff auf den Helm, daß hell er ertönte
Und zugleich in die Lüfte umher das Feuer verſprühte.
Doch nicht war er imſtande, den mutigen Renner zu wenden,
Und ſo traf ihn unter das Kinn mit der Spitze der Lanze
Walther und warf aus dem Sattel hinab den tödlich Verletzten,
Hieb des Flehenden Haupt ſodann mit dem Schwerte herunter
Und ließ gleichermaßen das Blut des Verwandten entſtrömen.

Als nun Gunther, der ſtolze, geſehn, wie jene verſchieden,
Treibt die ergrimmten Genoſſen er an, den Kampf zu erneuern:
„Greifen wir an, und warten wir nicht, bis er Atem geſchöpft hat

Daß er entkräftet erlahmt und dann, in Fesseln geschlagen,
Gebe die Schätze heraus und erleide die Strafe für Blutschuld."

Werinhard ritt drittens davon, um den Kampf zu beginnen,
Er, der aus altem Geschlecht trojanischer Enkel entstammte,
Herrlicher Mann, dein Sproß und deiner Kunst ein Verehrer,
Pandarus, welcher, als einst ihm das Bündnis zu sprengen befohlen,
Mitten in die Achiver den Pfeil als erster entsandt hat.
Dieser, verschmähend den Speer, trug mit sich Köcher und Bogen,
Sandte die Pfeile von fern, in ungleichartigem Kampfe
Walther reizend. Allein der stellte sich männlich dem Gegner,
Hielt ihm entgegen zur Wehr den siebenhäutigen Schildrand
Und vermied mit Bedacht die Menge der kommenden Schüsse.
Denn bald sprang er zur Seit, bald hob er zum Himmel den Schildrand,
Abzuwehren den Pfeil, und es traf nicht einer von allen.
Als nun Pandarus' Sprosse gesehn, daß umsonst er die Pfeile
Hatte versandt, da zieht er erzürnt das Schwert aus der Scheide,
Sprengt dann heran, und prahlend ertönt aus dem Munde die Rede:
„Wenn du auch eben geschickt vermiedest die luft'gen Geschosse,
Wirst du vielleicht nun den Hieb der geschwungenen Rechten verspüren."

Jenem erwiderte Walther darauf mit lachendem Herzen:
„Lange warte ich schon auf den Kampf bei gleicher Bedingung.
Eile herbei, ich zögere nicht!" Als so er gesprochen,
Strengt er sich an mit aller Gewalt und schleudert das Eisen,
Und die Brust des Rosses durchbohret die sausende Lanze.
Auf bäumt jetzt sich das Tier und schlägt mit den Hufen die Lüfte,
Schleudert den Reiter zur Erde hinab und bedeckt ihn im Falle.
Schnell eilt Walther hinzu und entreißt mit Gewalt ihm die Klinge,
Schlägt ihm vom Haupte den Helm, und die hellen Haare ergreifend,
Redet zu ihm, der jämmerlich fleht und bittet, der Recke:
„Worte von dieser Art sprachst eben du nicht in die Winde."
Sprach's und trennte vom Rumpfe das Haupt; dann ließ er ihn liegen.

Sechſtes Abenteuer.

Wie Walther den Sachſen Eckefried und Hadawart beſiegte und tötete.

„Dein harnisch und dein grünen schilt
must du mir hie aufgeben,
darzu must mein gefangner sein,
wilt du behalten dein leben.“

„„Mein harnisch und mein grüner schilt
die teten mich oft ernern.
ich trawe Christ von himel wol,
ich wöll mich dein erwern.““

Volkslied von Hildebrand.

Doch es ſchreckte nicht ab den thörichten Gunther der Anblick
Dreier Leichen: von neuem befahl er zum Tode zu eilen.
Eckefried, ſiehe, verſuchte den Kampf als Vierter. Gebürtig
War er aus Sachſens Gebiet und hatte im Kampfe erſchlagen
Einen mächtigen Mann; drum war er geflohn aus dem Lande.
Braun war das Roß, das ihn trug, und mit bunten Flecken gezeichnet.
Als der Walther erblickt, wie bereit zum Gefechte er daſteht,
Spricht er: „Sage mir doch, ob du lebſt mit wirklichem Leibe,
Oder ob du, Verdammter, nur täuſchſt durch ein luftiges Trugbild;
Denn du ſcheinſt ein Faun mir zu ſein, wie in Wäldern ſie hauſen.“

Jener erhebt ein Gelächter und giebt ihm dieſes zur Antwort:
„Deine keltiſche Sprache verrät dich als Sproſſen des Stammes,
Dem die Natur es verlieh, vor andern durch Poſſen zu glänzen.
Hat mein Arm dich berührt, ſobald du mir näher gekommen,
Wirſt imſtande du ſein, den Leuten in Sachſen zu melden,
Daß im Voſaguswald ein Faunengeſpenſt du erblickt haſt.“
„Was du ſeiſt, das erprobe ich jetzt!“ ruft Eckefried, ſchleudert
Wuchtig den Kornelſchaft, den eiſenbeſchlag'nen, und dieſer
Fliegt, von dem Riemen gewirbelt, doch brach ihn der Buckel des
Schildes.

Walther entſandte die Lanze nun auch und gab ihm zur Antwort:
„Dieſes ſchickt dir als Gabe zurück der Faun aus dem Walde;
Siehe doch zu, ob unſer Geſchoß nicht beſſer hineindringt!“
Da zerſpaltet der Speer das Holz mit der Decke aus Stierhaut,

Fährt durch die Brünne hindurch und bleibt in der Lunge dann ſitzen.
Eckefried ſtürzt, der Arme, dem Munde entſtrömet ein Blutbach:
Ach, er floh vor dem Tod und eilte ihm hier in die Arme!
Doch ſein Roß trieb hinter ſich dann auf die Weide der Jüngling.

Da nun bat ſich den Schild des Gegners vom Könige Gunther
Hadawart aus, der fünfte der Kämpfer, vom Dünkel betrogen.
Dieſer gab, als er ging, den Speer zur Verwahrung den Freunden,
Kühn allein auf das Schwert ſich verlaſſend, doch war es vergebens.
Aber ſobald er geſehn, daß die Leichen der eben Gefällten
Völlig verſperrten die Bahn und das Roß nicht hinüber gelange,
Sprang er hinab, um zu Fuße zu gehn. Es ſtand in den Waffen
Rüſtig Walther und lobte den Mann, der zu billigem Kampfe
Ihm ſich hatte geſtellt. Doch Hadawart ſprach zu ihm alſo:
„O du Schlange, in Liſten gewandt und kundig des Truges,
Die du gewohnt, die Glieder in ſchuppigem Panzer zu bergen,
Und zum Kreiſe dich rollſt, dem Otterngezüchte vergleichbar,
Ohne die kleinſte Wunde entgehſt du ſo vielen Geſchoſſen,
Und du ſpotteſt ſo unerhört der vergifteten Pfeile?
Glaubſt du vielleicht, durch Liſt auch dieſem Hieb zu entgehen,
Den aus größerer Näh' mit ſicherem Schwunge dir ſendet
Meine Rechte? Denn die ſchlägt, traun, nicht ſolcherlei Wunden.
Höre den Rat und lege beiſeit den Schild, den bemalten;
Ihn wünſch' ich, ihn giebt mir das Wort des Königs als Anteil.
Bitte, verletze ihn nicht, denn meinen Augen gefällt er.
Doch iſt es anders beſtimmt, und raubſt du das freundliche Licht mir,
Dann ſind viele Genoſſen allhier und nahe Verwandte,
Die, wofern du dem Vogel auch glichſt und Schwingen gewönneſt,
Nimmer es laſſen geſchehn, daß ungerupft du entrinneſt."

Unerſchrocken entgegnete drauf ihm ſolches der Kriegsheld:
„Meinen Schild verteid'ge ich ſchon; von dem anderen ſchweig' ich.
Glaube mir nur, ich bin ihm verpflichtet für wackere Dienſte,
Denn er pflegte ſich ja den Feinden entgegenzuſtellen,
Und für mich empfing er die Wunden. Wie ſehr er mir heute
Nützlich geweſen, das ſiehſt du, und hätt' ich ihn müſſen entbehren,
Wäre vielleicht es geſchehn, daß nimmer mit Walther du ſprächeſt. —
Strebe mit aller Gewalt, den Feind aus dem Felde zu ſchlagen,

Meine Rechte, damit er dir nicht entreiße die Schutzwehr!
Sei du, Linke, bemüht, den Griff des Schildes zu halten,
Faſſe das Elfenbein mit den feſt umklammernden Fingern,
Laſſe du hier nicht ſinken die Laſt, die bisher ſo geraume
Wegesſtrecken du trugſt von den hohen Sitzen der Hunnen!"
Jener darauf: „Du thuſt noch mit Zwang, was du willig nicht thun willſt.
Nicht nur den Schild, nein auch das Roß und die Maid und den Goldſchatz
Gieb: dann büßeſt du erſt die Strafe für deine Vergehen."
Sprach's und riß aus der Scheide heraus das Schwert, das vertraute,
Und die Männer, entſtammt verſchiedenen Teilen der Erde,
Stürmen zum Kampf; der Voſagus ſtaunt ob den Blitzen und Hieben.
Beide erhaben an Mut, mit gewaltigen Waffen gerüſtet,
Der vertrauend dem Schwert, der mächtig mit ragender Lanze,
Kämpfen immer aufs neu mit rieſigen Kräften den Zweikampf.
So ertönet, getroffen vom Beil, nicht die dunkele Eiche,
Wie von den Helmen es ſchallt und die Schilde der Kämpfer erdröhnen.
Staunen ergreift die Franken, daß Walther, der Held, nicht ermatte,
Walther, welchem bislang nicht Raſt noch Ruhe vergönnt war.
Jetzo ſchwingt ſich der Wormſer empor im ſicheren Wahne,
Reckt in die Höhe ſich wild mit dem hoch geſchwungenen Schwerte,
Meinend, er werde den Kampf mit dem einen Schlage beenden.
Aber der Jüngling iſt auf der Hut: mit dem Schwunge der Lanze
Lenkt er zur Seite den Hieb und zwingt den Gegner, das Eiſen
Fahren zu laſſen, noch eh' er's gedacht; fern glänzt's im Geſtrüppe.
Als der andre geſehn, wie das teuere Schwert ihm entriſſen,
Flieht er in Eile davon und beſtrebt ſich, den Buſch zu erreichen.
Alphars Sohn, im Vertraun auf Schnelle und blühende Jugend,
Folgt ihm und ruft: „Wo willſt du denn hin? So nimm dir den Schild doch!"
Spricht's, hebt ſchnell in die Höh' mit den Händen die Lanze und ſchlägt ihn;
Jener ſtürzt, und über ihm dröhnt der gewaltige Schildrand.
Eilig ſetzt ihm den Fuß auf den Hals der Jüngling, entreißt ihm
Drauf den Schild und heftet den Feind mit dem Speer an den Boden.
Jenem brechen die Augen, er haucht in die Lüfte die Seele.

Siebentes Abenteuer.

Wie Hagen seinem Neffen Patafried vergebens vom Kampfe abriet und dieser nebst Gerwit erschlagen ward.

Diu gir nâch grôzem guote vil bœsez ende gît.

Nibelungen B. 1554.

Patafried war der Sechste. Ihn hatte die leibliche Schwester
Hagens geboren. Als diesen der Ohm nun siehet zum Kampf ziehn,
Da versucht er, mit bittendem Wort zurück ihn zu halten:
„Wohin eilst du? so ruft er ihm zu, o siehe den Tod doch,
Wie er dir grinst! Laß ab! Es spinnen das Ende des Fadens
Schon die Parzen; dich täuscht dein Mut, o teuerer Neffe.
Lasse du ab! Du kannst dich an Kräften nicht Walther vergleichen."
Dennoch zog der Arme davon, dies alles mißachtend,
Denn er brannte im Herzen danach, sich Ruhm zu erwerben.
Bange Seufzer entquollen der Brust des bekümmerten Hagen,
Und er ließ der Tiefe des Herzens die Klagen entströmen:
„O du Strudel der Welt, du unersättliche Habsucht,
O du Schlund der Gier, du Wurzel von jeglichem Übel!
Wenn du, Grausiger, doch das Gold und die anderen Schätze
Wolltest allein verschlingen und lassen die Menschen in Unschuld!
Aber nun entflammst du die Menschen, verkehrte Gesinnung
Flößest du ein, und keinem genügt das Seinige. Siehe,
Wie sie, in schimpflichen Tod um Gewinn sich zu stürzen, nicht zagen!
Aber je mehr sie besitzen, je mehr entbrennt noch die Habgier.
An sich raffen sie fremden Besitz gewaltsam und heimlich,
Und was mehr noch der Seufzer erpreßt und Thränen hervorlockt:
Sie verstoßen in höllische Glut die himmlischen Seelen.
Nicht vermag ich, zurückzurufen den teueren Neffen,
Denn er ist angestachelt von dir, o wilde Begierde.
Blindlings eilt er dahin, den schmählichen Tod zu erleiden,
Und um eitelen Ruhm will hin zu den Schatten er steigen.
Wehe, geliebter Neffe, was soll ich der Mutter verkünden?
Und wer richtet, o Teurer, empor die jüngst dir Vermählte,
Der du ja nichts zum Troste geschenkt, denn es fehlt ihr ein Söhnlein?
Welch ein Wahnsinn hat dich erfaßt? Woher doch die Thorheit?"

Alſo ſprach er und netzte den Schoß mit den quellenden Zähren;
Schluchzend rief er ſodann: „Leb' wohl auf lange, du Schöner!"

Walther, obwohl in der Ferne, bemerkte die Trauer des Freundes,
Und es drang ihm zugleich zu Ohren ſein jammerndes Rufen.
Alſo ſprach er daher zu dem jach anſtürmenden Reiter:
„Nimm den Rat von mir an, den ich gebe, o herrlicher Jüngling!
Schone dich doch, damit du genießeſt ein beſſeres Schickſal.
Stehe doch ab von dem Plan; dein feurig Vertrauen betrügt dich!
Siehe hier tot der Helden ſo viel und laſſe vom Kampfe,
Daß du, wenn du verbleichſt, nicht mehr noch der Feinde mir ſchaffeſt."
„Was ſchert, Wüterich, dich mein Tod? entgegnete jener,
Kämpfen ſollſt du allein mit mir, drum laſſe das Schwatzen!"
Sprach's und zugleich mit den Worten entſandt' er die knorrige Lanze,
Aber ſie lenkte zur Seite der Held mit dem eigenen Schafte,
Und von den Winden entführt, von des Wütenden Kräften getrieben,
Flog ſie ins Lager und ſtand vor den Füßen des Mädchens im Boden,
Welches, von Schrecken erfaßt, aufſchrie nach der Weiſe der Frauen.
Aber als etwas Blut in das Herz ihm wiedergekehrt war,
Sah es ein wenig empor, zu ſchaun, ob der Recke noch lebe.

Jetzt noch mahnte der tapfere Held den Franken, vom Kampfe
Abzulaſſen; doch der entblößte erbittert die Klinge,
Stürmte zum Angriff vor und ſchwang ſie von oben zum Hiebe.
Aber den wackeren Schild ſchwang Alphars Sproſſe mit Schweigen,
Doch er knirſchte dabei nach der Weiſe des ſchäumenden Keilers.
Jener holte nun aus und beugte zum Streich mit dem ganzen
Leibe ſich weit nach vorn; doch hinter dem deckenden Schilde
Barg ſich Walther und duckte ſich dort, und ſiehe der Jüngling,
Welcher ins Blaue gehaun, der Thor, fiel nieder zu Erde.
Aus wär's jetzo geweſen, doch hatte inzwiſchen der Kriegsheld
Sich auf die Kniee geſtützt, vor dem Stahl mit dem Schilde ſich deckend.
Während ſich Walther erhebt, rafft jener ſich auch in die Höhe,
Deckt ſich eiligſt in Angſt mit dem Schild, und vergebens verſucht er,
Wiederum aufzunehmen den Kampf. Denn Alphars Erzeugter
Stößt in die Erde den Speer und beſteht ihn flugs mit dem Schwerte,
Schlägt mit gewaltiger Wucht die Hälfte des Schildes herunter,
Schneidet das Stahlhemd auf und fördert ans Licht die Gedärme.

Patafried ſtürzte, der Arme, und ſchaute das eigne Geweide,
Gab den Tieren des Waldes den Leib, die Seele dem Orkus.

Gerwit ſprengte heran und ſchwur, den Gefall'nen zu rächen.
Reitend auf feurigem Roß, überflog er den Haufen der Leichen,
Welcher im Wege dort lag und den ſchmalen Steig ihm verſperrte,
Und indeſſen der Held das Haupt des Gefällten vom Rumpf hieb,
Kam er und ſchwang nach dem Haupt ihm die doppelſchneidige Streitaxt;
Denn das war derzeit die gebräuchliche Waffe der Franken.
Aber den Schild hält ſchnell ihm entgegen der Held und vereitelt
Alſo den Hieb; dann ſpringt er zurück und ergreift die vertaute
Lanze und läßt das blutige Schwert in dem grünenden Graſe.

Da nun konnte man ſchaun entſetzliche Kämpfe der Männer,
Doch es erſcholl kein Wort bei dem Streit mit den Waffen des Mavors;
So war beiden der Sinn allein auf das Kämpfen gerichtet.
Dieſer wütet, damit die toten Gefährten er räche;
Der iſt bemüht, ſich mit aller Gewalt des Lebens zu wehren
Und, wenn das Glück es vergönn', die Palme des Siegs zu erringen.
Der ſchlägt, der wehrt ab; der weicht, wenn der andre herandringt:
Zufall mengt ſich und wackerer Mut mit glühendem Eifer.
Aber der ragende Speer vertreibt den mit kürzerer Waffe
Ausgerüſteten Feind; doch dieſer tummelt im Kreiſe
Hurtig den Gaul und begehrt, den ermüdeten Gegner zu täuſchen.

Mehr und mehr in der Seele beſchwert von gewaltiger Zornlaſt,
Hob nun Walther den Schild von Gerwit empor, und das Eiſen
Fuhr durch die Weichen hindurch und drang in die Hüfte des Feindes.
Der ſank rücklings hin und ſtieß ein entſetzlich Geſchrei aus,
Schlug, bejammernd das Todesgeſchick, mit den Ferſen die Erde.
Walther hieb ihm vom Rumpfe das Haupt; dann ließ er ihn liegen,
Der im Wormſer Gebiet ein Graf noch vor kurzem geweſen.

Achtes Abenteuer.

Wie Randolf seinen Tod fand. Wie die Frankenhelden zauderten, aber von Gunther von neuem in den Kampf getrieben wurden. Wie Helmnod den Dreizack schleuderte und mit Trogus, Tanastus und Gunther-Walther den Schild entreißen wollte, und wie es ihnen dabei erging.

Der Tôt der suochte sêre, dâ sîn gesinde was.

Nibelungen B. 2224.

Da zuerst begannen die Franken zu zaudern und baten,
Abzustehen vom Kampfe, den Herrn mit dringenden Bitten.
Dieser jedoch, der Arme, Verblendete, redete wütend:
„Euch, ihr tapferen Männer von oft erprobter Gesinnung,
Bitte ich, wolle der Fall nicht Furcht, nein Rache erregen.
Wie, ich soll aus dem Vosaguswald so schimpflich davongehn?
Jeder denke wie ich, der bereit, hier lieber zu sterben
Als nach Worms zu ziehen, nachdem sich solches ereignet.
Unverletzt soll jener als Sieger enteilen zur Heimat?
Waret zuvor ihr entbrannt, dem Manne den Schatz zu entreißen,
So brennt jetzo danach, das Blut, das vergossen, zu rächen,
Daß man sühne den Tod mit dem Tod und das Blut mit dem Blute,
Daß mit des Mörders Fall den Mord der Genossen man räche!"

Also redend entflammte der Thor den Mut und bewirkte,
Daß sie alle des Lebens zugleich und des Heiles vergaßen;
Und als wär' es ein Spiel, bemühte sich jeder, dem andern
Auf dem Wege zum Tode vorauszueilen. Der Fußpfad
Ließ jedoch, wie gesagt, nur zweie im Kampfe sich messen.
Als der gepriesene Held nun sieht, wie die anderen zögern,
Nimmt er den Helm vom Haupte herab und hängt ihn am Baum auf,
Atmet tief und trocknet dabei sich keuchend den Schweiß ab.

Siehe, da drang zu Roß auf ihn ein ganz plötzlich zur Unzeit
Randolf, er der Recke, der allen den andern zuvorkam
Und mit dem eisenbeschlagenen Speer ihn unter die Brust traf.
Stand nicht Wielands Werk aus gehärteten Ringen im Wege,
Wär' er in das Gedärm mit dem harten Holze gedrungen.

Walther jedoch, von plötzlichem Schreck im Herzen betroffen,
Hielt ihm entgegen den schützenden Schild und faßte sich wieder,
Aber er fand nicht Zeit, zugleich auch den Helm zu ergreifen.
Als der Speer nun versandt, entblößte der Franke die Klinge,
Schor zwei Locken vom Haupte des aquitanischen Helden,
Doch ihm glückte es nicht, nur die oberste Haut zu berühren.
Wiederum holte er aus zu neuem Streiche, und hastig
Hieb er den Stahl in den Schild, den ihm der andere vorhielt,
Und mit aller Gewalt vermochte er nicht, ihn zu lösen.
Da schnellt Alphars Sproß wie der Blitz nach vorne und schleudert
Rücklings so mit gewaltiger Kraft auf den Boden den Franken,
Stellt sich über ihn hin und tritt auf die Brust mit den Worten:
„Da du den Kopf mir schorst, will ich dich des Hauptes berauben,
Daß vor dem Ehegespons du meinetwegen nicht prahlest."
Also sprach er und hieb dem flehenden Feinde das Haupt ab.

Helmnod rückte zum Kampf nun heran als Neunter, den Dreizack
Tragend in Händen; der war an dreifachem Seile befestigt,
Das in der Hand die Genossen, die hinter ihm standen, behielten.
Und man plante, sobald das geschleuderte Eisen im Schilde
Säße, dann wollten sie alle zugleich sich zu ziehen bemühen,
Um den wütenden Mann im Falle zu Boden zu reißen;
Sicher hofften sie, so nun endlich den Sieg zu erringen.
Eilig sammelt die Kräfte des Arms der vorderste Kämpfer,
Ruft mit gewaltiger Stimme, dem Gegner sendend den Dreizack:
„Dieses Eisen, du kahler Gesell, bereitet dein Ende!"
Und es zerschneidet die Luft und schimmert, vergleichbar dem Lindwurm,
Der von der Höhe des Baums mit also gewaltigem Wirbel
Schießt, daß er alles besiegt, was feindlich sich ihm in den Weg stellt.
Kurz, er durchschlug den Buckel und haftete fest in dem Schilde.
Da erheben die Franken Geschrei, daß es hallt in dem Walde,
Und sie ziehen mit Macht an dem Stricke vereint und im Wechsel;
Auch der Herrscher bedenket sich nicht, bei der Arbeit zu helfen.
Allen lief in Strömen der Schweiß von den Gliedern herunter.
Aber es stand der Recke indessen der Eiche vergleichbar,
Welche die Zweige zum Himmel so weit wie zur Hölle die Wurzeln
Sendet und eisern steht, das Tosen der Stürme verachtend.
Eifrig bemühn sich die Feinde, und einer ermahnet den andern,

Wenn man den Helden nicht selbst zur Erde zu zerren vermöge,
Ihm zum mindesten doch den schützenden Schild zu entreißen;
Hätte er den nicht mehr, so finge man leicht ihn lebendig.

Jetzo verkünde ich euch die Namen von denen, die zogen:
Neunter war Eleuther, auch Helmnod hieß er mit Namen;
Argentina hatte gesandt den Zehnten, den Trogus;
Spira, die mächtige Stadt, erzeugte Tanastus, den Elften,
Und da Hagen entfernt, trat ein als der Zwölfte der König.
Diese Vier nun kämpften mit gar gewalt'gem Bemühen
Gegen den einzelnen Mann mit vielem und wechselndem Lärmen.

Alphars Sprossen erzürnte indes das eitle Bemühen,
Und da früher bereits er den Helm vom Haupte genommen,
So vertraute er nur auf das Schwert und die eherne Brünne.
Fahren läßt er den Schild, dann stürzt er zuerst auf Eleuther,
Spaltet diesem den Helm und verspritzt das Gehirn, und den Nacken
Haut er entzwei und öffnet die Brust. Dem zuckenden Herzen
Aber, dem wunden, entfloh alsbald mit dem Leben die Wärme.

Dann greift Trogus er an, der im argen Seile verwickelt
Und von jähem Schrecken erfaßt beim Tod des Genossen
Wie bei des nahenden Feinds entsetzenerregendem Anblick,
Eilig vergebliche Flucht zu nehmen begann, denn er wollte,
Um den Kampf zu erneun, die verlassenen Waffen sich holen.
Hatten sie doch zusammen, bevor an dem Seile sie zogen,
Speere und Schilde zu Boden gelegt. Wie aber der Recke
Sich als tapfrer bewies, so war er auch schneller als jener,
Holte im Laufen ihn ein und zerhieb mit dem Schwerte die Waden,
Kam dem also Gelähmten zuvor und holte den Schild fort.
Aber Trogus schaute, wie sehr ihn die Wunde auch schwächte,
Wütend umher und erblickte indes ein gewaltiges Felsstück,
Raffte es eilig empor und warf es mit Macht auf den Gegner,
Daß er den eigenen Schild von oben bis unten zerspellte;
Aber es hielt das zerborstene Holz die lederne Decke.
Dann, auf die Kniee gestützt, entriß er dem grünen Gehäuse
Eilig das Schwert und schwang es, von Wut entbrannt, in den Lüften.
Konnte er auch nicht tapferen Sinn durch Thaten beweisen,

Zeigte er doch mit Herz und mit Mund die Gesinnung des Mannes.
Noch erblickte er nicht die grinsenden Geister der Toten;
Kühnlich sprach er: „O, hätte nur so ich den teueren Schild noch!
Zufall gab dir den Sieg, nicht gab ihn preisliche Mannheit;
Hole dir auch das Schwert, nachdem du den Schild mir entrissen!"

Lachend sagte darauf der Recke: „Ich komme!" Und eilig
Lief er herbei und schlug die geschwungene Rechte herunter.
Aber während der Held zum anderen Hiebe von oben
Ausholt, um das Thor für die scheidende Seele zu öffnen,
Siehe, da hatten die Waffen geholt der Fürst und Tanastus,
Welcher erschien, den Freund vor dem Streich mit dem Schilde zu schützen.
Da nun wandte sich gegen ihn selbst der Zorn des ergrimmten
Walther, der ihm alsbald den Arm aus der Pfanne herausriß
Und mit dem Stahle die Seite durchstieß, daß Gedärme hervorquoll.
„Lebe denn wohl!" so murmelt Tanastus und sinkt auf die Erde.
Trogus verschmähte die Bitten, sobald er geschaut, wie er hinsank,
Und entfachte die Wut des Siegers durch bittere Schmähung,
Sei es, daß tapferer Sinn ihn antrieb oder Verzweiflung.
„Stirb! sprach Alphars Sprosse, und melde der Unterwelt dieses
Und erzähl' den Genossen, wie schön du sie oben gerächt hast!"
Also sprach er und würgte ihn ab mit der goldenen Kette.
Siehe, da wälzen im Staub sich zugleich die gefallenen Freunde,
Und sie schlagen noch oft den besudelten Grund mit den Fersen.

Neuntes Abenteuer.

Wie König Gunther floh und durch seine Bitten den grollenden Hagen zum Kampfe mit seinem Jugendfreunde Walther bewog.

Gedenke ... der grôzen triuwen dîn,
der stæte und ouch der eide, daz du den schaden mîn
immer woldest rechen und elliu mîniu leit.

Nibelungen B. 2151.

Solches ersah mit Seufzen der unglückselige König;
Eiligst floh er und stieg auf den Rücken des prächtig geschmückten
Rosses und sprengte in Hast zu dem tief bekümmerten Hagen,

Ihm zu beugen den Sinn durch alle nur möglichen Bitten,
Daß er gehe mit ihm, um den Kampf zu erneuen. Doch dieſer
Sprach: „Mich hindert am Kampf die ſchmähliche Sippe der Ahnen,
Und mein froſtiges Blut benimmt mir den Sinn für die Waffen,
Denn mein Vater verging, ſobald er Geſchoſſe erblickte,
Und der Zage entzog ſich dem Kampfe mit reichlichem Wortſchwall:
Während du alſo ſprachſt, o König, zu deinem Gefolge,
Hatteſt du freilich an mir nur recht erbärmliche Hilfe.“

Aber obwohl er ſich weigert, beſtürmt ihn der andre mit Bitten
Und verſucht den Ergrimmten mit folgendem Wort zu verſöhnen:
„Bei den Göttern beſchwöre ich dich, laß ab von dem Grimme
Und laß fahren den Zorn, den meine Schuld dir erregt hat.
Bleib' ich am Leben und bin ich mit dir nach Hauſe gekommen,
Will ich ihn tilgen und will dich verſöhnen mit mancherlei Wohlthat.
Schämſt du dich nicht, den Mann zu verleugnen, nachdem der Genoſſen
Und der Verwandten ſo viele gefällt? Mir ſcheint, es vermögen
Worte dir mehr das Herz zu bewegen als übele Thaten.
Richtiger wär's, du gerieteſt in Wut ob dem grimmigen Wüt'rich,
Welcher heute allein das Haupt der Welt ſo beſchimpft hat.
Groß iſt unſer Verluſt durch den Tod der gefallenen Helden;
Nie wird Franken jedoch die gewaltige Schande verwinden.
Die uns fürchteten ſonſt, die werden mit Ziſchen nun ſagen:
O der Schande! Es iſt die ganze fränkiſche Kriegsmacht
Ungerochen von einem gefällt, und man kennt nicht den Thäter!“

Hagen zögerte noch, und viel erwog er im Herzen
Jene Treu, die er Walther gelobt, und dann überſann er
Auch der Reihe gemäß, was alles ſoeben geſchehen.
Dringender flehte zu ihm der unglückſelige König,
Und bewegt von der Bitten Gewalt, errötete Hagen
Vor dem Blicke des flehenden Herrn und bedachte im Herzen,
Wie er an Heldenruhme Verminderung könnte erleiden,
Wollte er irgendwie ſich ſchonen in ſolcher Bedrängnis.
Endlich brach er das Schweigen und ſprach mit erhobener Stimme:
„Wohin rufſt du mich, Herr? Wohin, o geprieſener Herrſcher,
Soll ich dir folgen? Verſpricht dir Unmögliches doch das Vertrauen!
Wer iſt je in der Welt ſo gänzlich von Sinnen geweſen,

Daß er von ſelber verſuchte den Sprung in den offenen Abgrund?
Denn ich weiß, daß auf offenem Feld ſich Walther ſo furchtbar
Zeigt, daß er dort in ſolch geſicherter Stellung und Felsburg
Eine gewaltige Schar wie einen Einzelnen angreift.
Hätte hierher auch alle die Reiter und ſämtliches Fußvolk
Franken geſandt, er hätte ſie ſo wie jene behandelt.
Aber dieweil ich ſehe, daß härter die Schmach du empfindeſt
Als die Verluſte im Kampf und ſo du nimmer davon ziehſt,
Leide ich mit, und es weicht mein eigener Schmerz vor des Königs
Ehre, und ſieh', ich verſuche, den Weg dir zum Heile zu bahnen,
Welcher in Bälde ſich zeigt, doch niemals ſonſt ſich eröffnet.
Denn ich geſtehe, o Herr, nicht wegen des teueren Neffen
Wär' ich die Treue zu brechen bereit, die einſt ich gelobte.
Siehe, für dich, o Fürſt, begeb' ich in ſich're Gefahr mich,
Aber wiſſe, daß hier ich nimmer zum Kampfe mich ſtelle.
Laß uns weichen von hier und Raum ihm geben zum Abzug,
Und wir weiden indes, auf der Warte gelagert, die Roſſe,
Bis er das enge Lager getroſt verläßt, in dem Glauben,
Daß wir lange entronnen. Doch trabt er auf offenem Felde,
Brechen wir auf und folgen alsdann dem Beſtürzten im Rücken;
So vermögen wir wohl, ein tapferes Werk zu verſuchen.
Darauf hoffe ich feſt in unſ'rer bedenklichen Lage.
Dann vermagſt du zu kämpfen, o Fürſt, wenn des Kampfs dich gelüſtet,
Da er nimmer zur Flucht ſich wendet, wenn beide wir nahen;
Fliehen müſſen wir dann, wo nicht, mit Erbitterung fechten."
Da belobt der Herrſcher den Plan, und küſſend umarmt er
Jetzo den Helden und mahnt zum Werke. Es ſuchen die beiden
Sich den geeigneten Ort zu dem Hinterhalte und ſteigen
Dann von den Roſſen und binden ſie an im üppigen Graſe.

Zehntes Abenteuer.

Wie Walther in der Felsengrotte vom Streite ausruhte und am anderen Morgen weiterzog, aber von Gunther und Hagen aus dem Hinterhalte angegriffen wurde.

Zwêne bestuonden einen: daz was
hie vor niht site.

Alpharts Tod 15.

Phöbus hatte indes sich geneigt zu den westlichen Landen,
Mit den letzten der Strahlen begrüßt das befreundete Thule
Und den Schotten zusamt den Iberern den Rücken gewendet.
Aber sobald er allmählich erwärmt die Wellen des Weltmeers
Und das Abendgestirn den ausonischen Ländern emporstieg,
Da begann der verständige Held im Geist zu bedenken,
Ob er im sicheren Lager in tiefer Stille verharre
Oder sich anvertraue dem weiten Gelände der Wildnis.
Ihm durchwogten die Brust gewaltige Sorgen, und klüglich
Dachte er nach und fragte sich selbst, was er weiter beginne.
Wahrlich, Hagen allein erweckte ihm Sorge und jener
Kuß, der ihm von dem König gegeben bei seiner Umarmung.
Und er wußte es nicht, was jetzo planten die Feinde:
Ob sie vielleicht zu der Stadt zurückzukehren gedächten,
Um dort während der Nacht noch mehr der Genossen zu holen
Und dann frühe am Tag den schmählichen Kampf zu erneuen,
Oder allein, in der Nähe verborgen, im Hinterhalt lägen.
Sorge machte ihm auch der Wald mit verschlungenen Pfaden,
Die er nicht kannte, und daß er vielleicht in die Dornen geriete
Und die Verlobte dabei verlöre durch Tiere der Wildnis.

Dieses erwog er und prüfte er wohl, und also begann er:
„Was auch möge geschehn, hier bin ich zu lagern entschlossen,
Bis der kreisende Ball den lieblichen Tag uns zurückbringt,
Daß der eitele Herrscher nicht sage, ich habe die Lande
Flüchtig geräumt nach der Weise des Diebs in nächtlichem Dunkel."
Sprach's und verwahrte sodann den engen Weg mit Gehegen
Rings, die aus Dornengesträuch und gefälltem Gestrüppe bereitet.
Als er dieses gethan, da geht er mit bitterem Seufzen
Hin zu den Leichen und fügt das Haupt an jeglichen Körper,
Wirft zur Erde sich dann und spricht, nach Morgen gewendet

Und das entblößte Schwert in den Händen haltend, die Worte:
„O du Schöpfer der Welt, der alles regiert, was erschaffen,
Ohne dessen Befehl und ohne dessen Gewährung
Nichts ja besteht, hab Dank, daß du vor den tückischen Waffen
Jener feindlichen Schar und vor Schmach mich gnädig bewahrtest.
Gütiger Herr, ich bitte dich hier mit zerknirschtem Gemüte,
Der du die Sünden, doch nicht die Sünder zu tilgen gewillt bist,
Laß mich diese dereinst in dem himmlischen Reiche erblicken."

Nach vollbrachtem Gebet erhob er sich, trieb von den Rossen
Sechs zusammen und knüpfte sie fest mit gewundenen Ruten.
Diese waren allein noch da, denn es waren im Kampfe
Zwei getötet; die anderen drei trieb Gunther von dannen.

Als das alles besorgt, da löst er den Gurt und befreiet
Von der gewaltigen Last der Waffen den dampfenden Körper,
Tröstet sodann die bekümmerte Braut mit heiteren Worten,
Langt zur Speise und stärkt in der Burg die ermatteten Glieder,
Weil er erschöpft. Dann lagert er sich auf den Schild, und das Mädchen
Heißt er, die Wache zur Zeit des ersten Schlafes zu halten.
Selber zu sorgen gedachte er dann in der Frühe des Morgens,
Wo es gefährlicher war, und endlich versank er in Schlummer.
Ihm zu Häupten saß, wie gewohnt, die Geliebte und wachte,
Und sie hielt mit Gesang die schläfrigen Augen sich offen.
Doch schon bald erwachte der Held, und dem Schlaf sich entraffend,
Sprang er sogleich empor und hieß das Mägdelein schlummern,
Stützte sich unverdrossen sodann auf den Speer und verbrachte
Also den Rest der Nacht. Bald schaute er aus nach den Pferden,
Bald auch nahte er sich mit lauschendem Ohre dem Walle,
Wünschend, es werde der Welt das Licht und die Schönheit gegeben.

Lucifer stieg indessen als Herold empor am Olympus,
Meldend: die Insel Taprobane sieht die glänzende Sonne.
Als das Morgengestirn, das kühle, die Erde betaute,
Schritt zu den Toten der Jüngling hin, um die Waffen zu nehmen
Und das Eisengewand, doch Kleider und andres verschmähend.
Spangen jedoch und dazu die verzierten Gürtel und Schwerter

Samt den Panzerhemden und Helmen, die nahm er den Toten.
Vier von den Roſſen belud er damit und rief die Verlobte,
Setzte ſie dann auf das fünfte, und ſelber beſtieg er das ſechſte,
Und ſo zog er zuerſt aus dem niedergeriſſenen Dornwall.
Weiter dringt er ſodann voran auf der Enge des Pfades,
Späht mit den hellen Augen nach allem umher in der Runde,
Richtet das lauſchende Ohr nach jeglichem Winde und Lufthauch,
Ob er vielleicht Gemurmel, ob Tritte von Männern er höre
Oder vielleicht von ſtolzen Geſellen die klirrenden Zäume,
Oder der eiſenbeſchlagene Huf der Roſſe ertöne.

Als er geſehn, daß Stille umher, da treibt die belad'nen
Roſſe er vor und gebietet fürbaß zu ziehen der Jungfrau.
Selber ergreift er am Zaume ſodann das Pferd mit den Truhen;
Drauf beginnt er die Reiſe, bewehrt mit gewöhnlicher Rüſtung.
Eine Raſt wohl ritt er dahin, da erblickte das Mädchen,
(Denn es ließ ſie das ſchwache Geſchlecht im Herzen erzittern)
Rückwärts ſchauend, vom Hügel herab zwei Männer daherziehn,
Welche ſich nahten in Haſt und mit außergewöhnlicher Eile,
Und erbleichend begann ſie zum Helden, der folgte: „Das Ende
War nur verſchoben und naht! Entfliehe, o Herr, denn ſie kommen!"
Dieſer wandte ſich gleich und erkannte die beiden und ſagte:
„Unnütz hätte mein Arm ſo viele der Feinde geſchlagen,
Wenn ich zuletzt nicht Lob verdiente und Schande mich träfe.
Beſſer iſt es, den rühmlichen Tod durch Wunden zu ſuchen
Als nach Verluſt des Gutes allein durch die Flucht zu entrinnen.
Doch ich brauche noch nicht an der Rettung ſo ganz zu verzweifeln,
Der ich vor Zeiten bereits noch größ're Gefahren geſehen.
Nimm du jetzo den Zaum des Löwen, der unſeren Schatz trägt,
Und dann eile hinweg und birg dich im nahen Gehölze.
Aber ich ſelbſt will lieber am Hange des Berges verbleiben,
Um zu erwarten, was kommt, und die Nahenden grüßend empfangen."
Und es folgte die herrliche Maid, als ſo er geboten.
Selbſt faßt ſchnell er den Schild und ſchwinget den Speer, zu erproben,
Wie ſich das fremde Roß wohl unter den Waffen gebare.

Elftes Abenteuer.

Wie Walther dem Könige ein Bein vom Leibe hieb und dem Hagen ein Auge und sechs Backenzähne ausschlug, selber aber die rechte Hand im Kampfe verlor.

Alsô liten si alle drî daz creftege ungemach.
Alpharts Tod 294.

Als nun mit dem Vasallen zugleich der König heransprengt,
Ruft der rasende Thor voll Hoffart schon in der Ferne:
„Grimmiger Feind, dein trotziges Spiel ist zu Ende! Denn siehe,
Weit entlegen ist jetzt das Versteck, aus dem wie ein Wolfshund
Du zu bellen gepflegt mit wütendem Fletschen der Zähne.
Siehe, du magst, wenn du willst, jetzt streiten auf offenem Plane,
Um zu versuchen, ob wohl das Ende gleiche dem Anfang.
Aber ich weiß es, du hast um Sold das Glück dir gedungen,
Und deswegen allein verschmähest du Flucht und Ergebung."

Alphars Sohn entgegnete nur mit Schweigen dem König,
Wandte, als wäre er taub, sich von ihm zu dem andern und sagte:
„Hagen, ich habe zu reden mit dir, drum halte ein Weilchen.
Was hat, frag' ich, den Freund, den treuen, so plötzlich verwandelt,
Daß er, welcher dereinst beim Abschied meiner Umarmung
Kaum sich entreißen konnte — so schien's — aus freier Entschließung,
Ohne verletzt zu sein, mich jetzo mit Waffen befehdet?
Wahrlich, ich hoffte von dir — doch werde ich leider betrogen —
Daß du, wenn du erführst, ich kehre zurück aus dem Elend,
Schnell mir kämest entgegen, mich freundlich mit Gruß zu empfangen,
Daß du mich pflegtest in gastlicher Ruh, auch wenn ich mich sträubte,
Und mich in Frieden ins Reich des Vaters wolltest geleiten.
Ja, ich sorgte darum, wo deine Geschenke ich ließe,
Und so sagte ich mir, wenn ich zog durch fremde Gebiete:
Lebt nur Hagen, so brauchst von den Franken du keinen zu fürchten.

Ändre den Sinn, ich flehe dich an bei den Spielen der Jugend,
Die uns an Übung gleich und gleich an Gesinnung erfanden,
Denen ergeben, wir einst die Jugendjahre verlebten!
Ach, wohin doch entschwand die sonst so gepriesene Eintracht,
Welche daheim und im Felde bestand und Hader nicht kannte?
Wahrlich, schaute ich dich, so vergaß ich die Züge des Vaters;

War ich bei dir, so galt mir gering die herrliche Heimat.
Willst aus dem Herzen du tilgen die Treu, die so oft du gelobtest?
Meide den Frevel, das bitte ich dich, und beginne den Streit nicht;
Unerschüttert bestehe der Bund für ewige Zeiten.
Stimmst du mir bei, so wirst du alsbald, mit Geschenken bereichert,
Fortziehn, denn ich fülle mit rötlichem Gold dir den Schildrand."

Hagen entgegnete jenem darauf mit finsterer Miene
Und gab offen den Zorn ihm kund mit folgenden Worten:
„Erst verübst du Gewalt, o Walther, dann redest du klüglich.
Selber brachst du die Treu, denn obwohl du sahst, daß ich dort war,
Hast du so viel der Genossen, ja selbst der Verwandten erschlagen.
Sage nur nicht, daß du nimmer gewußt, ich wäre zugegen:
War dir gleich mein Gesicht verborgen, so sahst du die Waffen,
Die dir bekannt, und konntest den Mann an der Rüstung erkennen.
Alles ertrüge ich wohl, wär' nur ein einziger Schmerz nicht,
Denn die einzig geliebte, die rosige, liebliche, teure,
Zarte Blüte, die hast du gefällt mit der Sense, dem Schwerte.
Hierdurch wurde zuerst zerrissen das innige Bündnis,
Drum begehre ich auch zur Versöhnung keinerlei Schätze.
Ob du der einzige Held, das will ich im Kampfe erproben
Und von deiner Hand den erschlagenen Neffen verlangen.
Wohl, ich geh' in den Tod; wenn nicht, so vollbringe ich Großes."

Solches sprach er und schwang sich herab von dem Rücken des Pferdes;
Also that auch Gunther, ingleichen nicht weniger hurtig
Walther, der Held, sie alle bereit zu Fuße zu fechten.
Jeder stand, mit Bedacht vor der kommenden Waffe sich deckend;
Unter den Schilden erbeben erregt die Glieder der Krieger.
Als sich maßen die drei um die zweite Stunde des Tages,
Wandten sich gegen den einen zugleich die Waffen der beiden.
Hagen bricht den Frieden zuerst; er sammelt die Kräfte
Und versendet alsbald die verderbliche Lanze. Doch diese,
Wie sie in sausendem Flug entsetzenerregend heranschwirrt,
Lenkt jetzt Alphars Sprosse, der nimmer sie weiß zu ertragen,
Klug beiseit mit der Decke des schräg gehaltenen Schildes.
Denn wie den Schild sie berührt, da gleitet sie ab wie von glattem

Marmel, und schwer verletzt sie den Berg, denn bis zu den Nägeln
Bohrt sie sich ein in die Erde. Dann warf mit kühnlichem Herzen,
Aber mit mäßiger Kraft die eschene Lanze der stolze
Gunther. Sie flog und saß in dem untersten Teile von Walthers
Schilde, und wie er alsbald ihn schüttelt, da fiel aus des Holzes
Wunde zur Erde herab das Eisen, das wenig vermochte.
Ob des Zeichens betrübt, ergreifen das Schwert die bestürzten
Franken; in Zorn verwandelt der Schmerz sich, sie stürmen in Eifer,
Von den Schilden gedeckt, auf den aquitanischen Helden.
Dieser jedoch vertrieb sie entschlossen mit wuchtiger Lanze
Und erschreckte den stürmenden Feind durch Mienen und Waffen.
Gunther, der König, ersann indessen ein thörichtes Wagnis:
Seinen Speer, der vergebens versandt und zur Erde gefallen
— Denn er lag, aus dem Schilde geschüttelt, zu Füßen des Helden —
Leise heran sich schleichend, in heimlicher Weise zu holen,
Da ja die Kämpfer, versehn mit kürzeren Waffen, mit Schwertern,
Nicht bis nah an den Feind heranzugelangen vermochten;
Denn der schwang zum Stoße die vorgehaltene Lanze.
Darum hieß er durch Augenwink den Vasallen vorangehn,
Daß er, von ihm verteidigt, das Werk zu vollbringen vermöge.

Ohne Verzug geht Hagen voran, den Gegner zu reizen,
Während der Fürst in der Scheide das edelsteinblitzende Schwert birgt
Und die Rechte befreit, alsbald den Streich zu vollführen.
Doch was weiter? Er langte gebückt mit der Hand nach der Lanze,
Und schon faßte er sie und zerrte sie heimlich und mählich,
Allzuviel verlangend vom Glück. Doch der herrliche Recke,
Wie er ja stets im Kampfe der Vorsicht weise gedenk war
Und bedächtig verfuhr (ein Augenblickchen versah er!),
Wurde gewahr, wie jener sich bückt, und merkte das Treiben.
Aber er duldet es nicht, denn schnell vertreibt er den Hagen,
Welcher zurück sich zieht vor der hoch erhobenen Waffe,
Springt dann hinzu und preßt mit dem Fuß die entrissene Lanze,
Und dem König, ertappt bei dem Raub, schreit so er entgegen,
Daß dem wanken die Knie, als wär' er getroffen vom Speere.
Und er hätte ihn flugs zum hungrigen Orkus gesendet,
Wäre nicht schnell zu Hülfe geeilt der waffengewalt'ge
Hagen, den Herrn mit dem Schild beschützend und wider des Gegners

Haupt die entblößte Schärfe des ſchrecklichen Schwertes erhebend.
Während Walther ſich deckt vor dem Hieb, erhebt ſich der andre;
Kaum entronnen dem Tod, ſteht dort er betroffen und zitternd.

Doch nicht Raſt noch Verzug: es erneut ſich die bittere Fehde;
Bald beſtürmen den Helden ſie einzeln und bald in Gemeinſchaft,
Und indes er in Eifer zum einen ſich wendet, der anſtürmt,
Springt der andere ihm in die Quere, die Streiche vereitelnd.
So ſteht, wenn man ihn hetzt, der numidiſche Bär, von den Hunden
Rings im Kreiſe umſtellt, mit drohend erhobenen Pranken,
Duckt mit Gebrumme das Haupt und zwingt die umbriſche Meute,
Wenn ſie ſich naht, zu klagen und winſeln in ſeiner Umarmung;
Dann umbellen ihn rings aus der Nähe die wilden Moloſſer,
Und es ſchreckt ſie die Furcht, zu nahen dem grauſigen Untier.
Alſo wogte der Kampf bis zur neunten Stunde des Tages.
Dreifach war die Not, die ſie alle zuſammen erlitten:
Furcht vor dem Tod, Beſchwerde des Kampfs und glühende Sonne.

Aber indeſſen beſchlich ein Gedanke die Seele des Helden,
Welcher im ſchweigenden Buſen jedoch die Worte zurückhielt:
„Zeigt nicht andere Wege das Glück, ſo werden die Gegner
Mich, den Ermüdeten, noch durch eitele Liſten berücken.“
Alſo ſprach er daher mit erhobener Stimme zu Hagen:
„Hagedorn, grün zwar ſtehſt du im Laub und vermöchteſt zu ſtechen,
Doch du verſuchſt, voll Liſt mich zu täuſchen mit ſcherzenden Sprüngen.
Aber ich gebe dir Raum, daß du näher zu kommen nicht zauderſt,
Und dann zeig' die gewaltige Kraft, die ſo wohl mir bekannt iſt;
Mich verdrießt es, ſo große Beſchwer vergeblich zu tragen.“
Sprach's, und im Sprunge ſich hebend, entſandt' er auf jenen die Lanze,
Welche den Schild durchſchlägt, ein Stück von dem Panzer mit fortreißt,
Aber den mächtigen Leib des Gegners nur mäßig verwundet,
Denn er ſtrahlte, bewehrt mit auserleſenen Waffen.

Doch als Walther, der Held, die Lanze verſendet, da ſtürmt er
Mit dem gezogenen Schwerte in ungeſtümerem Andrang
Los auf den König, und als er den Schild ihm zur Seite gedrängt hat,
Trifft er alſo gewaltig und ſtaunenerregend den Gegner,

Daß er das ganze Bein mit dem Knie bis zum Schenkel ihm abſchlägt;
Über den Schildrand ſtürzt er alsbald zu den Füßen ihm nieder.
Da erblaßt der entſetzte Vaſall bei dem Fall des Gebieters.
Alphars Sproſſe erhebt aufs neue die blutige Klinge
Und begehrt, den Gefall'nen mit tödlicher Wunde zu treffen.
Hagen, der Recke, jedoch, des eigenen Schmerzes vergeſſend,
Beugt ſchnell nieder das Haupt und hält es dem Hiebe entgegen,
Und es vermag der Held die geſchwungene Fauſt nicht zu hemmen.
Aber der Helm, geſchmiedet mit Fleiß und trefflich bereitet,
Trotzt dem Hieb, und es ſprühen alsbald in die Höhe die Funken.
Über die Härte betroffen, zerſpringt, o Jammer! die Klinge,
Und in der Luft und im Graſe erglänzen die klirrenden Teile.

Aber ſobald der Krieger die Stücke des Schwertes erblickte,
Zürnte und tobte er ſehr in allzugewaltigem Zorne,
Schleudert, ſeiner nicht Herr, das Heft, dem entfallen die Klinge,
War es auch ausgezeichnet durch Gold und künſtliche Arbeit,
Weit in die Ferne ſogleich, die traurigen Trümmer verachtend.
Doch indes er gerade die Hand ſo weit in die Luft ſtreckt,
Schlägt ſie Hagen vom Arm, des gelegenen Hiebes ſich freuend.
Mitten im Wurf fiel jetzt zu Boden die tapfere Rechte,
Welche dereinſt gefürchtet von vielen Völkern und Fürſten
Und vordem erglänzte durch ungezählte Trophäen.
Aber der herrliche Held, nicht gewohnt zu weichen im Unglück,
Wußte mit ſtarkem Mute die Schmerzen des Fleiſches zu tragen
Und verzweifelte nicht, und keine Miene verzog er,
Schob den verſtümmelten Arm ſogleich hinein in den Schildrand,
Griff mit dem unverletzten ſodann alsbald zu dem Halbſchwert,
Das er, wie ich erwähnt, ſich rechts an die Seite gegürtet,
Bittere Rache ſogleich an dem grimmigen Feinde zu üben.
Hagens rechtes Auge zerſtört ſein Hieb, und die Schläfe
Schneidet er auf und zugleich die beiden Lippen zerſpaltend,
Schmettert er zweimal drei der Zähne dem Feind aus dem Munde.

Zwölftes Abenteuer.

Wie die wunden Recken Sühne tranken und Scherzreden wechſelten und Walther mit Hildegunde glücklich in die Heimat gelangte.

Sie gâhten swaz sie mohten, daz wil ich iu sagen,
Sie kômen heim ze lande in neizwie manigen tagen.

Gudrun 1563.

Jetzt, da ſolches geſchehn, ward endlich das Ringen beendet.
Jeden mahnte die Wunde und große Ermattung, die Waffen
Niederzulegen. Denn wer ging unverſehrt von dem Platze,
Wo zwei wackere Helden, die gleich einander an Kräften
Und an feurigem Mut, in dem Wetter des Kampfes geſtanden?

Als zu Ende der Streit, da hatte ein jeder ein Zeichen:
Hier lag Gunthers Fuß, des Königs, und dorten die Rechte
Walthers und nahe dabei auch Hagens zuckendes Auge.
So, ſo hatten ſie ſich geteilt die avariſchen Spangen!

Zweie ſetzten ſich hin, doch lag an der Erde der dritte,
Und ſie hemmten den Strom des rinnenden Blutes mit Blumen.
Da rief Alphars Sproſſe herbei die ſchüchterne Jungfrau,
Und ſie kam und legte Verbände an jegliche Wunde.

Als ſie dieſes beſorgt, da gebot ihr ſo der Verlobte:
„Schenke nun Wein uns ein und reiche zuförderſt dem Hagen,
Der ein wackerer Held, wofern er bewahret den Treuſchwur.
Dann kredenze ihn mir, der ich mehr als die andern ertragen;
Gunther trinke zuletzt, ſo iſt mein Wille, denn läſſig
Hat er ſich ja in dem Kampf hochherziger Männer erwieſen
Und die Werke des Kriegs nur lau betrieben und kraftlos.“
Herrichs Tochter erfüllte getreu, was jener geheißen.
Aber der Franke begann, wie ſehr nach dem Wein er auch lechzte:
„Alphars Sohn, dem Verlobten und Herrn, dem ſchenke zuerſt ein,
Jungfrau, denn, ich geſteh's, er iſt doch tapfrer, als ich bin,
Und nicht mich überragt er allein, nein, ſämtliche Helden.“

Hagen, der dornige, drauf und der aquitaniſche Recke,
Unbeſieglich an Mut, doch am ganzen Leibe ermattet,

Scherzten nach manchem Getöſ' des Kampfs und entſetzlichen Schlägen
Mit einander in luſtigem Streit beim Becher. Der Franke
Sagte zuerſt: „Mein Freund, fortan wirſt Hirſche du jagen,
Handſchuh' dir aus den Fellen in großer Zahl zu gewinnen.
Fülle, das rate ich dir, den rechten mit feinem Gewölle,
Daß mit dem Bilde der Hand du Fremde zu täuſchen vermögeſt.
Weh, was ſagſt du dazu, daß die Sitte des Volks du verletzeſt,
Daß man ſieht, wie das Schwert du rechts an der Hüfte befeſtigſt
Und dein Ehegeſpons, wird einſtens der Wunſch dich beſchleichen,
Mit der Linken, wie nett! umfängſt in verkehrter Umarmung?
Doch was rede ich mehr? Was immer du künftig auch thun mußt,
Wird die Linke verrichten." Darauf entgegnete Walther:
„Daß du ſo vorlaut biſt, das wundert mich, ſcheeler Sigambrer!
Jage ich Hirſche, ſo mußt den Eberbraten du meiden;
Blinzelnd wirſt du hinfort den Bedienten Befehle erteilen
Und mit querem Blicke die Schar der Helden begrüßen.
Aber der alten Treue gedenk, will dies ich dir raten:
Wenn nach Hauſe du kommſt und dem heimiſchen Herde genaht biſt,
Mache dir Brei aus Mehl und Milch und vergiß auch den Speck nicht;
Das vermag dir zugleich zur Nahrung und Heilung zu dienen."

Alſo ſprachen ſie. Drauf erneuten ſie wieder das Bündnis,
Hoben beide zugleich den König, den Schmerzen verzehrten,
Auf ſein Roß; dann trennten ſie ſich: es zogen die Franken
Wieder gen Worms, und es eilte der Aquitaner zur Heimat.
Freudig ward er allda mit großen Ehren empfangen,
Feierte, wie es der Brauch, mit Hildgund feſtliche Hochzeit
Und regierte, nachdem ſein Erzeuger von hinnen geſchieden,
Allen teuer, das Volk noch dreißig glückliche Jahre.
Welche Kriege er ferner geführt und Triumphe gefeiert,
Das kann nimmer der Griffel, der ſtumpf mir geworden, beſchreiben. —

Der du dies lieſt, verzeihe der zirpenden Grille, erwäge
Nicht, wie rauh die Stimme noch iſt, bedenke das Alter,
Da ſie, noch nicht entflogen dem Neſt, die Höhe erſtrebte.
Dies iſt das Waltherslied. — Euch möge der Heiland behüten!

Anmerkungen.

Prolog Vers 6. Erchambold, von ahd. erchan recht, echt, und bald kühn, schnell, eifrig; auf diese Bedeutung des Namens wird im folgenden angespielt.

Walthariklied 1. Der Dichter redet wie auch am Ende des Gedichtes seine Klosterbrüder an, denen er sein Werk vorträgt.

4. Pannonien war die römische Provinz, welche die Landschaften Westungarn, Slavonien und Bosnien umfaßte. Nachdem unter Kaiser Theodosius II. im Jahre 433 dem Großkhan Rugilas oder Rua ein Teil des östlichen Pannoniens abgetreten worden war, machten sich die Hunnen bald zu Herren des ganzen Landes. Nach ihnen bewohnten die Ostgoten, später die Langobarden das Land, nach deren Auswanderung im Jahre 568 die Avaren eindrangen, welche später von Karl d. Gr. vernichtet wurden.

5. Das wilde, aus den Steppen des östlichen Asiens stammende finnisch-mongolische Nomadenvolk der Hunnen brach im Jahre 372 von seinen Sitzen am Ural auf, überwältigte die zwischen Wolga und Don wohnenden Alanen und unterwarf sodann 373 die denselben benachbarten Ostgoten, während die Westgoten vor ihren Angriffen sich aus Dacien über die Donau ins oströmische Reich zurückzogen. Nachdem die Hunnen zunächst an den Karpaten Halt gemacht hatten, drangen sie um 400 weiter gegen Westen nach dem inneren Dacien und sodann nach Pannonien vor. Unter Attila, dem der oströmische Kaiser Zins zahlen mußte, umfaßte die Herrschaft der Hunnen die scythischen und germanischen Völkerschaften vom kaspischen bis zum baltischen Meere, von der Wolga bis gegen den Mittellauf der Donau, also außer den finnischen und slavischen Stämmen die Ostgoten, Gepiden, Markomannen, Quaden, Heruler, Rugier, Turkilingen und Skiren, welche alle dem Hunnenherrscher tribut- und heerespflichtig waren.

6. Von der wilden Tapferkeit der Hunnen und ihrer von den Gegnern gefürchteten Kampfart berichten verschiedene alte Geschichtsschreiber.

8. Unter den „Küstengebieten des Oceans" sind wahrscheinlich die von slavischen Stämmen bewohnten Gebiete am baltischen Meere zu verstehen, nicht das am atlantischen Ocean liegende Aquitanien, dessen Unterwerfung erst im folgenden erzählt wird.

10. Die Hunnen sind wahrscheinlich mit den Hiungnu identisch, denen die Chinesen schon in grauen Zeiten Tribut zahlen mußten, und zu deren Abwehr sie um 213 v. Chr. den bedeutendsten Teil der „großen Mauer" errichteten. Natürlich hat aber Ekkehard hiervon nichts gewußt, doch scheint er sich auf eine Quelle zu beziehen. Eine solche könnte, wie W. Meyer bemerkt, Hieronymus, epist. 77 bezw. Isidor, Origines 9, 2, 66 sein, wo sich die Angabe findet, daß (nach Herodot) die Hunnen zur Zeit des Darius zwanzig Jahre lang den Orient geknechtet und von den Ägyptern und Äthiopiern einen jährlichen Tribut gefordert hätten.

11. Attila, gotisch = Väterchen; sein eigentlicher Name ist uns unbekannt. Er war der Sohn Mundzucs und folgte 433 seinem Oheim, dem Großkhan Rugilas, zugleich mit seinem Bruder Bleda, nach dessen Ermordung er von 445 bis zu seinem 453 erfolgten Tode Alleinherrscher über alle Hunnenstämme war. Seine imponierende Persönlichkeit, seine großartige Herrscherkraft, sein gewaltiger Kriegsruhm haben das Bild dieses mächtigen Barbarenfürsten dem Gedächtnisse des deutschen Volkes tief eingeprägt, dem er einesteils als „Gottesgeißel" der Inbegriff aller Schrecken ist, welche das wilde Hunnenvolk über das Abendland verbreitete, während andernteils seine Gerechtigkeit, seine Freigebigkeit und sein Wohlwollen, welches ihm die Anhänglichkeit vieler germanischen Fürsten erwarb, Züge für die Gestalt König Etzels lieferten, welcher im Nibelungenliede als milder, patriarchalischer Herrscher 12 Königreichen und 30 Fürstenländern gebietet und die ruhmvollsten deutschen Helden, Dietrich von Bern, Hildebrand, Rüdiger u. a., zu seinen Getreuen zählt.

14. Gibicho, angels. Gifica, altnord. Giuki, mhd. Gibeche, eine Koseform, zu got. giban = geben, gehörig, ist ein schöner Name für einen Herrscher, der seinen Getreuen ein milder Schatzspender sein soll. Von einigen wird er für eine mythische Person gehalten. Die Lex Burgundionum aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts nennt ihn als Gibica unter den alten burgundischen Königen, doch ist er vielleicht nach Einverleibung des Burgundenreiches in den Staat der Merowinger von den Franken als ihr alter Stammeskönig betrachtet worden.

16. Gunther, von ahd. gund Kampf, Krieg, und hari Heer, altnord. Gunnarr, im burgundischen Gesetze Gundaharius genannt, der historische Burgundenkönig Gundicar, welcher 437 oder 438 mit dem größten Teile seines Heeres von den Hunnen besiegt und getötet wurde, oder doch, falls eine ältere Person in dem Namen verborgen sein sollte, früh mit jenem identificiert.

17. Gleich den Griechen und Römern (Äneis 3, 121; 4, 173 fg.; 7, 104; 9, 473 ꝛc.) dachten sich auch unsere Vorfahren das personifizierte Gerücht, „die Märe", auch „Frau Melde" genannt, geflügelt. Nibel. B. 1422: dô flugen disiu mære von lant ze lande. Fischarts „Glückhafft Schiff":

„Die Arbeit trägt darvon den Sig
Vnd macht, das man hoch daher flig
Mit Fama, der Rumgöttin herlich."

18—19. Wir haben hier eine Erinnerung an den bekannten Zug Attilas nach dem Westen vor uns, der allerdings nicht mit der Unterwerfung dreier germanischer Völker, sondern mit einer schweren Niederlage der Hunnen endete. Das ungeheuere, auf 500000 bis 700000 Mann geschätzte Heer Attilas, aus den Kontingenten der zahlreichen ihm untergebenen Völker bestehend, zog im Januar 451 wahrscheinlich auf beiden Seiten der Donau (Ister) nach dem Rheine zu; der eine Teil unter persönlicher Führung des Königs auf dem südlichen Flußufer auf der alten römischen Legionenstraße über Augst nach dem Oberrhein, über Straßburg nach Metz und der andere, von der nördlichen Donaustraße aus den Odenwald umgehend, auf Mainz, dann über Trier nach Belgien. In der Champagne vereinigten sich beide Heere, um nach Orleans zu ziehen. Von hier vertrieben, wandten sich die Hunnen nach den katalaunischen Gefilden, wo sie von den vereinigten Heerhaufen der Römer unter Aëtius, der Westgoten, Burgunden, eines Teiles der Franken, Sachsen, Alanen u. a. geschlagen wurden.

22. Unter dem Bündnis ist eine gutwillige, vertragsmäßige Unterwerfung zu verstehen.

23. Der Handschlag ist das uralte Zeichen der Bekräftigung eines Vertrages, der durch die Stellung von Geiseln eine größere Sicherheit erhält.

27. Über den Namen Hagen vergl. die Anmerkung zu V. 1351. „Da die anderen Könige in diesem Gedichte ihre eigenen Kinder als Geisel geben, so folgt schon daraus sein vornehmer und ebenbürtiger Stand." W. Grimm. Im Liede von Siegfried, in der Thidhrekssaga, sowie in dänischen Liedern und in der nordischen Dichtung ist er der Bruder Gunthers. Auch im Nibelungenliede erscheint er als Verwandter des Königshauses.

Die Fabel von der trojanischen Herkunft der Franken ist wahrscheinlich eine gelehrte Erfindung, die aber früh zur Volkssage geworden ist. Der Abstammung Hagens von Troja wird außer an unserer Stelle nur noch in der Thidhrekssaga gedacht; sonst heißt er von Troyen, von Troy, gewöhnlich aber von Tronje oder Tronege. Man versteht hierunter verschiedene Orte: Troneck, eine Burg auf dem Hunsrück an der Dron; Kirchheim im Elsaß, früh Nova Troja genannt; Xanten, Sancta Troja, Secunda Troja oder Troja minor geheißen; Troyes in der Champagne; den alten fränkischen Königssitz Tournay oder Doornik im Hennegau, das alte Tornacum.

J. Grimm stellt Hagen mit dem einäugigen Odhin, Simrock mit dem blinden Hödhr zusammen; Müllenhoff, Scherer und Kögel identificieren ihn mit dem gleichnamigen Vater der nordischen Hilde. Andere wieder erblicken eine historische Person in ihm; so Heinzel den römischen Statthalter Aëtius, W. Müller einen fränkischen Helden.

35. Herrich, Herirîch, von ahd. hari Heer, und got. reiks Fürst; er ist aus der Heldensage sonst nicht bekannt, auch giebt es einen geschichtlichen Burgundenkönig dieses Namens nicht. Dagegen kommen bei Gregor von Tours († 593) zwei Könige, Namens Chararicus, vor, von denen der eine König der Sueven im spanischen Galicien, der andere Beherrscher eines fränkischen Gebietes ist.

Letzterer mag von den Burgunden nach der Eroberung ihres Reiches durch die Franken als ein alter einheimischer König aufgefaßt worden sein.

36. Hildegunde (von ahd. hilta und gund, was beides Kampf bedeutet) wird von einigen als eine walkürische Jungfrau betrachtet und mit der nordischen Hilde identifiziert (vergl. die Sage von Högni und Hilde in Simrocks Edda, Skalda K. 50). Eine burgundische Prinzessin oder eine andere ältere historische Persönlichkeit dieses Namens ist nicht bekannt. Sie ist daher wohl als eine ideelle Gestalt aufzufassen, worauf auch der Name, dessen einzelne Bestandteile in Frauennamen häufig wiederkehren, hindeutet.

39. Während das salische Recht, welches in Bezug auf die Thronfolge noch heute in verschiedenen Monarchien gilt, wie überhaupt die ältesten germanischen Gesetze dem weiblichen Geschlechte die Erbfolge in echtes (liegendes) Eigentum versagen oder es doch darin beschränken, beerbt nach burgundischem und alemannischem Rechte, wenn kein Sohn vorhanden ist, die Tochter Vater und Mutter.

„Das lange Ersparte", der Schatz oder Hort, aus edlen Metallen und Steinen, kostbaren Waffen und Gewändern bestehend, die Hauptstütze der königlichen Macht, galt fast nicht weniger als das Reich selbst und wurde zugleich mit diesem erworben und vererbt, auch bei Reichsteilungen mit geteilt.

40. Die Hunnen sind früh mit den Avaren verwechselt worden, einem den Hunnen ähnlichen, tatarischen Nomadenvolke, welches wie jene von der Wolga hergekommen war und sich in Pannonien niedergelassen hatte.

48 fg. „Ein Naturschauspiel, das die Mönche von St. Gallen oft mit stiller Bewunderung gesehen haben mögen, wenn sie, vor der Dämmerung abgefahren, dann die Sonne über den Bergen im Osten des Bodensees heraufkommen und ihre Strahlen im See sich brechen sahen." W. Meyer.

50. Die Angabe, daß das Hunnenheer, um von Worms nach Chalon zu gelangen, den Arar (Saône), an dessen rechtem Ufer die Stadt gelegen ist, und den weit südlicher fließenden Rhodanus (Rhône) überschritten habe, beruht wohl auf einer falschen geographischen Vorstellung des Dichters.

52. Chalon sur Saône, bei Cäsar und Ekkehard Cabillonum, war zur Römerzeit ein bedeutender Handelsplatz und in der Folge eine burgundische Stadt, doch nicht Residenz der Burgundenkönige; später aber hielt der Frankenkönig Guntram († 593) dort Hof. Zu Ekkehards Zeit war Chalon die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft.

Müllenhoff (Zeitschr. f. d. Altert. 10, 163 fg.) bemerkt: „Der König Herrich von Burgund zu Chalon sur Saône, als Vater der Hildegund im Waltharius, ist sicher nur eine Fiktion, weil deutlich die Vorstellung sich an das gleichzeitige Königreich oder Herzogtum Burgund anschließt und danach Guntharis Reich auf die Franken beschränkt ist. Die Sage, die dem Verfasser des Waltharius vorlag, wird die Herkunft der Hildegund ebensowenig gewußt haben als die des 13. Jahrhunderts, die sie aus Arragonien oder aus Rußland abstammen läßt."

58. Die Tapferkeit der Franken preist u. a. Otfried von Weißenburg I, 59:

Sie sint so sama chuani
selb so thie Romani etc.

62. Da die ehelichen Kinder in der Gewalt des Vaters ſtanden, ſo hatte dieſer das Recht, dieſelben auszuſetzen und vor erlangter Mündigkeit aus Not in die Knechtſchaft zu verkaufen; ſelbſtverſtändlich ſtand ihm daher auch die Befugnis zu, ſeine Kinder zu vergeiſeln.

Weibliche Geiſeln waren dem Sieger ſehr willkommen, denn es war, wie Tacitus in der Germania Kap. 8 berichtet, den Germanen äußerſt ſchmerzlich, eine Frau in der Gefangenſchaft zu wiſſen, und ſie fühlten ſich ſtärker gebunden, wenn ſie unter den Geiſeln auch vornehme Jungfrauen hatten ſtellen müſſen.

64. Es war Sitte, daß die ſich Unterwerfenden ſich dem Sieger in demütigem Aufzuge ohne Schwert ergaben oder dasſelbe am Halſe trugen oder es mit der Spitze ergreifend dem Sieger darreichten.

66 fg. Auch der gotiſche Geſchichtsſchreiber Jordanis erzählt Kap. 35 von Attila, daß er zwar die Kriege liebte, aber Maß zu halten wußte, daß er ſich von Flehenden leicht erbitten ließ und denjenigen, die er einmal in ſeinen Schutz genommen hatte, gnädig geſinnt war.

70. Attila hielt diejenigen, die ihm auf ſeinem Eroberungszuge Widerſtand leiſteten, für Rebellen. In der That betrachtete er ſich nach dem Berichte des Byzantiners Priscus als von der Gottheit zum Herrſcher der ganzen Welt berufen, da er ſich im Beſitze des Schwertes des Mars wußte, welches von den ſcythiſchen Königen ſtets heilig gehalten, zu ſeiner Zeit von einem Hirten wieder aufgefunden und ihm überbracht worden war.

74. Elend, ahd. alilanti, ellenti, mhd. ellende stn., iſt hier in dem urſprünglichen Sinne: das andere Land, die Fremde, die Verbannung (im Texte exilium) zu verſtehen. Da aber im Auslande der Fremde verlaſſen und rechtlos war und der Deutſche dort Heimweh empfand, hat ſich allmählich die Bedeutung „Bedrängnis, Trübſal" entwickelt.

77. Alpher, Alphere, aus ahd. alp Elf und hari Heer, in den angelſ. Fragmenten Älfhere, iſt in den Wiener Bruchſtücken einer mhd. Waltherdichtung und im „Biterolf" in Alkêr bezw. Alpkêr entſtellt, deſſen letzte Silbe gleich ahd. gêr, kêr Speer iſt. Während Ekkehard die Sitze des Burgunden- und des Frankenkönigs (V. 433) angiebt, verſchweigt er uns den Namen von Alphers Reſidenz in Aquitanien, und „bei der großen, aber ſchwankenden Ausdehnung, die dieſem zwiſchen Spanien und Frankreich gelegenen Teile des alten Galliens zuſteht, hält es ſchwer, auf die Stadt oder Burg zu raten, welche ſich als Alphers Stammſitz anſehen ließe." J. Grimm. In den Wiener Fragmenten iſt ſeine Hauptſtadt Lengres (Langres), welches indes niemals zu Aquitanien gerechnet wurde. Die Geſchichte kennt einen alten König, Namens Alpher, nicht, doch iſt er unzweifelhaft der Repräſentant des weſtgotiſchen Volkes und auch ſonſt der Heldenſage nicht unbekannt geweſen; denn in einem höfiſchen Gedichte, „Die Heidin" betitelt, wird erzählt, wie Alpharius, ein grâve gesezzen über Rîn, alſo in Kärlingen, eine heidniſche Frau, Namens Dêmuot oder Diemuot, ſich erwirbt.

79. Walther, ahd. Walthari, von waltan walten und hari Heer, Volk. Es iſt ein langobardiſcher König dieſes Namens bekannt, auch kommt letzterer

öfters in älteren fränkischen Quellen vor; doch wird ein westgotischer Herrscher oder Held, Namens Walther, nirgend erwähnt.

80. Nach Cäsars und Tacitus' Zeugnissen schritten die Germanen erst in reiferen Jahren zur Eheschließung, und die alte Sitte verbot es, unmannbare Jungfrauen zu heiraten. Doch waren im späteren Mittelalter frühe Verlöbnisse und selbst Heiraten in fürstlichen Kreisen nicht selten; so wurde z. B. die heilige Elisabeth von Ungarn im Jahre 1211 in einem Alter von vier Jahren dem damals elfjährigen Ludwig von Thüringen vermählt.

85. Auch im Nibelungenliede zeigt der burgundische König bei der Kunde von einem bevorstehenden gegen ihn gerichteten Angriffskriege eine große Niedergeschlagenheit. Vergl. Nib. Bartsch, Str. 139, 147, 148, 153 u. 155. Bei plötzlich ausbrechender Kriegsgefahr war man in Verlegenheit, da das Vasallenheer nicht schnell zusammengebracht werden konnte.

96. Wir haben uns Attila hier wie einen Germanenfürsten vorzustellen, wie ja auch in der That die Hunnen, welche zwei Menschenalter hindurch mit den von ihnen unterworfenen germanischen Stämmen in enger Berührung standen, manches von deren Sitten und Gewohnheiten angenommen hatten.

Attilas Hauptsitz befand sich am rechten Ufer der oberen Theiß in der Gegend der heutigen Stadt Tokay in einem großen Dorfe. Unter Etzelnpurc, Etzelnhof verstand man im 12. und 13. Jahrhundert Ofen, welches seit dem 11. Jahrhundert die Residenz der Ungarnkönige war.

101 fg. Wie in den Tagen des Tacitus so war es auch noch in höfischer Zeit das Hauptziel der Erziehung, durch körperliche Übungen und Waffenspiele Kraft und Gewandtheit zu erzielen und die Knaben zu wehrhaften Männern heranzubilden. Zu diesem Zwecke pflegten später die Vornehmen eigene Fechtmeister, „Schirmmeister", für ihre Söhne zu halten.

„Rigsmal" Str. 32:

„Daheim erwuchs in der Halle der Jarl;
Den Schild lernt' er schütteln, Sehnen winden,
Bogen spannen und Pfeile schäften,
Spieße werfen, Lanzen schießen,
Hengste reiten, Hunde hetzen,
Schwerter schwingen, den Sund durchschwimmen."

Das germanische Altertum kannte einen wissenschaftlichen Unterricht nicht. Der Dichter denkt wohl V. 101 an eine Unterweisung in den „sieben freien Künsten", wie sie nach spätrömischem Muster in der alten fränkischen Hofschule und den durch Karl den Großen eingerichteten bischöflichen und Klosterschulen erteilt wurde.

106. Dasselbe wird in den agf. Fragmenten und in Str. 1797 des Nibelungenliedes berichtet.

113. Es ist auffallend, daß hier einer Frau die Hut des königlichen Schatzes anvertraut ist; denn um diesen handelt es sich hier, nicht etwa nur um den Besitz der Königin, da Hildegunde Zutritt zu der Waffenkammer Attilas hatte (V. 263).

120. Da König Gunther den Vertrag, dessen Bürge Hagen war, gebrochen hatte, war der Geisel mit seiner Person der Gewalt Attilas verfallen, der ihn töten oder zum Knechte machen konnte.

123. Von den zahlreichen Frauen Attilas kennt die Geschichte zwei mit Namen, Kreka, Kerka oder Rheka und die Thüringerin Ildiko, mit welcher er an seinem Todestage Hochzeit feierte. Die Heldensage nennt außer Kriemhilde nur eine Gattin Etzels, Namens Helche, Herche, Herke, Herriche, Hariche, Herkia oder Erka, was an die geschichtliche Kerka erinnert, während der Name Ospirin (nach J. Grimm gleich Anspirin, aus ans, âs, ôs Gott und ahd. bëro, përo Bär = „göttliche Bärin") sonst von der Sage nicht überliefert wird. Doch könnte er sich nach Grimm mit dem jüngeren Namen Helche berühren, falls dieser aus Ἑλίκη, der Bezeichnung für das Sternbild des großen Bären, erklärt worden wäre. Nach Müllenhoff ist die Bedeutung von ôs dunkel. Derselbe Stamm findet sich auch in dem Namen Ôserîch (Ôsantrix von Wilzenland), wie Helches (Erkas) Vater im „Biterolf" V. 1962 (und in der Thidhrekssaga Kap. 42) heißt.

136. Während ursprünglich die Verlobung und Überlieferung der Braut gegen einen Kaufpreis (zur Ablösung von der angeborenen Mundschaft) das unbestrittene Recht des Vaters war, in dessen Gewalt sich die Tochter befand, übten deutsche Könige und Fürsten schon sehr früh das Recht aus, Kinder auch freier und edler Unterthanen selbst gegen deren Willen mit ihrem Hofgesinde zu verheiraten. Noch im späten Mittelalter erwarben deutsche Städte sich durch Privilegien Befreiung von diesem Hoheitsrechte.

137. Wenn auch die Braut eine Mitgift oder Aussteuer mit in das Haus des Mannes brachte, so hatte letzterer doch selbstverständlich für einen standesgemäßen Unterhalt der Gattin zu sorgen, und da Walther außer seinem Anteil an der im Kriege gemachten Beute im Hunnenlande kein Eigentum sein nannte, will der König ihn mit fürstlichem Besitz an Haus und Hof beschenken, wie ihn nach V. 213 seine Mannen besaßen.

Eine hunnische Fürstentochter konnte, von seiner Liebe zu Hildegunde abgesehen, Walther keine willkommene Gattin sein, da von den Deutschen das Eingehen einer Ehe mit einem nichtgermanischen Weibe als eine Mißheirat betrachtet wurde. Galt doch z. B. ums Jahr 1057 Otto, Stiefbruder des Grafen Wilhelm von der Nordmark, als aus einer Mißehe geboren, weil er von einem sächsischen Vater und einer slavischen Mutter stammte. Walther deutet allerdings in seiner Antwort nicht an, daß eine hunnische Braut keine standesgemäße Gattin für ihn sei, durfte dies aber auch in Rücksicht auf den König nicht thun. Sein vorgeschobener Grund ist hingegen für Attila schmeichelhaft und daher für ihn selbst erfolgreich.

Im Nibelungenliede V. 1381 erfahren wir allerdings, daß Herrât, Schwestertochter Helches, eins edelen küneges kint, diu tohter Nântwînes, mit dem an Etzels Hofe weilenden Dietrich von Bern verlobt war.

141. Den hohen Wert, den die Germanen auf die Ratschläge der Frauen hegten, hebt Tacitus im 8. Kap. der Germania hervor.

151. Die höfische Zeit sagte von einem Ritter, der, statt seinen Waffenruhm zu mehren, in den Armen seines jungen Weibes zu Hause der Ruhe pflag, daß er „sich verliege", was ihm Spott und Verachtung der Standesgenossen eintrug.

165. Wohl berechnet wie der Inhalt von Walthers Antwort ist auch die Art seiner Anrede. Zunächst redet er den König, wie die Königin ihren Gemahl, respektsvoll mit dem Pluralis an, der schon im 8. Jahrhundert aus dem Kanzleistile in die Anrede eingedrungen war. In der Folge, als er anscheinend wärmer wird, sieht er in dem Herrscher seinen Waffengenossen, den er, wie unten (V. 519 fg.) Hagen den König Gunther, in vertraulicher Weise Du nennt, zuletzt aber seinen Wohlthäter und Erzieher, den er als den „besten der Väter" verehrt. Vergl. auch V. 618.

167. Der Dichter hat sich hier an Virgil angelehnt; das Tragen von Fackeln im Hochzeitszuge war keine deutsche, sondern eine römische Sitte.

183. Von einem Schlachtgesange, wie ihn die heidnischen Deutschen schon in ältester Zeit vor dem Kampfe anzustimmen pflegten, und der auch im Ludwigsliede erwähnt wird, wo er einen christlichen Charakter trägt (vergl. das Kyrrieleison!), wird hier nichts berichtet. Der Kampfruf hat den Zweck, die Angreifer zu ermutigen, den Gegner zu schrecken und als Losung zu dienen. In der Schlacht bei Hastings 1066 riefen die Normannen französisch Dex aïe! (Gott hilf!), die angegriffenen Angelsachsen aber ût! (Hinaus mit euch aus dem Lande!). Der Kriegsruf der deutschen Kaiserheere war „Rom!"; als ein anderer Schlachtruf der Deutschen wird Gode helpe! oder Gode herre! genannt.

Der Dichter nennt zweierlei Musikinstrumente, das classicum (Äneis 7, 637) und V. 208 das recavum cornu (Äneis 7, 513 cornu recurvum). Unter ersterem haben wir ein langgestrecktes, der Posaune (mhd. busîne) oder Trompete (ahd. trumpâ) ähnliches Instrument, wahrscheinlich aus Erz, zu verstehen, wie es die Germanen von den Römern übernommen hatten. Die unvollkommeneren Hörner, (ahd. herihorn, wîchorn), mit denen hier das Zeichen zum Sammeln gegeben wird, waren entweder natürliche Büffelhörner oder bestanden aus Metall, in späterer Zeit auch wohl aus einem ausgehöhlten Elefantenzahne, wie Rolands berühmtes Horn Olivant.

185. Das Abwerfen der Speere beim Beginn des Kampfes hat den Zweck, Lücken in die feindliche Schar zu reißen und ihre Ordnung zu stören; darauf beginnt sogleich das Einhauen mit dem Schwerte im Handgemenge.

186. Das zähe Holz der Esche und das harte des Kornelbaumes (Cornus mascula, ahd. cornul) wurde wie bei den Alten (Ilias 5, 655; 13, 597; 19, 361. Ovids Metam. 5, 9; 12, 369 — Äneis 5, 557; 9, 698; 12, 267 etc.) so auch bei den Deutschen zu Speerstangen viel verwendet; doch nahm man zu den Schäften auch Eiben- und selbst Tannenholz.

188. Der Vergleich der daherfliegenden Pfeilmenge mit den vom Sturme getriebenen Schneeflocken findet sich häufig in den deutschen Epen (Gudr. 503: Dô sach man ûf den recken sam snêwes flocken swinde Geschiezen dâ mit phîlen.), aber auch in der von Ekkehard benutzten Stelle Äneis 11, 611.

195. Der von den Römern entlehnte, aus ſtarkem Eiſenblech getriebene Schildbuckel hatte die Geſtalt eines kleinen, runden, oft in eine Spitze auslaufenden Hutes und war zum Schutze der Hand über dem in der Mitte des Schildes ausgeſägten kreisförmigen Loche befeſtigt. Daß die Krieger mit dem Schildbuckel auf den Feind losſchlugen, erwähnt auch Tacitus bei ſeiner Schilderung des Kampfes bataviſcher Hilfstruppen in Britannien, Agricola Kap. 36.

199. Die Vorſtellung des Todes als „Gerippe mit Stundenglas und Hippe" findet ſich erſt ſeit dem 16. Jahrhundert. Dem deutſchen Altertume war der Tod kein tötendes, ſondern nur ein in die Unterwelt geleitendes Weſen, das wie hier Walther in der Schlacht zu Pferde erſcheint und „ſein Geſinde ſucht". Sein Attribut war wahrſcheinlich ein Stab, mit welchem er die ihm Verfallenen berührt. Dieſer hat ſich ſpäter in einen Speer, einen Pfeil oder eine Streitaxt verwandelt, mit denen er ſeine Opfer trifft.

202. Die Schilde wurden an einem Riemen, der Schildfeſſel, um den Hals getragen und bei der Flucht zum Schutze des Rückens nach hinten geworfen.

203. „Die Führer gebieten mehr durch Beiſpiel als durch Befehl, wenn ſie entſchloſſen, wenn ſie vor aller Augen, wenn ſie vor der Schlachtreihe thätig ſind und Bewunderung erregen". Tacitus' Germania Kap. 7.

206. Das Beutemachen im Lager des geſchlagenen Feindes und die Beraubung der Toten auf dem ſiegreich behaupteten Schlachtfelde (vergl. unten Anm. zu V. 1191) waren beſonders die Gründe, aus welchen eine nachdrückliche Verfolgung des Feindes in alter Zeit meiſt unterblieb.

210. Das Bekränzen mit Lorbeer hat der Dichter Virgils Äneis entlehnt; vergl. 5, 71 fg. 246 und 539.

211. Zu dem Ehrenamte der Bannerträger, welche hier unmittelbar nach dem Feldherrn genannt werden, wurden nur hervorragende Helden auserſehen, und oft trug der Feldherr ſelber das Banner den Seinen voran.

Die Feldzeichen waren bei den alten Germanen Attribute der Götter, wie Wodans Lanze, Donars Hammer, Zius Schwert, und Bilder der den Göttern geheiligten Tiere: Schlange und Wolf Wodans, Bär und Bock Donars, Eber Freyrs u. ſ. w. Doch gab es auch ſchon früh eigentliche Fahnen von Zeug (ahd. gundfano), die bei bevorſtehendem Kampfe an einen Speer gebunden wurden. Die Sachſen führten einen Adler über einem Drachen und einem Löwen, die Normannen einen Raben in der Fahne. Von den Germanen übernahmen wahrſcheinlich die Römer in der Kaiſerzeit jenes phantaſtiſche Feldzeichen, welches aus einem an einer Stange befeſtigten maſſiven Drachenkopfe mit einem aus Zeug hergeſtellten Leibe beſtand, der ſich im Winde aufblähte und über dem Heereszuge ſchaukelte.

214. Der von Priscus uns geſchilderte, mit einer hölzernen Umfriedigung umſchloſſene Königspalaſt Attilas (ſiehe Überſetzung bei Freytag, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit 1. Bd. S. 163) lag an einer hohen Stelle und überragte die Häuſer der Umgebung. Die Gebäude des von Germanen umgebenen Hunnenherrſchers glichen wahrſcheinlich altdeutſchen Holzbauten.

222. Aus dem Kuſſe dürfen wir nicht etwa auf ein ſchon beſtehendes

näheres Verhältnis zwischen Walther und Hildegunde schließen, da ja der Held erst im folgenden der Jungfrau seine Liebe gesteht. Wir haben es hier vielmehr mit einem Kusse der Etikette zu thun, denn es war alte deutsche Sitte, daß Frauen ebenbürtige Personen beim Empfange auf diese vertrauliche Weise begrüßten. Auch von den Hunnen erzählt Priscus, daß sie dem Gaste, wenn er den angebotenen Becher ausgetrunken hatte, um den Hals fielen und ihn küßten.

225. Die alte christliche Sitte, Speise und Trank durch Bekreuzen zu segnen, erinnert an die nordische Gepflogenheit, den Becher dem Odhin, Thor oder anderen Göttern zu weihen und ihre Minne, d. h. ihr Gedächtnis, zu trinken. In Torfäus' Geschichte der norwegischen Könige wird erzählt, wie ein Christ einen durch eine feierliche Formel dem heidnischen Gotte geweihten Willkommentrunk vor dem Austrinken mit einem Kreuze segnet und auf Befragen der Heiden angiebt, er habe das Hammerzeichen darüber gemacht und den Becher dem Thor geweiht.

226. Die Art, wie Walther Hildegundes Aufmerksamkeit erregt und seine Gefühle ihr gegenüber verrät, erinnert an die hübsche Scene, die uns Paulus Diaconus 3, 30 überliefert: Der wackere Langobardenkönig Authari (584—590) hatte sich um die Tochter des Baiernherzogs Gairibald, Theudelinde, beworben und unerkannt im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft an den bairischen Hof begeben, um die Erkorene zu schauen. Als die letztere ihm wie den übrigen Gesandten zum Willkommen einen Becher Wein gereicht hatte, konnte der König sich nicht enthalten, gegen die Sitte ihre Hand zu berühren und ihr mit seiner Rechten von der Stirn über das Antlitz hinab zu fahren. Das Fürstenkind klagte diese Dreistigkeit heimlich ihrer Amme; doch diese belehrte sie, daß der Verwegene ihr Verlobter gewesen sein müsse, da kein anderer sich solches erlaubt haben würde.

249. Hildegunde redet hier wie in V. 258 und 1213 und ebenso in der Thidhreksſaga ihren Verlobten mit „Herr" an. „Unsere Alten deuteten die Bürgschaft für eine glückliche Ehe dadurch schön an, daß sie den Mann des Weibes „Trost und Herrn" nannten." Weinhold. Allerdings waren Walther und Hildegunde noch nicht Eheleute, doch wurde die Verlobung in älterer Zeit bereits als ein festes Verhältnis betrachtet, und man sah noch im späten Mittelalter nicht die kirchliche Trauung, sondern das mit der (hier lange vorausgegangenen) Einwilligung des Brautvaters gegebene Eheversprechen als den Hauptakt der Eheschließung an. Daher wurde auch der Bruch des Verlöbnisses mit schwerer Geldbuße bestraft.

257. Nach Tacitus' Germania Kap. 18 wurden bei der Eheschließung Geschenke an Waffen ausgetauscht, zum Zeichen dafür, daß das Weib im Kriege wie im Frieden dem Manne eine treue Genossin seiner Mühsale und Gefahren sein solle.

263. Die schwierige Kunst, Brünnen (ahd. brunja, brunna, mhd. brünne), d. h. vom Halse bis zu den Hüften reichende Panzerhemden, aus eisernen Ringen zu schmieden, haben die Deutschen von den Römern erlernt und darin eine so große Fertigkeit erlangt, daß zu Karls d. Gr. Zeit mit deutschen Panzerhemden

ein schwungvoller Handel nach den östlichen Ländern getrieben wurde. Besonders geschätzt waren zwei- oder dreidrähtige Brünnen, aus hintereinander liegenden Lagen zusammengenieteter Ringe bestehend; Rolandslied V. 4664: ire brunige wâren thrilihe; Äneis 3, 467; 5, 259; 7, 639: trilix lorica; Psychom. 125: tr. thorax.

264. Nach V. 965 (siehe die Anmerkung daselbst) war Attilas Brünne Wielands Werk. Es ist zunächst auffallend, daß Walther Hildegunde kein bestimmtes Zeichen angiebt, an dem sie das begehrte Waffenstück von den anderen Panzerhemden unterscheiden konnte. Nach der Überlieferung brachte Wieland auf den für seinen Sohn Wittich verfertigten Waffen als Zeichen einen goldenen, giftspeienden Drachen an, welchen der Sohn zum Andenken an den Vater auch in seinem Wappen führte. Außerdem trug er aber gemäß dem Gebote Wielands auch einen Hammer und eine Zange auf seiner Fahne, und die Bewohner von Velandsherrad in Schonen, die den Namen ihres Ortes auf den sagenberühmten Schmied zurückführen, haben diese Werkzeuge in ihrem Siegel. Vielleicht hat nun Wieland den Lindwurm um einer zauberhaften Wirkung willen für die Waffen seines Sohnes gewählt und war sein gewöhnliches Handwerkerzeichen Hammer und Zange. Ist dies der Fall, so hat Walther seiner Braut allerdings ein bestimmtes Merkmal der von ihm gewünschten Brünne Attilas angegeben, nämlich eben das Zeichen, welches auf die Schmiede als solche hinweist. Nur bei dieser Annahme ist auch der Pluralis erklärt, da sonst in der Heldensage nicht erwähnt wird, daß Wieland mit Gehülfen arbeitete.

266. Die Armspangen oder Bauge (Hildebrandslied V. 33: wuntane bougâ, cheisuringu gitân) waren schon in der grauen Vorzeit der begehrteste Schmuck des germanischen Kriegers und wurden noch von den Rittern der höfischen Zeit getragen. Sie waren teils einfache oder kunstvoll verzierte Reife, teils Spiralen aus Gold oder anderen Metallen und dienten auch als Zahlungsmittel, zu welchem Zwecke sie nach Bedürfnis zerhackt wurden. An Fäden aufgereiht, bildeten sie einen Hauptbestandteil der königlichen Schatzkammern; sie freigebig an die Getreuen zu verteilen (vergl. unten V. 618), war das größte Lob eines „milden" Herrschers. Daher werden die Könige in Gedichten „der Helden Ringgeber", „Baugenspender", „Ringverschleuderer" o. ä. genannt.

268. Die für die Reise nötigen Schuhe selbst anzufertigen, war Hildegunde wohl imstande, da die alten Fußbekleidungen, die Bundschuhe, welche von Männern und Frauen getragen wurden, sehr einfach aus einem einzigen Stücke Fell oder Leder zugeschnitten waren, wie dies aus Torfmooren stammende, wohlerhaltene Fundstücke zeigen. „Hawamal" Str. 127:

„Schuhe nicht sollst du noch Schäfte (Speere) machen
Für andere als für dich:
Sitzt der Schuh nicht, ist krumm der Schaft,
Wünscht man dir alles Übel."

Anfangs wurden die Riemen der Schuhe über dem Spanne verknüpft, in merowingischer Zeit aber und bis ins 11. Jahrhundert kreuzweise über die Waden bis zum Knie hinauf gewickelt.

270. Walther legt offenbar Gewicht darauf, daß die Schreine bis zum Rande gefüllt werden. Die ledernen Schuhe sollen eine weiche Auflage bilden, damit nach dem Schließen des Deckels die Spangen nicht gerüttelt werden und durch den Metallklang den Inhalt verraten konnten. Diese Vorsichtsmaßregel hat jedoch nicht den gewünschten Erfolg, denn V. 460 fg. erfahren wir, daß der Ferge aus dem Klange richtige Schlüsse auf den Inhalt der Truhen zieht. Wahrscheinlich war mittlerweile ein Teil des Vorrates an Schuhen verbraucht und so die Verpackung gelockert worden.

277. Da das Gastmahl eine Woche nach der Heimkehr Walthers aus dem glücklich beendeten Feldzuge stattfand, so haben wir es hier wohl mit einer Siegesfeier zu thun, deren Kosten der Gastgeber aus der gemachten Kriegsbeute bestreiten mochte.

278. Aus V. 372 geht hervor, daß auch die Königin an dem Gastmahle teil nahm, doch erwähnt der Dichter nicht, welche Plätze sie mit ihrem Gefolge inne hatte. Bei dem von Priscus geschilderten Gastmahle Attilas waren Frauen nicht zugegen, wie dies wahrscheinlich auch der ursprünglichen deutschen Sitte entsprach, wonach, wenigstens bei Festlichkeiten, höchstens die Gattin des Wirtes zu Ehren der Gäste gemeinsam mit den Männern speiste, während die übrigen Frauen in einem besonderen Raume aßen. Als einen Übergang von der älteren zur neueren Tischordnung könnte man die Einrichtung bezeichnen, daß Männer und Frauen zwar in demselben Zimmer, aber an verschiedenen Tafeln sitzen. Nach dem Aufheben der Tafel, wenn das Trinkgelage begann, pflegten sich die Frauen zurückzuziehen. Diese Gelegenheit sollte Hildegunde benutzen, um die Vorbereitungen für die Flucht zu treffen.

Abweichend von den Deutschen pflegten bei den nordischen Stämmen die Frauen mit den Männern bei Tische bunte Reihe zu bilden, eine Sitte, welche später auch in Deutschland, und zwar aus Frankreich eingeführt wurde.

291. Man pflegte bei festlichen Gelegenheiten die Wände der Zimmer mit bunten, von Frauenhänden oft kunstvoll gestickten Teppichen zu behängen, die auch in den jüngeren Epen oft erwähnt werden und dort umbehenge, ruclachen, sperlachen, stuollachen heißen.

293. Den Worten bissus et ostrum im Texte entsprechen in der Vulgata byssus et purpura und mhd. pisse unde purpur, Rolandslied V. 2497. Das erstere bezeichnet ein feines Leinen- oder Seidengewebe, während unter Purpur ein schon in alter Zeit bekannter kostbarer Seidenstoff von verschiedener Farbe zu verstehen ist.

295. „Tischgenosse des Königs" zu sein, war bei den Deutschen eine ganz besondere Auszeichnung für die höchsten Würdenträger und Günstlinge des Herrschers, der nicht einmal die königlichen Prinzen ohne weiteres teilhaftig waren. Daher hat der Gastgeber Walther auch über die Sitze in der Nähe Attilas nicht zu verfügen. Der Platz zur Rechten des Königs war der vornehmste; den nicht zu den Seiten desselben sitzenden Gästen wurden die Plätze genau nach Alter oder Rang angewiesen.

296. Die Bänke wurden mit Fellen, Teppichen oder weichen, oft mit

kostbaren Seidenstoffen oder Leder überzogenen Kissen (mhd. plûmît = franz. plumeau) belegt.

297. Die u. a. von Cäsar und Tacitus gerühmte Einfachheit der germanischen Lebensweise machte unter dem Einflusse der römischen Kultur bald einem üppigen Wohlleben Platz. Die Vandalen ließen, nachdem sie in den Besitz Afrikas gekommen waren, „ihre Tafel mit dem Schönsten und Besten besetzen, was nur Erde und Meer hervorbrachten". Auch die Franken waren den Freuden der Tafel sehr ergeben, und der unter ihnen lebende Dichter Venantius Fortunatus († um 600) preist in lateinischen Versen verschiedene leckere Gerichte. Karl d. Gr. bestimmte genau durch Verordnungen, was alles für den Tisch der missi regii und die königliche Tafel zu liefern war. Gemästetes junges Geflügel war besonders beliebt und nicht weniger das Wildbret. Bei einem bürgerlichen Mahle, dessen Gregor von Tours gedenkt, werden 4 Gänge aufgetragen: zuerst eine Schüssel mit Gemüse und als letzte Speise ein mit Datteln und Oliven verzierter Eierkuchen. Auch das tägliche Mahl Karls d. Gr., der in Speise und Trank mäßig war, bestand nur aus 4 Gerichten außer seiner Lieblingsspeise, dem Braten, den die Jäger am Spieße auftrugen.

299. Das rätselhafte migma = Mischtrank ist meiner Ansicht nach eine warme Bowle, vielleicht aus weißem, mit Gewürzen oder Kräutern versetztem Wein und Honig gemischt.

300. Kostbares Tafelgerät aus edlem Metall, Becher, Trinkhörner, Krüge, Schalen und gewaltige Prunkschüsseln waren bei den germanischen Königen und Großen beliebt und bildeten einen wesentlichen Bestandteil ihres Schatzes. Attilas Gästen wurden bei der Tafel, wie Priscus erzählt, goldene und silberne Becher gegeben, während der einfache König selbst sich eines hölzernen Trinkgefäßes bediente.

Tischtücher (tischfano, tischlachen, tischtuoch) waren bei den Vornehmen schon früh im Gebrauch. Ein in symbolischer Weise nur zur Hälfte gedeckter Tisch spielt bei Gregor von Tours in der Geschichte des letzten Thüringerkönigs Hermenfrid († 531) eine Rolle.

301. Wie die Germanen den Wein zuerst von den römischen Kaufleuten empfingen, so waren auch noch im späteren Mittelalter aus der Fremde eingeführte, besonders südländische Weine in Deutschland sehr beliebt. Von den in der Heimat, sogar im nördlichen Deutschland gebauten Weinen pflegte man nur die besseren Sorten rein zu trinken, die geringen aber durch Zusatz von Honig und Gewürzen genießbar zu machen. Von den im 11. und 12. Jahrhundert sich immer mehr verbreitenden gewürzten Weinen ist besonders das auch in unserer Dichtung aufgeführte pigment (im lateinischen Texte pigmentatus Bacchus, mhd. gepîmentêter wîn) zu nennen, ein mit Honig oder Zucker und Kräutern oder starkem Gewürz (Muskat, Ingwer, Nelken u. a.) versetzter Wein. Er wird mitunter auch clârêt, verdeutscht lûtertranc, genannt, während sonst unter dem pigment ein nur gewürzter Wein, unter der zweiten Bezeichnung aber ein gewürztes und versüßtes, abgeklärtes, meist aus Rotwein bereitetes Getränk verstanden wird.

303. Es ist eine alte deutsche wie auch französische Gepflogenheit, den Tischgast zum Zulangen zu nötigen. In dem altnordischen Spruchgedichte „Hawamal" heißt es Str. 4:

„Wasser bedarf, der Bewirtung sucht,
Ein Handtuch und holde Nötigung."

304. Tacitus bezeugt Germ. Kap. 22 die altgermanische, von der römischen abweichende Sitte, daß jeder Teilnehmer an einem Gastmahle einen besonderen Sitz und einen eigenen kleinen Tisch hatte, und noch im „Ruodlieb" speist man nicht an einer gemeinsamen Tafel, sondern es sitzen immer je zwei Gäste zusammen an einem Tische. Bei dem von Priscus geschilderten Mahle Attilas speiste der König an einem besonderen Tische mit drei Söhnen und einem seiner Großen, und je drei oder vier oder auch mehr Gästen waren eigene Tische vorgesetzt, so daß ein jeder, ohne von der Sesselreihe aufzustehen, zulangen konnte. In höfischer Zeit speiste der Fürst an einem besonderen Tische auf erhöhter Estrade allein oder mit seiner Gemahlin, die übrigen an langen Tafeln.

Die Tische, welche aus einer beweglichen Platte und darunter gestellten Schragen oder Böcken bestanden, wurden jedesmal vor Beginn des Mahles im Speisesaale zusammengesetzt und nach Beendigung desselben aufgehoben und hinausgetragen. Wenn dann das eigentliche Zechgelage begann, so blieben die Männer auf ihren Bänken sitzen. Wo man die Trinkgefäße ließ, wird nicht berichtet; wahrscheinlich stellte man sie neben sich auf die Bank oder auf den Boden. In feinerer Gesellschaft mochten vielleicht auch kleinere Beisatztische (altn. trapezur) zu diesem Zwecke aufgestellt werden.

In unserm Gedichte sitzt offenbar Walther mit dem Könige und zwei Heerführern an *einem* Tische, so daß, entsprechend der von Ermoldus Nigellus 4, 473 fg. und 537 fg. erwähnten karolingischen Hofsitte, vier Personen an der Königstafel Platz nehmen. Der übrigen Tischgesellschaft werden hundert Tafeln angewiesen, wohl auch mit je vier Sitzen, wie Parcival 5, 391:

der tavelen muosten hundert sîn,
die man dâ truoc zer tür derîn.
man sazte ieslîche schiere
für werder rîter viere.

306. Der König soll zunächst sich selbst an dem Tranke erfreuen und sodann die Tafelgenossen durch die ihnen erwiesene Ehre, daß er den Becher auf ihr Wohl leert.

Der Gastgeber oder dessen Damen haben der Sitte gemäß beim Beginn des Gastmahles dem vornehmsten der Gäste den ersten Becher zum Willkommen darzubieten, den der Betreffende auf das Wohl des Wirtes austrinkt, worauf ein allgemeines Zutrinken und Nachkommen erfolgt, ein Zechturnier mit mancherlei Trinkgebräuchen, an welche der heutige studentische Komment erinnert.

308. Das Trinkgefäß, welches Walther dem Herrscher darbietet, wird im Texte nappa genannt, ahd. hnapf, napf, was zunächst Trinkgeschirr, Schale oder Becher heißt und dann im 15. Jahrhundert den heutigen weiteren Begriff angenommen hat.

Nach Cäsar (b. g. 6, 28) benutzten die Germanen am Rande mit Silber beschlagene Auerochsenhörner als Trinkgefäße. Nachbildungen solcher Hörner aus Thon und verziertem Glas sind in fränkischen Gräbern gefunden; in höfischer Zeit wird nur selten noch goldener, mit Edelsteinen besetzter Trinkhörner gedacht. Die anderen uns erhaltenen Trinkgefäße aus merowingischer Zeit zeigen teils die einfache, rundliche Form der Schale (ahd. skala), welche an die alten Schädelbecher erinnert, teils die langgestreckte des Kelches. Beide Formen können meist nicht aufgestellt werden, wie dies bei der dritten Art der Fall ist, welche die heutige Becherform zeigt.

Das Material, aus dem die mittelalterlichen Trinkgefäße verfertigt sind, ist Holz, Stein, Thon, Glas, Erz, Silber und Gold.

Figürliche Darstellungen finden sich auf den uns erhaltenen alten Bechern nur selten. Eine mit rotem Email geschmückte, in Kent gefundene kostbare Erzschale angelsächsischen Ursprungs (abgebildet bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde 1. Bd. Tafel XXXIV, Fig. 5) erinnert an die nappa, die Walther dem Könige reichte. Im „Ruodlieb" besitzt der Bauer einen Becher aus Nußholz mit vier eingravierten goldenen Flüssen, auf dessen Grunde die Rechte Gottes ausgeschnitzt war. Von Bechern mit Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte oder Heldensage wird in den mittelalterlichen Quellen nichts erwähnt. Linnig hält in seinem „Walther von Aquitanien" S. 19 den Becher für eine hunnische Kriegsbeute und bezieht die darauf dargestellten gesta priorum auf die griechisch-römische Göttergeschichte:

„Götterbilder lachten dran aus erhab'nem Fries;
Man sagt, ein Römerkaiser sich den Becher schmieden ließ."

312. An den Höfen der germanischen Großen waren junge Edelinge als Schenken angestellt, welche die unterste Stellung unter den Hofbeamten einnahmen, und an deren Spitze ein Oberschenk, princeps pincernarum, bei den Franken auch buticularius genannt, stand.

Auch an Attilas Hofe wartete nach Priscus einem jeden Gaste ein besonderer Schenk auf. Am merowingischen Hofe und ebenso im Norden finden wir auch Schenkinnen.

318. Tacitus' Germ. Kap. 22: „Vom Tage bis in die Nacht hinein zu zechen, gilt niemandem für schimpflich." Priscus: „Als sie (die Hunnen) das Gelage in die Nacht hineinzogen, wollten wir (Oströmer) endlich nicht mehr dem Trunk Bescheid thun und entfernten uns."

Von den beiden Hauptmahlzeiten, die man im Mittelalter kannte, wurde die erste am Morgen nach der Messe, die zweite am Nachmittage zwischen 3 und 6 Uhr oder noch später eingenommen. Da an unserer Stelle das Mahl bis in die späte Nacht ausgedehnt wird, scheint es sich hier um ein Souper zu handeln, doch wurden auch bisweilen beide Mahlzeiten in eine einzige zusammengezogen.

Auffallenderweise erwähnt Ekkehard bei der Schilderung der Festlichkeit nicht der uralten deutschen Sitte, durch Gesang von Liebes-, Spott- und Trutz-, besonders aber von Heldenliedern und durch Saitenspiel die Freuden des Mahles zu erhöhen.

Bei dem von Priscus geschilderten, nach gotischer Sitte gefeierten Festmahle Attilas ertönten Gesänge, und auch bei dem von Ekkehard als Muster benutzten Mahle der Dido im 1. Buche der Äneis trägt V. 740 fg. ein Sänger, Namens Jopas, Lieder zur Zither vor. Daß unser Dichter von solchen Liedern nichts berichtet, dürfte auf seine Stellung als Geistlicher zurückzuführen sein. Fromme Leute liebten eine derartige weltliche Unterhaltung bei Tische nicht, schon wegen des Zusammenhangs derselben mit dem Heidentume. Die Geistlichkeit zog es vor, das Mahl durch Tischgespräche und geistreiche Scherze zu würzen, und schalt weidlich auf die fahrenden Sänger.

322. Das Anzünden von Wohnhäusern und das grausame Verbrennen der darin eingesperrten Bewohner begegnet uns öfters in der älteren deutschen Geschichte. Das salische Recht setzt eine Buße von 100 Solidi (Goldschillingen) auf eine solche That. Die späteren Reichsgesetze bestraften die Brandstiftung aus Rache oder in der Fehde mit Reichsacht und Enthauptung, dann mit dem Rade; die letztere Strafe trifft den Mordbrenner oder heimlichen Brandstifter auch nach dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel.

327. „Virginal" 163 heißt Hildebrands Pferd Lewe, von dem sein Herr sagt:

Swaz rosse ûf erde (ich) ie gesach,
Der vant ich keinez nie sô guot.

329. Unsere Altvordern hatten (gleich den Alten; vergl. Äneis 5, 310) besondere Freude an prächtig geschmückten Rossen. Schön verzierte Platten, z. T. aus Gold und mit Edelsteinen geschmückt, sind uns durch verschiedene Gräberfunde erhalten und werden auch in den Quellen oft erwähnt. Sie waren besonders am Kopfe der Pferde und an den Riemenkreuzungen vor der Brust angebracht, wie dies noch heute in manchen Gegenden bei den Pferden der Fuhrleute zu sehen ist.

333 fg. Während uns im Nibelungenliede V. 951 fg. ausführlich beschrieben wird, wie Siegfried bekleidet und gerüstet war, als er von der Jagd zurückritt, wird uns von Ekkehard nach der dem Homer abgelauschten Weise Virgils geschildert, wie Walther vor unsern Augen ein Waffenstück nach dem anderen anlegt; vergl. Äneis 12, 87 fg.; Ilias 19, 369 fg.; ferner Ilias 2, 42 fg. und darüber Lessing, Laokoon Kap. 16.

334. Die ältesten germanischen Metallhelme bestanden, wie zwei uns erhaltene, aus angelsächsischen Gräbern stammende Exemplare beweisen, aus vier ehernen oder eisernen Spangen, die von einem Kopfringe ausliefen und über dem Scheitel durch einen Knopf zusammengehalten wurden. Die Zwischenräume wurden wohl auch durch Hornplatten oder Leder ausgefüllt. Die später aufkommenden, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts üblichen Blechhauben, welche nur Stirn, Scheitel und Schläfen schützten, hatten entweder eine vornüber geneigte, den phrygischen Mützen ähnliche Form oder die Gestalt eines gerade ansteigenden Kegels, der teils oben in einen Knauf endigte, teils zwiebelförmig geschweift war, oder waren endlich topfartig gestaltet mit rundem oder abgeflachtem Oberteile. Das Eisenblech war oft durch starke Spangen verstärkt, und schon in

früher Zeit brachte man an den Helmen zum Schutze der Nase ein von der Mitte der Stirn bis zur Nasenspitze herabreichendes Eisenband (Nasal) an. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verbreiterte man das Nasenband zu einer das ganze Gesicht schützenden, mit Augen- und Luftlöchern versehenen Platte, der „Barbiere", und in der Folgezeit schützte man den ganzen Kopf und den Nacken durch große und schwere Topf- und Kübelhelme, unter denen man auch noch einen zweiten, leichteren Helm älterer Form trug.

Über den Helmschmuck vergl. Anm. zu V. 556.

335. Metallene Platten zum Schutze der Schienbeine und Waden sind von den Römern zu den Deutschen gekommen. Sie wurden zunächst nur von vornehmen Kriegern und erst später allgemeiner gebraucht, als der Kriegsdienst zu Pferde in den Vordergrund trat. Nach dem „Mönche von St. Gallen" 2, 17 waren sie zu Karls d. Gr. Zeit beim ganzen Heere im Gebrauch. Die „goldenen" Schienen hat Ekkehard in Virgils Äneis (11, 488 und 12, 430) gefunden; doch werden auch bei Thegan Kap. 19 goldene Beinschienen Kaiser Ludwigs d. Fr. erwähnt.

336. Das lange Schwert, lat. spatha, ahd. stapaswert genannt, daz ze bêden ecken harte vreislîchen sneit, Nib. 1532, wurde schon von den Cimbern und den Scharen Arioviſts geführt und war auch im späteren Mittelalter eine Hauptwaffe der Deutschen. Die blattförmige oder gleichbreite, schilfartig zugespitzte Klinge (ahd. ekka) war 81 bis 97 cm lang, $4^1/_2$ bis 6 cm breit und gewöhnlich in der Mitte mit einer Hohlkehle versehen. Der 12 bis $14^1/_2$ cm lange Griff (ahd. helza, mhd. helze, gehilze) hatte in älterer Zeit statt der Parierstange einen nur wenig hervortretenden Bügel. Die Handgriffe waren meist aus Holz, Horn oder Bein und wurden durch einen Knauf abgeschlossen. Vergl. über die Schwertgriffe die Anm. zu V. 1379, über die Scheiden die zu V. 1036. Man trug die Schwerter an einem über die Schulter gehängten Riemen oder am Gürtel.

337. Es ist merkwürdig, daß Ekkehard die Sitte, außer dem Langschwerte ein zweites, einschneidiges Schwert rechtsseitig zu führen, eine spezifisch hunnische nennt, da diese Art der Bewaffnung doch eine echt germanische ist. Sie war allerdings in späterer Zeit, wo ein kurzer Dolch an die Stelle des zweiten Schwertes trat, bei den Deutschen nicht mehr bekannt, und daher mag der Dichter die ihm auffällige Angabe seiner Quelle sich in der gedachten Weise erklärt haben.

Dieses zweite Schwert, welches später noch eine entscheidende Rolle spielt, wird im Texte semispatha genannt und ist das Sachs, jene berühmte, kurze, schwere, einem modernen Weidmesser ähnliche Hiebwaffe, von dem der Name der Sachsen abgeleitet wird.

339. Der Speer, der seit alters das Symbol der Macht war, und den zu führen noch Karl d. Gr. nur dem freien Manne gestattete, wurde seit den ältesten Zeiten wie in unserer Dichtung sowohl zum Stoße als zum Wurfe verwendet. Form und Größe der Speereisen waren sehr verschieden. Die gewöhnlichen Speere der alten Germanen, die Frameen, hatten nach Tacitus nur schmale

und kurze Spitzen; doch erwähnt derselbe Schriftsteller auch jene gewaltigen Langspeere, deren breite, zweischneidige, bis über 1½ Fuß lange Eisen durch zahlreiche Gräberfunde auf uns gekommen sind.

Auf die Handhabung dieser germanischen Hauptwaffe legte man bei der Ausbildung der jungen Krieger ganz besonderes Gewicht; vergl. Anm. zu V. 102. Auch Walther ist ein Meister in der Speerkunst, und Hagen warnt daher (V. 529) den König Gunther ausdrücklich vor der Geschicklichkeit des Gegners in der Handhabung dieser furchtbaren Waffe. Mit ihr pariert er Lanzenschüsse und Schwertschläge und schleudert er dem Feinde die Waffe aus der Hand; mit ihr durchbohrt er, bald werfend, bald stoßend, Rosse und Reiter und schlägt er den fliehenden Hadawart zu Boden, mit ihr entscheidet er den Kampf gegen sechs seiner Feinde und hält er sich lange Zeit gleichzeitig zwei Gegner vom Leibe, bis er endlich die „vertraute Lanze" versendet und zum Schwerte greift.

Wie Cäsar und Tacitus berichten, waren die Schilde der alten Germanen groß und bestanden aus Flechtwerk oder Brettern, welche bemalt und wohl auch mit Häuten überzogen waren. (Der dreihäutige Schild V. 668 stammt aus Äneis 10, 784, der siebenhäutige V. 733 aus Än. 12, 925.) Auch später noch werden die Schilde meist aus Holz, besonders aus Lindenholz verfertigt, so daß uns durch Gräberfunde nur metallene Bestandteile derselben (Schildbuckel und Beschläge) erhalten sind. Von den Römern lernte man eherne Schilde kennen, die hauptsächlich bei den Nordländern im Gebrauch, meist rund und etwas gewölbt waren und aus einer über einen starken Reifen geschmiedeten Metallplatte bestanden. Die auf römischen Skulpturen dargestellten germanischen Schilde entsprechen an Größe ungefähr den römischen und sind teils rund, teils oval, teils haben sie die Gestalt eines länglichen Sechsecks. Die Schilde der Merowingerzeit waren von mäßiger Größe und hatten eine runde oder häufiger eine ovale Form, welche letztere sich bis ins 11. Jahrhundert hielt. Auf bildlichen Darstellungen des 11. Jahrhunderts finden sich dreieckige, unten spitz zulaufende Schilde von mehr als halber Mannshöhe. Im 12. Jahrhundert reichten die dreieckigen, stark gewölbten Schilde vom Kinne bis über die Kniee und waren so groß, daß man Tote auf ihnen fortschaffen konnte (vergl. Nibel. 999), während sie in der Zeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert immer kleiner wurden. Über den Schildbuckel vergl. Anm. zu V. 195, über die Verzierung der Schilde die zu V. 798.

346. „Hawamal" Str. 37:

„Von seinen Waffen weiche niemand
Einen Schritt im freien Felde:
Niemand weiß unterwegs, wie bald
Er seines Speers bedarf."

382. Das Zerreißen des Gewandes als Zeichen der Trauer scheint der Dichter der Bibel entlehnt zu haben, wo es häufig erwähnt wird.

404. Der Hund stand bei unsern Vorfahren in Verachtung, daher die Scheltworte schebiger hunt, ungetriuwer hunt, valscher hunt. Aus dieser Verachtung ist die alte, auch im Norden bekannte Sitte zu erklären, Verbrecher, be-

sonders diebische Juden, zwischen Hunden (oder Wölfen) aufzuhängen. Wahrscheinlich, um anzudeuten, daß sie wert seien, gleich dem rechtlosen Wolfe oder Hunde erschlagen oder gemeinsam mit einem solchen aufgeknüpft zu werden, mußten adlige Verbrecher Hunde auf den Schultern tragen. Andererseits gilt der Hund aber auch als Symbol der Treue und findet sich daher oft auf mittelalterlichen Grabdenkmälern zu Füßen der Frauen dargestellt.

405. Attilas Versprechen, den, welcher ihm den flüchtigen Walther zurückbringt, mit Gold zu umhüllen, erinnert an den alten Brauch, widerrechtlich getötete Tiere oder Menschen mit Weizen oder Gold zu bedecken und dies als Buße zu zahlen. So erzählen die Edden, daß die drei Asen Odhin, Loki und Hönir zur Buße für den Sohn Hreidmars, den sie in Ottersgestalt getötet hatten, so viel Gold erlegen mußten, wie nötig war, den aufgehängten Otterbalg inwendig zu füllen und auswendig zu umhüllen. Nach einer von Fredegar (im 7. Jahrh.) erzählten Sage mußten einst die Westgoten einen Mordanschlag auf den König Chlodwig damit büßen, daß sie einen fränkischen Gesandten samt seinem Pferde bis zur Lanzenspitze mit Goldmünzen bedeckten. Von dem im Jahre 1278 bei Frohse von dem Erzbischof von Magdeburg geschlagenen und gefangenen Markgrafen Otto IV. von Brandenburg, genannt „mit dem Pfeile", wird berichtet, er habe, als er sich mit 4000 Mark Goldes losgekauft hatte, beim Abschiede gesagt, das sei kein rechtes Lösegeld für einen Markgrafen; man hätte so viel Gold und Silber von ihm fordern sollen, wie nötig wäre, ihn samt seinem Streitrosse bis zur Spitze der hochaufgerichteten Lanze zu bedecken.

408. Unter den Fürsten (tyranni) sind wahrscheinlich die an Attilas Hofe sich aufhaltenden Beherrscher der den Hunnen unterworfenen Länder gemeint.

409. Der Herzog (ahd. herizogo) ist bei den alten Germanen der für die Dauer eines Krieges vom Volke gewählte Anführer, im Frankenreiche aber ein über mehrere Gaue gesetzter königlicher Beamter, dessen Stellung in der Folge in die eines Landesfürsten überging. — Über den Grafen vergl. Anm. zu V. 582. — Die Vasallen (im Texte miles, V. 1311 vassus) sind Edelinge oder Gemeinfreie, die sich gegen das Gelöbnis der Treue und Dienstleistung in den Schutz eines Mächtigen begeben und gewöhnlich auch von diesem Lehen empfangen haben. Die Dienstmannen oder Ministerialen (im Text minister) hingegen sind unfreie, zu Hof- oder Kriegsdiensten verpflichtete Leute, die jedoch, zumal da sie auch Lehen erhielten, später zu einer angeseheneren Stellung gelangten, und aus denen ein großer Teil des niederen Adels hervorging.

412. Ammianus Marcellinus (um 390) nennt die Hunnen „von unmäßiger Begierde nach Gold brennend", doch auch in den deutschen Epen ist die Aussicht, Goldschätze zu erwerben, ein mächtiger Antrieb, sich in Abenteuer und Gefahren zu stürzen; denn der Besitz von Gold machte frei, unabhängig und mächtig, wie auch im älteren Deutsch rîch sowohl begütert als mächtig bedeutet.

421. Außer der Kunst, Fallen zu stellen, versteht Walther auch die, die Vögel anzulocken, und zwar wahrscheinlich durch Nachahmen der Vogelstimmen, welche meist vermittelst kleiner Pfeifen hervorgebracht wurden.

422. Das gespaltene Holz, fissum lignum, hieß ahd. clobo, mhd. klobe swm., von ahd. clioban spalten. Noch heute bedient man sich, z. B. auf dem Thüringer Walde, dieses alten Kloben zum Fange kleiner Vögel, Meisen, Finken, Drosseln u. dgl. Er besteht aus einem grünen Holze, welches an einem Ende gespalten ist und durch ein Stellholz auseinander gehalten wird. Wenn die Vögel letzteres berühren, um den aufgestreuten Köder aufzunehmen, so werden sie durch das zusammenschnellende Holz an den Beinen gefangen.

Das viscum des Textes bedeutet zunächst die bekannte Schmarotzerpflanze Viscum album L., die Mistel, dann auch den aus der Pflanze, besonders aus den schleimigen, weißen Beeren hergestellten Leim und die damit bestrichene Rute.

„Es ist ein fein Plaisir mit diesem Fange. — — — Wenn der Zug recht gehet, fänget man manchen Tag wohl ein Schock Vögel eher auf dem Leime, als auf dem Heerde, wenn die Witterung nicht allzu naß, und der Frost gar zu harte, welches beydes dem Leimfange schädlich ist." Döbel, Jäger-Practica, 1753, II. Seite 218.

425—427. Die von mir frei übersetzten Verse lauten bei Ekkehard:

Atque famis pestem pepulit tolerando laborem,
Namque fugae toto se tempore virginis usu
Continuit vir Waltharius, laudabilis heros.

428. Im „Biterolf" V. 4790 brauchen die Boten 16 Tage zu der Fahrt von Etzelburg nach Worms. Dietrich trifft in der „Klage" V. 2110 am 7. Morgen, nachdem er von Etzelburg aufgebrochen ist, in Bechelaren ein. Von hier bis zum Rheine sind Rüdiger und die Seinen 12 Tage unterwegs (Nib. Str. 1175) und ebenso Wärbel und Swemmelin (Str. 1430). Natürlich konnten Walther und Hildegunde den Weg nicht in so kurzer Zeit zurücklegen.

433. „Rosengarten" C Str. 9:

Ein stat lît an dem Rîne, diu ist so wünnesam
unt ist geheizen Wormeze; sie weiz noch maneg man.
dar inne saz ein recke, der hâte stolzen muot:
er waz geheizen Gibeche unt was ein küneg guot.

Worms, eine alte Stadt der germanischen Vangionen, ehemals Borbetomagus, dann Wormatia, Wormiza, Wormaz, Wormez genannt, ist in der Sage die Hauptstadt des Burgundenreiches. Doch weiß die Geschichte hiervon nichts; wohl aber haben fränkische Könige, z. B. Karl der Große, dort residiert.

434. Die Fährleute werden in den Epen durch Anruf zum Überholen aufgefordert oder durch Blasen in ein Horn, welches an einem Baume am Ufer hing.

438. Der Meister der königlichen Köche ist schwerlich, wie einige wollen, der aus dem Nibelungenliede bekannte Küchenmeister Rumolt, sondern ein dem vornehmen Hofbeamten unterstellter Oberkoch, da der Inhaber einer hohen Hofcharge wohl nicht selbst am rauchenden Herde stand.

440. Unsere Altvordern liebten scharf gewürzte, zum Trinken reizende Speisen; der Mund mußte „wie eine Apotheke riechen". In den Briefen des hl. Bonifacius werden von Gewürzen Zimt, Pfeffer, Storax und Kostwurz,

eine aus Indien stammende wohlriechende, pfefferähnliche Wurzel, erwähnt. Karl d. Gr. ließ in seinen Gärten Kümmel, Schwarzkümmel, weißen Gartensenf, Petersilie, Dill, Fenchel, Pfefferkraut, Schnittlauch, Zwiebeln, Schalotten, Lauch und Kerbel bauen, und in den Formulae Marculfi werden noch Essig, Gewürznelken, Lavendel, Datteln, Pistaziennüsse und Mandeln unter den für die Küche der Königsboten zu liefernden Speisen und Gewürzen genannt, außerdem aber noch garum, eine aus Kräutern und verschiedenen Fruchtsäften gemischte Fischsulze. Der Dichter Venantius Fortunatus gedenkt eines in Öl schwimmenden Fischgerichtes. In höfischer Zeit liebte man Fische mit Pfeffer- oder auch Safrantunke.

442 fg. Die dem Fergen wie dem Könige auffallenden, von Walther gefangenen Fische müssen im Stromgebiete des Rheins unbekannt gewesen sein und aus dem der Donau stammen, woher die Flüchtlinge kamen. Das paßt auf den Huchen, Salmo Hucho Lin., eine wohlschmeckende, leicht zu angelnde Lachsart. Wenn Walther die leckeren Fische aber auch in der oberen Altmühl oder Wörnitz gefangen hatte, so mußten sie bei ihrer Ablieferung in Worms längst ungenießbar geworden sein, denn schwerlich waren sie unterwegs gedörrt oder geräuchert. Wir müssen hier wohl eine poetische Licenz annehmen oder damit rechnen, daß Ekkehard die Lage von Worms nicht genau bekannt war, was auch aus V. 1143 fg. hervorzugehen scheint.

473. Der Tisch, den der König in seiner Erregung mit dem Fuße umstößt, ist wahrscheinlich ein Beisatztischchen. Solche waren oft von großer Kostbarkeit, wie z. B. die von Karl d. Gr. in seinem Testament aufgeführten vier Tische, von denen drei von Silber und einer von Gold war. Marmorne Tische am Hofe Ludwigs d. Fr. erwähnt der Dichter Ermoldus Nigellus.

474. Bekanntlich verschmähten die alten Germanen den Gebrauch des Sattels, den sie für unmännlich hielten; doch war er zur Zeit der Merowinger allgemein üblich und bestand zunächst wohl nur aus Decken und Polstern, die auch noch in späterer Zeit im Norden von Ärmeren benutzt wurden. Die sella des König Gunther ist ein Bocksattel. „Diese ausgebildetere Art des Sattels, der Heersessel (Beowulf), bot an dem Sattelbogen auf seiner Vorder- und Rückseite Raum zu kostbarem Schmuck, und bei Fürsten und Edlen war der Sattel, wie das ganze Reitzeug, mit äußerstem Aufwande reich und prachtvoll verziert." Lindenschmit. In den deutschen epischen Gedichten werden mit Schnitzwerk reich geschmückte Sättel oft erwähnt; die Nordländer zierten ihre Sättel gern durch Bemalung und Vergoldung.

475. Mehr noch als bei anderen Völkern spielt bei den Germanen im ganzen Leben, in den rechtlichen und politischen Zuständen, in Kultus, in Sage und Dichtung die Zwölfzahl eine wichtige Rolle, was vielleicht auf den Kreislauf der zwölf Monate oder darauf zurückzuführen ist, daß ursprünglich diese Zahl, wie später die Zehn, die Grenze für Zahleinheiten war. Besonders häufig erscheint in der Sage die Zwölfzahl bei den Begleitern kühner Helden: Walther und Osid haben in der Thidhreksaga je 12 Begleiter, ebenso Beowulf; Hrolf Kraki hat 12 Berserker, Dietrich 12 Helden; 12 Mannen hüten dem Bur-

gundenkönig den Rosengarten, 12 starke Riesen sind die Freunde der Zwergenkönige Nibelung und Schilbung; Markgraf Rüdiger hat 12 Recken, Dankwart 12 Ritter, König Rother 12 Herzoge, Asprian 12 Riesen, Berchter 12 Söhne, Welf 12 Begleiter, Karl d. Gr. 12 Paladine.

482. Älter als die oben besprochenen genieteten Ringpanzer sind die leinenen oder ledernen, mit Hornschuppen besetzten Panzerhemden, welche noch zur Zeit Kaiser Heinrichs V. im Gebrauch waren und in den Epen nicht selten, und zwar besonders als Rüstung der Riesen und Heiden erwähnt werden. Eine andere Art Schuppenpanzer wurde nach Art der römischen aus übereinander gelegten und durch Nietung verbundenen kleinen Metallplatten hergestellt. Solche squamosi thoraces könnten an unserer Stelle gemeint sein; doch ist zu bemerken, daß in Glossen des 9. und 10. Jahrhunderts squama mit rinc übersetzt ist, so daß wir berechtigt sind, auch bei den Mannen Gunthers Ringpanzer anzunehmen.

483. Wenn wir bedenken, daß Hildegunde nach V. 267 die beiden Schreine mit so viel Spangen füllen sollte, daß sie einen derselben eben aufzuheben vermochte, so können wir das Gewicht des Schatzes an Gold und Edelsteinen auf etwa einen Centner anschlagen.

490—492. Der keltische Name Vosĕgus findet sich schon bei Cäsar, b. g. 4, 10, wo er außer dem heutigen Wasgenwalde auch die südwestliche Fortsetzung desselben (Monts Faucilles und Plateau von Langres) umfaßt. Durch Metathesis ist aus Vosegus = Vogesus, franz. les Vosges, und durch Anlehnung an das deutsche Wort Gau = Wasgau geworden, ein Name, der von dem Gebirge auf das ganze Land übertragen ist.

Auf Specklings Karte des Elsasses vom Jahre 1576 heißt es: „Das Wosagisch gebürg, darinn hat es die menig wilde pfert, Luxs, Beren, marder, katzen, Danhirsch, des andern gewilts ser vil." Während der französischen Herrschaft ist diese „menig gewilt" sehr zurückgegangen, doch hat sich unter der deutschen Forstverwaltung der Wildstand in erfreulicher Weise gehoben.

Der Wasgenwald war ein Leibgehege der merowingischen und karolingischen Könige, die dort besonders Büffel zu jagen pflegten. In der ersten Elegie des Ermoldus Nigellus an König Pippin († 838) sagt der Wasgau in einem Kampfgespräche mit dem Rheine V. 99 fg.:

„Könige sind es gewohnt, zu verkehren in meinen Revieren,
Wildbret jeglicher Art scheuchend empor auf der Jagd.
Siehe, da flieht zu dem Quell, von dem Pfeile getroffen, die Hirschkuh,
Und zu dem Bache begiebt dort sich der Eber voll Schaum."

502. Daß ermüdete Helden sich auf den Schildrand lehnen, um auszuruhen, findet sich öfters in den Epen, und in mittelalterlichen Darstellungen sieht man die schlafenden Wächter des heiligen Grabes in dieser Stellung abgebildet.

514. Die eisernen Sporen (vergl. Psychom. V. 253) der Merowingerzeit bestanden ähnlich den römischen aus einem Bügel mit kurzem Stachel und wurden vermittelst Riemen an der Ferse befestigt, und zwar, wie dies aus fränkischen und alemannischen Gräberfunden hervorgeht, nur des linken Fußes. Abbildungen des 12. Jahrhundert zeigen teils Ritter ohne Sporen, teils doppeltgespornte. Ein

allgemeines Rüſtſtück ſcheinen die Sporen erſt im Laufe des Jahrhunderts geworden zu ſein. Goldene oder vergoldete Sporen waren das Zeichen der erlangten Ritterwürde, und das Abhauen derſelben galt als eine entehrende Strafe. Die Stachelſporen hielten ſich bis ins 15. Jahrhundert, wurden aber ſchon frühe durch die Radſporen mehr und mehr verdrängt.

529. Das Heben oder „zu Halſe Nehmen" des Schildes iſt eine Vorbereitung zum Angriffe; bei friedlicher Abſicht hingegen ſenkt man den Schild.

555. Franci nebulones. Im klaſſiſchen Latein heißt nebulo (von nebula) Dunſtmacher, Windbeutel, Taugenichts; Bächtold: „windige Frankenſchelme." Der Ruhm der Franken war nämlich nicht fein, und ältere Schriftſteller klagen über deren Treuloſigkeit und Meineidigkeit. Es iſt daher nicht auffällig, wenn der alemanniſche Dichter auch ohne beſondere Veranlaſſung auf die ſattſam bekannte Charaktereigentümlichkeit des unbeliebten Nachbarſtammes hinweiſt.

Nach J. Grimm haben wir es hier mit einer Latiniſierung des fränkiſchen Beinamens Nibelungen zu thun, der hier zum erſtenmale vorkommt und in Walthers Munde einen treffenden Nebenſinn hat. Ahd. Nibulunc, Nibilung, mhd. Nibelunc, an. Niflûngr bedeutet einen Sohn des Dunkels, der nebligen Unterwelt, des nordiſchen Niflheim. Im Nibelungenliede iſt der ältere Nibelung, ein Zwergenkönig, der Beſitzer des berühmten Hortes und des Schwertes Balmung, und die Nibelungen ſind ſeine Söhne Nibelung und Schilbung nebſt deren Mannen, denen Siegfried Schatz und Waffe abgewinnt.

Im zweiten Teile des Gedichtes werden aber die Burgunden als Nibelungen bezeichnet, nach der gewöhnlichen Annahme, weil ſie nach Siegfrieds Ermordung Herren des Nibelungenhortes und damit Teilhaber des an demſelben haftenden Fluches geworden ſind. Die Beſitzer des Schatzes, der einſt den Unterirdiſchen mit Unrecht entfremdet ward, ſind als der Unterwelt verfallen, als Söhne Niflheims gedacht.

Nach W. Müller iſt jedoch der Name Nibelungen urſprünglich eine in geſchichtlichen Quellen allerdings nicht nachweisbare Bezeichnung einer fränkiſchen Herrſcherfamilie, nämlich der Pippiniden, bei denen er als Perſonenname urkundlich nachgewieſen iſt, und wie die Sage die Franken früher Merowinger, ſpäter nach Karl d. Gr. Kärlinge nannte, ſo heißen ſie in der Nibelungenſage, welche die Burgunden als Gibichungen kennt, nach den Vorfahren Karls Nibelungen; vergl. Mythologie d. dtſchn. Heldenſage S. 29 fg.

556. Auf den Schmuck des Helmes verwandte man ſchon in alter Zeit Sorgfalt. Im „Beowulf" wird der Helm „goldzier", „hell von Golde", „ſilberzier, fürſtenreifumfangen' genannt. Uralt iſt auch die Sitte, auf dem Helme einen beſonderen Zierat zu befeſtigen; ſo waren bei den Angelſachſen Eberbilder beliebt, während bei den Cimbern Federbüſche und bei den Skandinaviern Adlerfittiche als Helmſchmuck erwähnt werden. Walther trägt nach V. 334 einen roten Kamm (rubras cristas) und Skaramund einen Roßſchweif (V. 698) auf dem Helme. Doch ſcheint der Dichter dieſe Angaben der Äneis entlehnt zu haben; vergl. 9, 50; 10, 869; auch Pſychom. 117. Da Walther ſeinen Freund Hagen an dem ihm wohlbekannten Helme desſelben aus der Ferne erkennt, ſo müſſen

wir annehmen, daß dieser ein dem Träger eigentümliches Abzeichen hatte. Im „Rosengarten" C 1158 heißt es von Hagen:

einen silberwîzen vanen vuort er in der hant,
oben ûf sînem houpte zwei güldîn wisants horn.

Im „Biterolf" (V. 9818) führt er eine Burgzinne in der Fahne, während nach der Thidhreksſaga Kap. 184 ein Adler ſein Wappentier war: „Högni hatte ein Wappenzeichen auf dieſelbe Weiſe wie König Gunnarr, ſein Bruder; ſein Schild und ſeine ganze Rüſtung waren mit Silber belegt, und der Adler, der auf ſeinen Waffen ſtand, war mit roter Farbe gemalt. Wenn der mit dieſem Zeichen verſehene und mit Silber belegte Schild im Sonnenſchein emporgehoben ward, ſo glänzte und leuchtete er alſo, daß niemand lange Zeit dagegen ſehen konnte. Dieſe Einrichtung war weislich, wie von ihm zu erwarten war. Es iſt aber nun in den Sagen deutſcher Männer verboten, daß keiner einen ſilberbeſchlagenen Schild oder Buckeler im Zweikampf tragen ſoll. Sein Adler war nicht gekrönt, weil er nicht König war."

Der plaſtiſche Helmſchmuck, mhd. kroijier, zimier genannt, wird ſpäter ein unerläßlicher Zubehör der ritterlichen Ausrüſtung, und die Epiker vergeſſen nicht, ihn bei der Schilderung ihrer Helden zu erwähnen. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an finden wir dieſe oft ſonderbaren und abenteuerlichen Zierate, welche gewöhnlich das Wappenbild des Schildes darſtellen, häufig abgebildet, und noch heute ſind ſie ein weſentlicher Beſtandteil der Familienwappen.

562. Anerkennung und Vorwürfe ſeitens der Frauen galten bei unſern Vorfahren ſehr viel. Nach Tacitus' Germania Kap. 7 waren den Kämpfern die hinter der Schlachtreihe aufgeſtellten Frauen die ehrwürdigſten Zeugen ihrer Tapferkeit, und wurde die Anerkennung aus ihrem Munde als die höchſte betrachtet.

564. Walther demütigte ſich vor Gott, indem er „Venie fiel", d. h. ſich mit ausgeſtreckten Armen in Kreuzesform (mhd. enkriuzestal) auf die Erde warf, eine Ceremonie, der in den Epen öfters gedacht wird, und die auch noch bei den Flagellanten üblich war.

581. Kamalo iſt wahrſcheinlich Kürzung eines mit ahd. gamal = alt zuſammengeſetzten Namens wie Gamalbold, Gamalbert, Gamalfred oder Verkleinerungsform des Namens Gammo, zu gamal oder zu ahd. gaman = Freude gehörig. J. Grimm entſcheidet ſich für die adjektiviſche Bedeutung „der alte" und erinnert daran, daß in den ſpäteren Dichtungen Ortwin von Metz, Hagens Schweſterſohn, ausdrücklich mit dem Beiſatze „der junge" erſcheint, woraus geſchloſſen werden dürfe, daß jener Kamalo eigentlich Ortwin geheißen habe. „Biterolf" V. 6004 heißt es von ihm: der starp ze fruo in sînen tagen, und ſeine Witwe wird daſelbſt V. 2482 erwähnt.

582. Kamalo war Graf von Metz, der im Namen des Königs für Frieden und Recht zu ſorgen, die königlichen Einkünfte zu erheben und die Heerbannpflichtigen auszuheben und anzuführen hatte. Der Amtsbezirk der Grafen war der Gau. Einige hatten ihren Sitz in den Städten, denn dieſe waren im fränkiſchen Reiche nicht ſelbſtändig, ſondern dem Rechte nach den Dorfſchaften zu

vergleichen. Sie bildeten nur den Mittelpunkt eines Gaues, waren aber politisch nur ein Teil desselben.

Metz, ursprünglich Divódurum = „Götterburg" geheißen, was auf ein altes Kultuscentrum deutet, war einst Hauptstadt der keltischen Mediomatriker und wurde später Mettis genannt, ein Name, der aus dem ersten Teile des gen. Völkernamens gebildet ist. Nach dem Untergange des römischen Reiches war Metz als Hauptstadt von Austrasien und Residenz fränkischer Könige ein bedeutender Ort. Vergl. V. 644.

583. Schon den gewählten Fürsten der germanischen Völkerschaften wurden nach Tacitus Geschenke dargebracht. Später verehrte man auch den Königen alljährlich zu bestimmten Terminen, bei den Franken gewöhnlich auf den Reichsversammlungen, Gaben, welche sich aus freiwilligen allmählich in pflichtige verwandelten. Sie bestanden nun nicht mehr wie früher aus einfachen Landesprodukten, sondern aus wertvollen Dingen und wurden von Bistümern, Kirchen und Klöstern, sowie von den weltlichen Großen entrichtet. Ob zu karolingischer Zeit noch das ganze Volk oder nur die Großen solche Geschenke darbrachten, ist nicht ausgemacht. Vielleicht pflegten die Grafen alljährlich die Gaben einzusammeln und dann im ganzen auf der Reichsversammlung abzuliefern.

587. Dergleichen stehende Fragen pflegte man an Fremde zu richten, doch war es Sitte, solche Erkundigungen nicht gleich beim Empfange derselben einzuziehen. Auch hatte Walther die Gastfreundschaft des Frankenkönigs gar nicht beansprucht, so daß er die Frage nach seiner Herkunft als zudringliche Neugier bespötteln konnte. Übrigens ist zu bemerken, daß der Held ohne weiteres dem Kamalo Bescheid giebt, wie auch im alten Hildebrandsliede Hadubrand anstandslos dem ihm unbekannten Vater vor dem Kampfe die Frage nach seiner Herkunft beantwortet. Dies entspricht der Sitte der älteren Zeit, während es später ritterliche Gepflogenheit ist, unter ähnlichen Umständen auf Fragen nach Namen und Geschlecht die Antwort zu verweigern, um sich nicht den Anschein zu geben, als ob man einem Kampfe ausweichen wolle.

618. Daß der König als Oberhaupt des Staates gleich dem der Familie mit „Vater" angeredet wird, findet man auch in Dichtungen der Karolingerzeit; ebenso wird in der Ecbasis captivi der Löwe als König der Tiere „Vater" genannt.

Den Gefolgsmannen von der auf Kriegs- und Raubzügen gewonnenen Beute freigebig mitzuteilen, war schon bei den germanischen Fürsten Ehrenpflicht. Gunther soll hier die gewonnenen Bauge seinen Begleitern nicht nur als Eigentum überweisen, sondern der alten Sitte gemäß sich der Schmucksachen auch sinnlich entäußern, indem er die zu Beschenkenden eigenhändig damit schmückt. Vergl. Nib. 1706: dar ûz nam si (die Markgräfin Gotelint) zwelf pouge und spien s'im an die hant.

621. Vorbedeutende, von der Gottheit gesandte Träume, besonders solche, die ein Unglück voraussagen, spielen wie in den antiken so auch in den deutschen Sagen und Dichtungen eine große Rolle. Ort und Zeit sind dabei von Bedeutung; nach Mitternacht sind die Träume am zuverlässigsten. Gewöhnlich

wird die Zukunft durch Bilder angedeutet, in denen wie hier Tiere handelnd auftreten.

629. Der Name Hagathie (aus hagu und got. thius, ahd. dëo Knecht) ist nach Müllenhoff gleichbedeutend mit ahd. hagustalt und bezeichnet den wehrhaften, tüchtigen, geschickten Mann und Waffengefährten. Vergl. die Erklärung des Namens Hagen in der Anmerkung zu V. 1351.

In der Heldensage finden wir diesen gewiß alten Namen sonst nicht, vielmehr wird Hagens Vater dort Aldrian genannt. Das Nibelungenlied kennt ihn als einen tapferen Mann Etzels, der bei ihm lob und michel êre gewan, Str. 1755.

630. Der unberechtigte Vorwurf der Feigheit, „Argheit", war die ehrenrührigste Beschimpfung für den Germanen. Nach langobardischem Rechte konnte dieselbe nicht mit Geld gebüßt werden, sondern es war in diesem Falle durch Zweikampf das Recht zu finden; vergl. auch das Hildebrandslied V. 58 fg.

656. Da es bei den Juden als eine religiöse Pflicht galt, dem armen Volksgenossen unentgeltlich zu borgen (Psalm 15, 5; 37, 26 u. a. a. O.), so wurde auch von der christlichen Kirche schon früh das Zinsennehmen verboten, und im Jahre 443 erklärte Papst Leo d. Gr. dasselbe auch für Laien als verdammenswert. Seit Karl d. Gr. wurde dieser Grundsatz durch die weltliche Gesetzgebung unterstützt, unter Ludwig d. Fr. ist er als allgemein gültig ausgesprochen, und noch Luther meinte, daß der Zinskauf (Rentenkauf) gewißlich das größte Unglück deutscher Nation und vom Teufel erdacht sei. Bei dem schlechten Ansehen, in welchem das meist den Juden überlassene Ausleihen auf Zinsen im Mittelalter stand, liegt in Walthers Worten ein arger Spott.

658. Gewisse, im einzelnen genau begrenzte Vergünstigungen waren dem Reisenden gestattet, um, wenn er keine Unterkunft fand, Speise für sich und Futter für sein Pferd zu beschaffen. Eine Verordnung, nach welcher er Feuer anmachen, sein Pferd füttern und Zweige abhauen konnte, findet sich bereits im westgotischen Gesetzbuche. Auch die späteren Weistümer bewilligen dem Reisenden allerhand Freiheiten: er darf sich z. B. 3 Äpfel vom Baume brechen, 3 oder 4 Trauben in die Hand schneiden, den Handschuh voll Nüsse pflücken, auch fischen, wie Walther that, ein Feuer machen auf den Staden und die Fische da sieden, sie aber nicht aus der Mark tragen. Vergl. Altenstatter Weistümer bei Grimm, Rechtsaltertümer, S. 401.

662. An Recht und Frieden des Staates nimmt nur der Volksgenosse teil; daher hat der Fremde, wenn er nicht Gut und Leben wagen will, den Schutz (mundium) des Landesherrn, der Recht und Frieden handhabt, nötig und muß sich denselben unter Umständen erkaufen. Walther erkennt die Berechtigung des Königs, von ihm einen Zoll zu fordern, zwar an, doch erscheint ihm die brüske Geltendmachung jenes Rechtes wenig ehrenvoll.

687—688. Man hat den lateinischen Text auch so verstanden, daß Kimo der Bruder Kamalos gewesen sei; doch macht der Vergleich mit V. 1008, wo auch zwei Namen für eine und dieselbe Person angeführt werden, wahrscheinlich,

daß der Neffe Kamalos einen Doppelnamen führte, wie solche uns in alten Urkunden nicht selten begegnen.

Kimo, ein abgekürzter Name, gehört vielleicht zu ahd. kîmo Keim, Sproß, oder an. gîma Spalt, Riß, geimi Schlund, Meer; Skaramund ist von ahd. scara Schar oder scâra Schwert und munt Hand, Schutz abzuleiten. Beide Namen sind der Heldensage sonst unbekannt.

690—691. Nach Tacitus' Germania Kap. 21 war es die heiligste Pflicht der ganzen Sippe, den Mord oder Totschlag eines Familiengliedes zu sühnen. Dem nächsten männlichen Verwandten gebührt es, Blutrache (Rache von got. vrikan verfolgen) zu nehmen, doch nicht durch heimlichen und hinterlistigen Mord, sondern durch offene Fehde (ahd. fêhida Feindschaft, Streit, Verfolgung). Sogar die weiblichen Familienglieder sind unter Umständen zur Blutrache verpflichtet; so führt Kriemhilde, um den erschlagenen Gatten zu rächen, den Untergang ihres ganzen Geschlechtes herbei. Vergl. Anm. zu V. 1263.

695. Besonders zum Wurfe geeignete leichtere Speere, ahd. gêr, kêr oder auch spërilîn.

702. Walther sieht im Bewußtsein seines Rechtes dem Ausgange des ihm aufgezwungenen Kampfes getrost entgegen, denn nach dem Glauben der Germanen standen die Götter den Kämpfern als Richter zur Seite; vergl. Tacitus' Germ. Kap. 7. In dem angelsächsischen Waldere-Liede spricht Hildegunde zu Walther: „Darum sollst du Gunthers Geprahle beugen, dafür daß er dies Schlagen anhub mit Unrecht zuerst zu suchen." Daß es für unrecht galt, den Frieden zu brechen und den Streit anzufangen, ergiebt sich auch aus V. 1287—88.

716. Der Stich unter das Kinn, dâ der helm gestricket ist, war in der That sehr geeignet, den Gegner sattellos zu machen, und daher auch in den späteren Turnieren beliebt.

718. Dem überwundenen Feinde das Haupt abzuschlagen und dasselbe als Siegeszeichen davonzuführen, war bei den alten Germanen Sitte, wie dies noch heute bei wenig civilisierten Völkern der Fall ist. Germanicus fand beim Besuche des Schauplatzes der Varianischen Niederlage die Bäume mit den abgehauenen Köpfen erschlagener Römer geziert; Tac. ann. I, 61. Das abgeschlagene Haupt des Varus sandte Arminius an den Markomannenkönig Marbod, und nach Frontinus II, 9, 4 ließ er einst auf Lanzen befestigte Römerköpfe gegen den feindlichen Wall tragen. Vergl. auch Äneis 9, 331; 10, 554; 12, 382; Psychom. 282.

725. Der Name Werinhard, von ahd. warjan wehren, schützen oder warôn bewahren, behüten und ahd. hart stark, kräftig, kühn, kommt in der Heldensage sonst nicht vor.

727 fg. Eine sicher auf den Dichter zurückzuführende Anlehnung an die oben (Anm. zu V. 27) erwähnte Sage von der trojanischen Herkunft der Franken. Die Verse sind dem Virgil entnommen bezw. nachgebildet; vergl. Äneis 4, 495 fg.

Pandarus, Führer der troischen Lykier, „der glänzende Sohn des Lykaon, dem den Bogen Apollon selber verliehen" (Homers Ilias 2, 826), wurde von

Athene in Laodokos' Gestalt aufgereizt, einen Pfeil auf Menelaos abzuschießen und durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten den Abschluß eines Friedens zwischen Trojanern und Griechen zu verhindern (Ilias 4, 70 fg.). Der verwundete Menelaos wurde von Machaon geheilt. Später verletzte der berühmte Schütze den Diomedes durch einen Pfeilschuß an der Schulter und schleuderte dann vergebens seine Lanze auf ihn, worauf er durch einen Speerwurf des Gegners getötet wurde. (Ilias 5, 95 fg.).

730 fg. Über die Beschaffenheit der altdeutschen Bogen (ahd. pogo) und Pfeile (ahd. strâla und pfîl = lat. pilum) belehrt uns u. a. der Fund am Lupfen bei Oberflacht in Württemberg, wo in Baumsärgen 8 zum Teil wohlerhaltene, 6—7 Fuß lange, leicht gekrümmte Bogen aus Eibenholz (Taxus baccata) mit stark hervortretenden Griffen entdeckt wurden. Die zu denselben gehörigen Pfeile haben eine Länge von 2 Fuß und sind mit eisernen Spitzen versehen. Die uns sonst erhaltenen zahlreichen Pfeilspitzen sind von verschiedener Form: vierkantig, rautenförmig, blattförmig und widerhakig und teils mit einem Dorne zum Einstecken in den Schaft, teils mit einer Tülle versehen. Die Köcher (ahd. chochar, chochari), welche man an der Hüfte trug, waren aus Holz gefertigt, mit Leder oder Fell überzogen und oft außen schön verziert und inwendig gefüttert.

Bogen und Pfeile waren bei unsern Altvordern beliebte Waffen. Der kühne Ase Ali oder Wali war ein guter Schütze; das Gleiche rühmt die Sage von verschiedenen Helden, z. B. Beowulf, Toko, Siegfried. Zur Zeit Karls d. Gr. war jeder Heerbannpflichtige gehalten, außer Lanze und Schild einen Bogen mit 2 Sehnen und 12 Pfeilen zu führen; in der höfischen Zeit hielt man es jedoch für unehrlich, den Feind durch Schüsse zu töten, und man bediente sich damals in ritterlichen Kreisen des Bogens nur auf der Jagd und bei Waffenübungen. Hornbogen werden in den Epen öfters den Heiden (Hunnen und Sarazenen) beigelegt.

751. Der Dichter hat hier wie in V. 981 den sterbenden Recken Züge Virgilianischer Krieger (vergl. Äneis 10, 523, 536, 554, 595; 12, 294) verliehen, die jenen nicht zur Zierde gereichen. Den germanischen Helden war die Furcht vor dem Tode im Kampfe fremd; war er ihnen doch wie dem Muselmann ein Mittel, der Freuden des Paradieses teilhaftig zu werden, weswegen greise Helden, denen es nicht vergönnt war, im Kampfe zu fallen, sich selbst die Adern öffneten, um nicht den unblutigen „Strohtod" auf dem Bette zu sterben und dann zur bleichen Hel zu gelangen. „Von dieser Unerschrockenheit und diesem Gefaßtsein im Tode sind die nordischen Bücher voll. — — Man faßte den Tod nicht wie ein Ereignis außerhalb des Lebens, sondern als einen notwendigen Teil davon; darum bangte man auch nicht vor ihm. Und dazu half vor allem eines: das starke Ehrgefühl. Ein Leben in Unehre ist kein Leben; wer aber den Tod in Ehren liebt, lebt so lange die Norderlande stehen werden." Weinhold, altnordisches Leben S. 317 fg. Ekkehard war nicht berechtigt, den wackeren Gegnern Walthers, die sich so ritterlich, als wäre es ein Spiel, um die Wette in den Kampf mit dem furchtbaren Gegner stürzen, eine solche Todesverachtung und ein solches Ehrgefühl abzusprechen und sie kläglich

um Schonung winseln zu lassen. Seine fehlerhafte Charakterzeichnung wird dadurch nicht besser, daß sie die gepriesene Antike zum Vorbilde hat.

756. Eckefried von ahd. ekka Ecke, Schneide, Schwert, oder mhd. ege Schrecken und fridu Friede, Sicherheit, Schutz.

758. Wer sich eines Totschlags schuldig gemacht hatte, wurde als Friedensbrecher betrachtet und, wenn er selbst die Zahlung der gesetzmäßigen Buße oder die Sippe des Erschlagenen die Annahme derselben verweigerte, der Rache der Familie preisgegeben, die er um so mehr zu fürchten hatte, je zahlreicher und mächtiger die Blutsverwandtschaft des Toten war. Der Totschläger war in diesem Falle aus der Friedensgenossenschaft des Stammes ausgeschlossen, hatte „die Fehde zu tragen" und konnte als „faidosus", wo er außerhalb seines Hauses oder des Tempelbezirkes (der Kirche) betroffen wurde, von dem Rächer ungestraft erschlagen werden.

In späterer Zeit tritt statt des Einzelnen die Genossenschaft der freien Männer bezw. der König als Hüter und Rächer des Friedens auf, und es trifft statt der Fehde den Verbrecher die Strafe oder, falls man seiner nicht habhaft werden kann, der Bann, d. i. Erklärung der Friedlosigkeit. Wer sich der Fehde oder der Strafe entziehen will, muß entweder als Ausgestoßener, als wargus, wie der von jedermann verfolgte Wolf umherirren oder den Frieden einer fremden Volksgenossenschaft zu erlangen suchen, wie Eckefried sich in den königlichen Schuß Gunthers begeben hat.

763. Faunus wird in alten Glossen mit Schrat übersetzt. Die Schrate, auch Waldluder, Waldmänner genannt, sind wilde, rauhe, zottige Waldgeister, deren Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind. Sie hausen einzeln in Wäldern wie der Katzenveit auf dem Fichtelgebirge, der Gübich im Harz und der launenhafte Rübezahl im Riesengebirge. „Eine Wildschur um die Lenden, Eine Kiefer in der Faust", finden wir die „wilden Männer" als Schildhalter des preußischen und anderer Wappen und auf dem Avers der braunschweigischen „Wildemannsthaler" dargestellt. Unsere Stelle ist ein Beweis dafür, daß man in älterer Zeit sich den Schrat als groß vorstellte, denn unmöglich hätte Eckefried den stattlichen Walther mit einem Schrate vergleichen können, wie man ihn sich später dachte, dem kleinen, heiteren, neckischen Schrätlein.

765. Das Wort „keltisch" bedeutet hier so viel wie ausländisch, fremdartig und bezieht sich auf die Unterschiede im Vokalismus und Konsonantismus, die zur Zeit Ekkehards ebenso wie heutigen Tages die nieder- und oberdeutschen Mundarten charakterisieren. Die von Oberlant, dort her von Zürich und von dem Bodensêwe, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sahsen, unde sint ouch an den siten ungelîche und an den kleidern. Bertholds von Regensburg Predigten I, 250, 39. Simrock deutet in seiner Übersetzung eine Eigentümlichkeit des sächsischen Dialektes an, wenn er Walther zu Eckefried spottend sagen läßt: „Listfahle, zum Geschenke schickt dir der Skrat diesen Skaft."

766. Daß die Sachsen sich nach der Meinung anderer deutschen Stämme gleich den Schwaben durch Possentreiben auszeichnen (ludendo praeire), hat der Verfasser bislang nur an dieser Stelle des Waltharius gefunden.

772. Der Schußriemen, amentum (vergl. Pſychom. 324), iſt ein in der Mitte des Wurfſpeeres feſtgebundener Riemen, vermittelſt welches dem Geſchoſſe eine rotierende Bewegung verliehen wird.

781. Da es ſich hier nicht um einen Volkskrieg handelt, von deſſen Beute der König als Herzog ebenſo wie die Mitglieder des Heerbannes nur einen beſtimmten Anteil erhält, ſondern um einen Raubzug, zu dem ein Senior ſeine Gefolgsmannſchaft aufgeboten hat, ſo gehört die geſamte dabei gemachte Beute dem Könige, der ſelbſtverſtändlich als milder Herr ſeinen Mannen einen angemeſſenen Anteil zukommen laſſen wird.

782. Die übrigen Epen kennen keinen Helden, Namens Hadawart (von ahd. hadu Krieg und wart Hüter, Wächter), doch wirft W. Grimm, Heldenſage 3. A. S. 129 die Frage auf, ob nicht irgend ein Zuſammenhang ſei zwiſchen Eckefried und Hadawart des Waltharius und den beiden Fürſten Irnfried von Thüringen und Hawart von Dänemark, die wir im Nibelungenliede an Etzels Hofe finden. J. Grimm ſpricht ſich mit Recht gegen dieſe Zuſammenſtellung aus.

793. Man kann annehmen, Hadawart meine, daß ſein Feind durch Zauber unverwundbar gemacht worden ſei. Dieſer Aberglaube iſt uralt. Odhin ſelbſt gilt als Erfinder der zauberkräftigen Runenlieder, und im „Hawamal" Str. 151 ſingt der Gott:

„Ein fünftes (Zauberlied) kenn ich: fliegt ein Pfeil gefährdend
Übers Heer daher,
Wie hurtig er fliege, ich mag ihn hemmen,
Erſchau ich ihn nur mit der Sehe."

Die angebliche Kunſt, „feſt" gegen Hieb und Schuß oder „gefroren" zu machen, iſt auch in neuerer Zeit nicht unbekannt, und dieſem Zwecke dienende Segen ſind zahlreich überliefert. Eine beſondere Art des Feſtmachens iſt die ſogenannte „Paſſauer Kunſt", die im Jahre 1611 von Kaſpar Neidhardt, Henker zu Paſſau, erfunden ſein ſoll; ſeine mit Fledermausblut beſchriebenen Zettel wurden als Amulette am linken Arme getragen. Gegen Pfeile und Kugeln ſchützende „Nothemden" müſſen auf Chriſttag von einer reinen Jungfrau geſponnen, gewoben und genäht werden. Auch „eine Salbe von Hexenkraut, Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut," dient zum Feſtmachen.

794. Der Gebrauch vergifteter Pfeile gegen Landsleute wird im ſaliſchen und bajuwariſchen Geſetze bei Strafe unterſagt. Über die Art des Pfeilgiftes iſt uns in älteren deutſchen Quellen nichts überliefert. Die Gallier bedienten ſich nach Plinius (nat. hist. 27, 11 (76)) zu Jagdzwecken eines aus der Pflanze limēum (Ranunculus Thora L.) bereiteten Pfeilgiftes, welches nur auf das Blut einwirkte und für den Magen unſchädlich war. Die Bewohner der Alpen, in denen die genannte Pflanze wächſt, betrieben mit dem präparierten Safte derſelben noch im 16. Jahrhundert Handel.

798. Den Schild im Stiche zu laſſen, durch deſſen feierliche Überreichung in der Volksverſammlung der junge Germane wehrhaft gemacht wurde, und der überall ſein ſteter Begleiter war, galt für die allergrößte Schande. Die Auf-

forderung Hadawarts, Walther möge ihm die Waffe herausgeben, ist daher eine überaus schmähliche Zumutung und macht die dringenden Worte erklärlich, mit denen der Held sich selbst ermahnt, alle Kräfte bis aufs äußerste anzustrengen, um sich den Schild nicht entreißen zu lassen.

Während die gewöhnlichen Schilde nur geringen Wert hatten (vergl. Anm. zu V. 1276), waren die der Fürsten reich mit Gold, Silber und Steinen geschmückt. Zur Verzierung bediente man sich aber vor allem der Farben, und schon Tacitus meldet (Germ. Kap. 6), daß die Germanen ihre Schilde mit den ausgesuchtesten Farben unterschieden. (Vergl. übrigens auch die picti scuta Labici Äneis 7, 796 und picta arma das. 8, 588; 11, 660; 12, 281.) Als solche werden in den verschiedenen Quellen schwarz, weiß, gelb, braun, rot und besonders oft grün genannt. Von diesem farbigen Grunde hoben sich die besonderen Schildzeichen ab, teils Arabesken wie auf den Abbildungen germanischer Schilde auf römischen Bildwerken, teils andere, vornehmlich Tierfiguren, die wahrscheinlich in früherer Zeit ebenso wie später beliebt waren. Doch sind diese Bilder ursprünglich nur willkürlich gewählte Abzeichen einzelner Personen und nicht Familienwappen, die vor dem 11. Jahrhundert nicht nachzuweisen sind und erst im 12. und 13. zahlreicher werden. Die jüngeren Epen übertragen allerdings die späteren Sitten auf die Vorzeit und berichten ausführlich über die Abzeichen der alten Helden, die jedoch auch hier mehr als Feldzeichen denn als Familienwappen gelten. Im „Rosengarten" D 1500 trägt Walther einen lewen von lâsûre im Schilde.

803. Das Vermögen, eine andere Gestalt anzunehmen, haben ursprünglich die Götter, aber auch die Menschen können durch Zauber sowohl andere verwandeln als auch selbst durch Anlegung eines Zauberhemdes (Wolfshemdes, Schwanenhemdes), eines Gürtels oder eines Ringes Tiergestalt annehmen, besonders die von Wölfen (Werwölfen), Katzen und Vögeln.

Odhin z. B. verwandelt sich, um Suttungs Met zu gewinen, in einen Wurm und darauf in einen Adler und wird von dem Eigentümer, der sein Adlerhemd angelegt hat, in der Gestalt dieses Vogels verfolgt. Die Verwandlung in Wildgänse, Schwäne, Habichte und Krähen wird in Sagen oft erwähnt. Man vergleiche übrigens die Worte, welche Äneas an seinen Gegner Turnus richtet; Äneis 12, 892.

815. Unter dem Elfenbeine ist der elfenbeinerne Handgriff des Schildes zu verstehen.

820. Vergl. Anm. zu V. 1276.

843. Diese symbolische Handlung findet sich bei verschiedenen Völkern. Vergl. 2. Lied von Helgi dem Hundingstöter Str. 29:

„In der Frühe fiel bei Fiöturlundr
Der Edlinge edelster unter der Sonne.
Viel Fürsten setzt' er den Fuß auf den Hals."

Auf römischen Münzen sieht man den Kaiser oder die Siegesgöttin dargestellt, wie sie mit einem Fuße den Barbaren auf den Hals treten, und von

dem Perserkönige Sapor wird erzählt, daß er, so oft er zu Pferde stieg, dem im Jahre 260 gefangen genommenen römischen Kaiser Valerian den Fuß auf den gekrümmten Nacken gesetzt habe. Shakespeares „Macbeth" IV, 3: When I shall tread upon the tyrant's head Or wear it on my sword — —.

846. Der in der Heldensage sonst nirgend genannte Name Patafried ist abzuleiten von an. bödh, agf. beadu (ahd. patu) Kampf und ahd. fridu Friede, besonders im Sinne von Sicherheit, Schutz.

848. Daß bei den alten Deutschen die Verwandtschaft zwischen Neffen und Oheim mütterlicherseits als eine besonders nahe betrachtet wurde, sagt auch Tacitus Germ. Kap. 20. Diese Anschauung geht auf jene uralte gynäokratische Periode zurück, in der man noch keine festen ehelichen Verbindungen kannte und bei der Unsicherheit der Vaterschaft die Mutter als das Familienoberhaupt ansah, also statt des späteren Patriarchats das Matriarchat bestand. Man gab dem Sohne oft den Namen des Mutterbruders und empfahl ihn diesem gern zur Erziehung und zum Schutze. Wie hier Hagen um Patafried so ist der alte Hildebrand im Nibelungenliede um seinen vorlauten und voreiligen Neffen Wolfhard besorgt, als dieser sich auf den kühnen Volker stürzen will, und in „Alpharts Tod" warnt er vergebens den anderen Sohn seiner Schwester, den jungen Alphart, allein auf die Warte zu ziehen.

851. Den griechischen Parzen entsprechen in der nordischen Mythologie die drei Schicksalsgöttinnen Urd, Werdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), „Nornen" genannt, „die Mädchen, welche aller Menschen Lebenszeit bestimmen" und an Urds Brunnen bei der heiligen Weltesche in einem Saale wohnen. Bei den Deutschen werden die drei Schwestern „Heilrätinnen", „Feinen" (Feen), „Metten" (die Abmessenden), „Schepfen" (die das Schicksal Schaffenden) oder „Gachschepfen" (die ein jähes Schicksal Schaffenden) genannt, welche in vielen Sagen und Kinderliedern eine Rolle spielen. Sie spinnen und weben das Schicksalsgewand und schnüren die Schicksalsfäden („Mädchensommer", „Altweibersommer").

In der Innsbrucker Waltharihandschrift, in welcher sich über dem Worte Parcae „die schephen" geschrieben findet, scheint der Versuch gemacht zu sein, die Stelle der deutschen Auffassung anzupassen, denn es ist dort statt (fila) legunt geschrieben ligant, was man auf das Knüpfen der Schicksalsfäden oder auch auf das Weben des Schicksalsgewandes beziehen könnte. Allein die deutschen Göttinnen verrichten ihr Geschäft bei der Geburt des Kindes, während die antike Vorstellung, daß die Parzen den Lebensfaden beim Tode des Menschen zu Ende spinnen und abschneiden, allein der im Waltharius geschilderten Sachlage entspricht.

857. Die von Hagen über die verderblichen Folgen der Habsucht angestellte Betrachtung, welche nach Geyder „den ruhigen, epischen Gang des Gedichtes auf eine ungehörige Weise unterbricht", trägt allerdings einen lehrhaften, geistlichen Charakter, erinnert aber gleichzeitig an den Fluch des Goldes, den die Sigurdsage in der älteren Edda (vergl. Simrock S. 189 fg.) veranschaulicht. Zweites Lied von Sigurd dem Fafnirstöter Str. 5:

„Nun soll das Gold, das Gustr hatte,
Zweien Brüdern das Ende bringen
Und der Edelinge acht verderben:
Mein Gold soll keinem zu gute kommen".

Lied von Fafnir Str. 9:

„Aber eins verkünd' ich dir:
Das gellende Gold, der glutrote Schatz,
Diese Ringe verderben dich!"

861. „Sô der man ie mê gewinnet,
Sô erz guot ie sêrer minnet."

867. Niflheim, die Nebelwelt, der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen, ist nach germanischem Glauben ein im Norden, tief unter der Menschenwelt gelegener Raum (ahd. hellagrund), eine Vorstellung, welche auch das Christentum beibehielt. Im Waltharilliede vermengen sich übrigens antike und christliche Anschauungen über das Jenseits, denn während in V. 526 und 1057 der Tartarus und V. 913 und 1327 der Orcus als gemeinsamer Aufenthaltsort aller Verstorbenen gedacht wird (nach germanischem Glauben gelangen nur die im Kampfe Gefallenen nicht zur Hel, sondern zu Odhin nach Walhalla), ist in V. 867 bezw. 1167 deutlich unterschieden zwischen dem Erebus, wo die Verdammten Feuerpein (ahd. hellawîzi) erleiden, und den himmlischen Reichen der Seligen.

872. Auch in „Alpharts Tod" wird, als der junge Held auf die Warte reiten und sich allein in große Gefahr begeben will, als letzter Beweggrund zum Bleiben vergeblich die Rücksicht auf seine Mutter (in diesem Falle allerdings Muhme und Pflegemutter) und sein ihm jüngst angetrautes Weib angeführt, und zwar von den betreffenden Personen selbst.

876 fg. Wenn in den deutschen Epen die Helden auch körperliche Schmerzen standhaft und lautlos ertragen und noch über dieselben zu scherzen vermögen (vergl. V. 1423), so geben sie dagegen ihren Seelenleiden sehr oft in leidenschaftlicher Weise Ausdruck, abweichend von den nordischen Recken, welche den seelischen Schmerz auch bei dem Tode lieber Freunde und Verwandten in der Brust zu verschließen wissen. Vergl. übrigens des Dichters Vorbild Äneis 4, 30 und Ecl. 3, 79.

893. Bei heftiger Gemütsbewegung strömt nach mittelalterlicher Vorstellung das Blut vom Herzen nach der Seele, die man sich als ein vom Körper gesondertes persönliches Etwas dachte. So heißt es bei Reinmar d. A., Bartsch, Dtsche. Liederdichter XV, 220 fg.:

Dô man mir seite, er wære tôt,
zehant wiel mir daz bluot
von herzen ûf die sêle mîn.

899. Der Keiler pflegt, wenn er sich in Gefahr befindet oder verwundet ist, zu schnaufen und zu „wetzen", indem er die Hauer der unteren Kinnlade an den Eckzähnen der oberen klappernd reibt, ein Zustand, in welchem das Tier

sehr gefährlich ist, und der gewöhnlich seinem wütenden Angriffe vorausgeht. Auch sonst werden in den Epen die wütenden Kämpfer mit Ebern verglichen.

909. Walthers Speer muß wie das römische Pilum auch an seinem unteren Ende eine Spitze gehabt haben.

914. Der erste Teil des Namens Gerwit, den die Heldensage nicht kennt, ist unzweifelhaft ahd. kêr, mhd. gêr Wurfspeer, während der zweite zu wind weiß, glänzend, oder auch zu wît weit gehören kann. Der Stamm wid scheint sich auch mit anderen (wîg Kampf, wih Heiligtum) vermischt zu haben.

918. Die zweischneidige Axt (bipennis) wurde sowohl zum Wurfe als auch zum Nahekampfe gebraucht. Die bisherigen Übersetzer haben die Stelle so aufgefaßt, als ob Gerwit sein Beil Walther nach dem Kopfe geworfen habe. Doch wird V. 931 Gerwits kürzere Waffe ausdrücklich dem langen Speere seines Gegners entgegengesetzt, und da nirgends gesagt ist, daß er zu einer andern Waffe gegriffen habe, so muß er die Streitaxt auch bis zum Ende des Kampfes in der Hand behalten haben.

Die Streitaxt wurde zwar, wie auch unser Dichter bezeugt, vorzugsweise von den Franken geführt und daher Francisca genannt, doch ist sie auch bei den anderen deutschen Stämmen teils durch Geschichte und Dichtung, teils durch Gräberfunde nachgewiesen. Später wurde sie durch das Schwert mehr und mehr verdrängt, und auch Ekkehard macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die bipennis vor seiner Zeit gebräuchlich war.

Eine Doppelaxt ist uns nach Lindenschmit nicht erhalten; doch befindet sich ein solche aus Bronze im naturwissenschaftlichen Museum zu Weimar. Die in fränkischen Gräbern gefundenen, ziemlich leichten, einschneidigen, 14—16 cm langen Axtklingen sind nach aufwärts geschwungen und hatten wahrscheinlich einen kurzen, leicht nach rückwärts gekrümmten Stil. Einige Fundstücke zeigen eine den heutigen Äxten ähnliche schmale, gerade Form, wieder andere haben sehr breite Schneiden, zum Teil solche, die unserem Zimmermannsbeile gleichen.

956. Wettläufe wurden bei den Germanen von früh auf geübt und waren besonders bei den Nordländern beliebt; man vergl. „Gylfaginning" Kap. 46, wo Thialfi, Thors Begleiter, sich mit Hugi (dem Gedanken) in der „guten Kunst" des Wettlaufens mißt. Auch in höfischer Zeit pflegten sowohl Knaben als Erwachsene sich wie in anderen Leibesübungen so auch im Laufen zu messen; z. B. läßt sich im Nibelungenliede Siegfried von Hagen und Gunther bereden, mit ihnen um die Wette nach dem verhängnisvollen Brunnen zu laufen. Auch Wettrennen zu Pferde um eingesetzte Preise waren bei den germanischen Stämmen nicht unbekannt und vorzüglich im Norden üblich.

963. Randolf, ein der Heldensage unbekannter Name, aus ahd. rant Schild und wolf Wolf zusammengesetzt; er ist schwerlich identisch mit Randolt von Ankona, wie J. Grimm meinte.

965. Wieland, an. Völundr, in der Thidhrekssaga Vêlint, agf. Vêland, altfranz. Galans genannt (von altnordisch *vél* artificium; der Name bedeutet „geschickt in der Anfertigung von Kunstwerken"), nach J. Grimm ursprünglich ein die menschliche Natur überschreitender Waldgott, Sohn des Wasserriesen Vadi,

ahd. Wato, und der Meerfrau Wâchilt, wurde von seinem Vater bei dem kunstreichen Zwerge Mîme, Mîmir, in die Lehre gegeben und „war der kunstreichste Mann, von dem man in alten Sagen weiß". Er zimmerte aus einem Baumstamme das erste Boot und entfloh, von König Nîdudr (Nîdung) gelähmt, aus dessen Gefangenschaft mit Hülfe des von ihm erfundenen Flügelkleides. Des Königs Tochter Baduhilt gebiert ihm den sagenberühmten Wittich. Wieland ist als Verfertiger von berühmten Schwertern (Mimming, Adolake u. a.), Helmen, Rüstungen und Bechern bekannt. Wieland bedeutet dann auch einen kunstfertigen Schmied überhaupt und Wielandia fabrica wie „Beowulf" 455 Vêlandes geveorc und ähnlich ἔργον Ἡφαίστοιο Odyss. 4, 617 und 15, 116 demnach eine ausgezeichnete Schmiedearbeit. Doch haben wir hier eine solche allgemeine Bedeutung wohl nicht anzunehmen, da sich in der Waltherſage deutliche Beziehungen auf die Person Wielands finden: die angelsächsischen Waldere-Bruchstücke nennen Vêlandes gevorc, das Schwert Mimming, und Wielands Sohn Vidga = Wittich.

971. Auch Wolfdietrich werden von seinem Gegner, dem Heidenkönige Belian, im Kampfe mit dem Wurfmesser zwei Locken fortgeschnitten, und im Rolandsliede V. 8531 schlägt König Paligan dem Kaiser Karl den Helm samt dem Haar vom Haupte. Beide bleiben aber wie Walther im übrigen unverletzt.

Bei unsern Altvordern waren lange, bis auf den Nacken herabwallende Haare das Abzeichen des edlen und freien Mannes, und besonders die merowingischen Könige zeichneten sich durch lange Locken aus, weswegen sie criniti genannt wurden. Zur Zeit der Karolinger pflegten die Franken das Haar nach römischer Sitte zu verschneiden, doch kam in der Folge wieder die alte Tracht zu Ehren. Geschorenes Haar trugen die Knechte und ebenso als Diener Gottes die Geistlichen, Mönche und Nonnen. Daher ist das Scheren etwas Entehrendes für einen freien Mann, und für den Merowing hat es den Verlust der Herrscherwürde zur Folge. Wer jemandem an Locken oder Bart griff oder diese gar abschnitt, mußte nach burgundischem Rechte den Schimpf schwer büßen. Walther nimmt das Abschneiden seiner Locken auch gewaltig übel, und im V. 991 wird er von dem Feinde wegen des Verlustes seiner Zierde verspottet.

Das Scheren ist auch eine schimpfliche Strafe, die nach Tacitus' Germ. Kap. 19 bei Ehebrecherinnen angewandt wurde und auch noch später neben dem Brandmarken, Geißeln, Schinden und Blenden bei Männern öfters vorkommt.

980. Vergl. Anm. zu V. 562.

982. Helmnod ist wohl nicht identisch mit dem im Nibelungenliede, in Alpharts Tod und im Ortnit vorkommenden Helden dieses Namens. Ahd. hëlm, zu hëlan hehlen gehörig, bedeutet verbergende, schützende Hülle, ahd. nôt Drangsal, Mühe, Not des Kampfes.

983. Unter dem Dreizack, tridens, haben wir nicht etwa das bekannte Attribut des Neptun, sondern eine merkwürdige, auch noch im späteren Mittelalter im Norden gebräuchliche Waffe zu verstehen, welche vielleicht dem römischen Pilum nachgebildet ist. Diese harpunenähnliche, mit einem etwa 4 Fuß langen Eisen versehene Hakenlanze wird sonst ango oder angon genannt und bei Agathias († um 582) 2, 5 folgendermaßen beschrieben: „Die Angonen sind nicht ganz

kurze, aber auch nicht sehr lange Speere, zum Wurfe tauglich wie zum Kampfe in der Nähe. Sie sind zum größten Teil mit Eisen bedeckt, so daß vom Holze nur wenig und kaum so viel, als für das untere Beschläge hinreicht, zu sehen ist. An dem oberen Teile des Speeres ragen jedoch auf beiden Seiten gekrümmte Spitzen vor, welche hakenförmig zurück und abwärts gebogen sind. Im Kampfe wirft der fränkische Krieger den Angon, der, sobald er den Körper trifft, überaus tief eindringt und vom Verwundeten nicht herausgezogen werden kann der Widerhaken wegen, welche furchtbare und tödliche Schmerzen verursachen. Sieht dies der Franke, so springt er hinzu, drückt durch einen Tritt auf den Speer mit der Last seines Körpers den Schild des Gegners herab und tötet den nun Unbedeckten mit der Axt oder einem anderen Speere." Mit dieser Beschreibung stimmen die uns erhaltenen Fundstücke überein.

992. Die Wucht, mit welcher die unwiderstehliche, unheimliche Waffe daherfaust, ist durch den gewählten Vergleich treffend zur Anschauung gebracht. Mit lintvurm, schutwurm geben alte Glossen das auch im Waltharius texte stehende jaculus, griechisch *ἀκοντίας*, wieder. Unter der afrikanischen Schießschlange, von der Plinius u. a. erzählen, ist nicht der in den naturwissenschaftlichen Büchern als Eryx jaculus bezeichnete „pfeilartige Roller" zu verstehen, eine nur etwa 70 cm lange und fingerdicke Schlange, die in den östlichen Mittelmeerländern im lockeren Sande lebt, sondern wahrscheinlich die Riesenschlange der alten Welt, der Python. Dieser lauert, um Bäumäste geringelt, auf seine Beute, auf die er mit lautem Zischen blitzschnell losspringt. Von der Größe, Stärke und Gefährlichkeit dieser Tiere machten sich die Alten gleich den heutigen Eingeborenen Afrikas übertriebene Vorstellungen. So wird erzählt, daß die römischen Soldaten des Regulus in Afrika eine 120 Fuß lange Schlange vermittelst großer Schleudermaschinen erlegt hätten, und man glaubte, daß die Riesenschlangen Hirsche, Büffel und Leoparden verschlingen könnten. In der That erreichen die Pythonen, von denen Afrika vier Arten beherbergt, nur eine Länge von 5—6 Metern und vermögen höchstens Tiere bis zur Größe eines Rehes oder Schafes zu verspeisen, während sie den Menschen fliehen.

Der Vergleich des Speeres mit einer Schlange ist echt germanisch. Auch das Schwert dachte man sich als eine Schlange, die zischend aus der Scheide auf den Feind losfährt; in den angelsächsischen Dichtungen „Judith" und „Elene" heißen die Schwerter „Kampfnattern".

1000. Das Wort aesculus im Texte haben einige mit Esche wiedergegeben und in der Stelle eine Anspielung auf die Weltesche Yggdrasil erblicken wollen. Von ihr sagt „Gylfaginning" Kap. 15: „Diese Esche ist der größte und beste von allen Bäumen: seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen: die eine zu den Asen, die andere zu den Hrimthursen, wo vormals Ginnungagap war; die dritte steht über Nifleheim." Und „Wöluspa" Str. 48 heißt es:

„Yggdrasil zittert, die Esche, doch steht sie,
Es rauscht der alte Baum, da der Riese frei wird."

Aesculus wird allerdings in alten Gloſſaren unter anderm mit Eſche überſetzt, allein wir haben es hier unzweifelhaft mit einer Reminiscenz aus Virgil zu thun. Im klaſſiſchen Latein bedeutet aber aesculus eine Eichenart, entweder die Wintereiche (Quercus robur, Willd.) oder die Speiseiche (Quercus esculus, L.). Die von Ekkehard benutzte Stelle (Georg. 2, 290 fg.) lautet in Voß' Überſetzung:

„Aber der Baum wird tiefer hinab in die Erde geheftet,
Jupiters Eiche zumal: die, wie weit ihr Haupt zu des Äthers
Lüften ſie hebt, gleich weit in den Tartarus ſtrecket die Wurzel.
Drum kein Winter vermag, kein Sturm noch Regenerguß ſie
Auszudrehn; ſie ſteht unbewegt, und viele der Enkel,
Viel umrollende Leben beſiegt ausdauernd ihr Alter."

1008. Eleuther iſt eine wohl aus metriſchen Gründen vorgenommene Kürzung des Namens Eleutherus oder Eleutherius (griech. ἐλεύθερος frei) und dieſer entweder Überſetzung eines deutſchen, von ahd. frî abgeleiteten Namens, wie Frîhals, Frîher, Frîmunt, oder Umgeſtaltung von Leutheri, Liuthere.

1009. Argentoratum, die Hauptſtadt der germaniſchen Triboker, wird zuerſt im 6. Jahrhundert Straßburg genannt (bei Gregor von Tours Stratburgum und Strateburgum), ein Name, den die Stadt als Knotenpunkt der von Frankreich nach Deutſchland und den Rhein entlang führenden Hauptſtraßen erhalten hat. Das keltiſche Argantoráte iſt ſchon in fränkiſcher Zeit mit lat. argentum Silber in Beziehung gebracht und in Argentaria, Argentea, Argentina (ſo auch im Waltharius) umgewandelt. Han, das Seelzagende Elſaß, 1676, S. 246: „Die Namen Argentina oder Argentoratum ſoll ſie bekommen haben ab Argento vom Silber, das iſt von den Römiſchen Zöllen und Schatzungen oder groſſen geſammleten Hauffen Silbers, dann die Römer eine Rent-Cammer allhie gehabt, daher ſie auch von etzlichen Silberthal genennet worden. Der Name Straßburg ſoll ihr zu erwachſen ſeyn von dem grauſamen Wüterich Attila, der Hunnen oder damahligen wilden Ungarn König, welcher auch Argentinam zerſtöret, eine Straſſe hindurch und zu einem offenen Dorff gemacht, worauf ſie an Statt des vorigen Römiſchen Namens Argentinae oder Argentorati Stratisburgicum, Stratopolis und Straßburg genannt worden." Der Name Argantorate hat mit Silber direkt nichts zu thun, ſondern bedeutet wahrſcheinlich „Steindenkmal des Argantos", ein Perſonenname, der ſich auch in anderen Ortsbezeichnungen findet und allerdings mit bretoniſch argant, lat. argentum verwandt iſt.

Trogus iſt wohl Latiniſierung von Trôgo, Truogo, Drôgo, Druogo, eines vom 7. Jahrh. an in fränkiſchen Quellen öfters vorkommenden, vermutlich zu goth. driugan (Kriegsdienſte thun, kämpfen) gehörigen Namens, gekürzt aus Trôgulf, Truogheri o. ä.

1010. Speier, eine Stadt der germaniſchen Nemeter, hieß einſt Noviomagus („Neuenfeld") und wurde im frühen Mittelalter nach dem bei der Stadt in den Rhein mündenden Bache Spira genannt.

Canaſt, ein ſonſt nicht belegter Name, bedeutet nicht „Tannenaſt", wie J. Grimm meinte. Nach R. Kögel, Lit.-Geſch. I, 2, 318 iſt der erſte Teil jenes Nomen ungewiſſer Bedeutung, das ſich in dem Namen der Dänen und in Dana-

fridus, Tenihart, Dano ꝛc. findet, während ast in Airastus, Hainastus, Astolt ꝛc. wiederkehrt und wahrscheinlich „fest" bedeutet; vergl. got. astaþs Wahrheit, gewisser Grund.

1023. Vergl. V. 199 und 414.

1036. Aedes = Gehäuse, Schwertscheide. Die Scheiden der Schwerter waren von Holz. Der „Mönch von St. Gallen" giebt 1, 34 eine genauere Beschreibung derselben: „Das Schwert wurde erstlich durch die (hölzerne) Scheide, dann durch Leder, drittens durch sehr weißes, mit hellem Wachs gestärktes (also wasserdichtes) Leinen so umgeben, daß es mit seinen in der Mitte glänzenden Kreuzchen (das sind metallene Verzierungen, die mitten auf der Scheide in einer Reihe fortlaufen) zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde." Besondere Zierden der Scheide bildeten das metallene Mundstück, die Randleisten, das Ortband und die Beschläge zur Befestigung des Wehrgehänges. Auch scheint man das äußere Leder kunstreich verziert und dadurch der Scheide einen höheren Wert verliehen zu haben. Die Scheide von Trogus' Schwerte war wohl mit einem grünen Stoffe überzogen. Man hat auch an grün schimmernde Edelsteine gedacht, mit denen die Scheide besetzt war.

1040. Im Texte: Nec manes ridere videns.

Manes sind bei den Römern eigentlich die wohlwollenden, gutartigen Seelen der Verstorbenen zum Unterschiede von larvae und lemures, doch schwankt der Begriff, nnd das Wort bezeichnet auch gespenstische Wesen. Bei Notker, Marcianus Capella 53 finden sich die Übersetzungen: manibus refutatis = dien unholden ferworfenên; manium = dero unholdon goto und in jüngeren Wörterbüchern: totenmenschen-sel, hell-sel, hellisch sel o. schatten, geister by den greberen der todten u. s. w. J. Grimm führt in seiner Mythologie 4. A. S. 789 zur Erklärung dieses Verses eine norwegische Sage an: Seelen, die nicht so viel Gutes gethan haben, daß sie den Himmel, nicht so viel Böses, daß sie die Hölle verdienen, Trunkenbolde, Spötter, feine Betrüger, sollen zur Strafe bis ans Ende der Welt umreiten. Ihre Rosse sind kohlschwarz mit glühenden Augen und werden mit feurigen Stangen und eisernen Zäumen gelenkt; von fern vernimmt man den Lärm des Haufens. Wo sie Schlägerei, Mord und Trinkgelage erwarten, da kommen sie und setzen sich über die Thür. Solange noch keine Unthat begangen wird, halten sie sich ruhig; erfolgt sie aber, so lachen sie laut auf und rasseln mit ihren Eisenstangen.

Dieser gespenstische Zug reitet jedoch nur in der Julzeit um. Wir haben daher hier wohl an solche unselige Geister zu denken, die an die Stätte, wo sie starben oder begraben wurden, gebannt sind und dort spuken, an die Seelen der eben von Walther Erschlagenen oder vielleicht an die von den „blutigen Räubern" (V. 496) früher an der Kampfstätte Ermordeten.

Man vergleiche auch Simrock, Mythologie 4. A. S. 424: „Im „Morolt" erscheinen Geisterscharen, welche der im Kampf Gefallenen und ihrer Seelen warten, weiße, bleiche und schwarze; die weißen sind Engel, die schwarzen Teufel, die bleichen scheinen im Fegefeuer wohnende Verwandte der Streiter, so daß die drei christlichen Seelenaufenthalte vertreten sind, was auf kein hohes Alter weist."

Das Lachen der Geister erinnert an den grinsenden Tod in V. 850. Nach Strecker kann manes auch als „Unterwelt" aufgefaßt werden, so daß die Stelle bedeuten würde: „er sieht nicht, wie schon die Unterwelt, die Hölle ihn angrinst, ihr Maul aufthut, um ihn zu verschlingen". Auch weist er hin auf den weit verbreiteten Glauben, daß die abscheidende Seele von den umherschweifenden Seelen früher Verstorbener abgeholt wird, denen man vielleicht im Augenblick, wo der neue Genosse ihnen anheimfällt, den Ausdruck höhnischen Triumphes oder freudiger Begrüßung zuschreiben kann. Ich bemerke hierzu, daß der Mönch Gerald kurz vor seinem Abscheiden in einer Vision den hl. Johannes vor sich sah und die Klosterbrüder sagten, der Heilige habe ihn gerufen und der Sterbende den ihm im Tode Erscheinenden begrüßt; vgl. Casus Sti. Galli Kap. 125.

1041. „Nur so", nämlich in dem beschädigten Zustande.

1059. Unter torques verstehen einige hier einen goldenen Halsring, ahd. halspoug, wie er häufig in germanischen Gräbern gefunden wird. Diese Ringe sind oft aus zwei teilweise aufeinander liegenden, nach oben sich verjüngenden Teilen gebildet, doch kommen auch einfache vor, die wie zwei zusammengedrehte Ruten aussehen. Diese Ringe werden oben durch zwei ineinander greifende Haken geschlossen. Die Halsbauge, in älteren Quellen öfters erwähnt und noch im Rolandsliede allerdings als ein seltsamer Schmuck genannt, scheinen mit der heidnischen Zeit verschwunden zu sein. Ob in unserer Dichtung ein solcher Halsschmuck gemeint ist, erscheint zweifelhaft; mir wenigstens ist es nicht klar, wie Walther mit einem steifen Ringe seinen Gegner erwürgt haben sollte. Dazu ist weit eher eine goldene Kette geeignet, wie sie der Sage nach Hatto von Mainz († 913) anfertigen ließ, um den nachmaligen König Heinrich von Sachsen damit bei einem Gastmahle zu schmücken und dabei zu erdrosseln; vgl. Widukind 1, 22.

1083. Die Bezeichnung Gunthers als „das Haupt der Welt" ist ein Anachronismus. Der Dichter denkt an die spätere Zeit der Karolinger, als der Frankenkönig wegen seiner ausgedehnten Macht, sowie wegen seiner Stellung als Schutzherr der christlichen Kirche und Patricius der weltbeherrschenden Roma für den ersten Herrscher Europas bezw. der Welt und Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachtet wurde. Auch in der Folgezeit, als die Westfranken sich längst vom Reiche getrennt hatten, blieb die Idee der weltbeherrschenden Stellung des deutschen Kaisers lebendig, dem gegenüber die Herrscher anderer Reiche öfters als Unterkönige bezeichnet wurden.

Noch in der „goldenen Bulle" vom Jahre 1356 heißt der Kaiser „das zeitliche Haupt der Welt", und Kaiser Maximilian I. nannte sich „in aller und ganzer Christenheit obrist Herr und König."

1109. Dem germanischen Gefolgsmann soll die Ehre und das Wohl seines Herrn über alles gehen. „Schimpf und Schande fürs ganze Leben ist es, sagt Tacitus Germ. Kap. 14, den Herrn überlebend aus der Schlacht gewichen zu sein. Ihn zu schützen und zu schirmen, auch seine eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, ist die vorzüglichste Kriegerpflicht; die Herren kämpfen um den Sieg, die Gefolgsleute für den Herrn."

Die nämliche Anschauung finden wir u. a. auch im „Beowulf" V. 2653 fg.

„Nicht schicklich dünkt es mir, daß wir Schilde tragen
Wieder fort zur Heimat, wenn wir zuvor nicht mögen
Den Leidigen (Drachen) fällen und das Leben schirmen
Des Wedernkönigs."

Doch der greise Beowulf erliegt den Wunden, die ihm der giftige Lindwurm beigebracht hat, denn

V. 2882 — „Zu wenig der Beschützer
Drangen um den König, als die Bedrängnis kam.
Es wird das Schatzempfangen und die Schwertspende,
All die Erbsitzwonne euerem Geschlechte
Und die Liebe nun erliegen: des Landbesitzes
Muß der Männer jeder aus der Magschaft nun
Verlustig wandern, wenn der Leute Kinder
Fernhin eure Flucht erfahren werden,
Die treulose That. Der Tod ist besser
Für der Leute jeden denn ein Leben voller Schmach!".

1126. Der Kuß, den Gunther Hagen giebt, ist ein Sühnekuß, das Symbol vergessener Feindschaft und erneuerter Zuneigung. Wolfram von Eschenbach, Willeh. 69, 5: Kusse mich, verkius gein mir, Swaz ich ie schult getruoc gein dir.

1131. Thyle oder Thule war bei den Alten das äußerste nordwestliche Land und, wie Pomponius Mela 3, 6 sagt, in griechischen und römischen Gedichten gepriesen. „Daselbst sind, weil die Sonne dort aufgeht, um erst lange Zeit hernach unterzugehen, die Nächte immer kurz, aber im Winter wie anderswo dunkel, im Sommer hell, weil die Sonne, welche sich während dieser Zeit schon höher erhebt, obwohl sie selbst nicht wahrgenommen wird, doch durch den nahen Glanz die Nachbarschaft erleuchtet. Während der Sonnenwende aber giebt es gar keine Nächte, weil die Sonne, dann schon sichtbarer, nicht nur ihren Glanz, sondern auch sich selbst zum größten Teile zeigt." Weil die Sonne Thule nach obiger Anschauung so lange Zeit bescheint, nennt Ekkehard die Insel hier der Sonne „bekannt" (notam Thilen).

Nach Pytheas von Massilia, der um 330 v. Chr. bis zum Nordende der britischen Inseln und zu der deutschen Nordseeküste reiste, war die Insel Thule das äußerste Land, welches die damaligen Einwohner Großbritanniens kannten. Er verlegt es fälschlich schon in die Polarregion, weswegen man an das den Polarkreis berührende Island gedacht hat. Auch hat man Thule für einen Teil von Norwegen und für Jütland gehalten. Bei der ersten Umschiffung Britanniens durch eine römische Flotte im Jahre 84 n. Chr. wurde nach der Entdeckung der Orkaden Thule von ferne erblickt, aber nicht erreicht, weil nur bis dahin der Befehl lautete. Vergl. Tacitus' Agricola Kap. 10. Ohne Zweifel haben wir unter dem Lande die Gruppe der Shetland-Inseln, deren größte Mainland ist, zu verstehen.

1132. Die Iberer sind ursprünglich die Anwohner des Ebroflusses (vask. ibarra Stromthal), dann alle Bewohner der Pyrenäenhalbinsel.

1134. Auſonien iſt zunächſt das Land der Auſoner von der Grenze Latiums bis an den Sarnus in Campanien und ſteht dann poetiſch für ganz Italien.

1140. Vergl. V. 568.

1149. Im Wasgau hauſen noch heutigen Tages Wölfe.

1158. Die altnordiſche Sitte forderte, daß man Tote, auch im Kampfe getötete Feinde, beſtatte oder doch ihren Kopf verhülle und die Leiche mit einem Tuche bedecke. „Sigrdrifumal" Str. 33—34:

„Das rat ich dir neuntens, nimm dich des Toten an,
Wo du im Feld ihn findeſt,
Sei er ſiechtot oder ſeetot
Oder auch am Stahl geſtorben.

Ein Hügel hebe ſich dem Hingegangenen,
Gewaſchen ſeien Haupt und Hand.
Zur Kiſte komm' er gekämmt und trocken,
Und bitte, daß er ſelig ſchlafe."

In der Hervarar-Saga beſtattet Odd die elf von ihm erſchlagenen Berſerker. Da Walther keine Zeit hat, die von ſeiner Hand gefällten Feinde zu begraben, ſo bereitet er die Leichen wenigſtens zur Beſtattung vor und überläßt dieſe ſelbſt den Angehörigen der Toten.

1159. Unſere heidniſchen Vorfahren knieten beim Beten wahrſcheinlich entblößten Hauptes nieder und falteten die emporgehaltenen Hände zum Zeichen der Selbſterniedrigung. Sie blickten beim Anrufen Odhins nach Oſten, ſonſt nach Norden, dem Sitze der Götter, weswegen die mitternächtige Himmelsgegend von den Chriſten als furchtbare Ecke, als Sitz des Teufels angeſehen wurde. Die alten Chriſten ſchauten beim Gebet nach Oſten und hoben dabei wie die Griechen und Römer gleichſam, um von oben die Gabe zu empfangen, die flachen Hände zum Himmel empor oder beteten mit ausgebreiteten Armen, ſo daß die ganze Figur die Geſtalt eines Kreuzes bildete, wie dies z. B. in den römiſchen Katakomben auf Bildern aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung dargeſtellt iſt. Später wurde auch bei den Chriſten das Beten mit gefalteten Händen üblich.

1160. Vergl. Äneis 12, 175: „Aber der fromme Äneas, das Schwert entblößt er und betet". Nach der Meinung einiger iſt das Ausſtrecken des entblößten Schwertes über die Leiber der Erſchlagenen eine heidniſche Totenweihe, die den Gefallenen den Eingang in Walhall öffnet. Es iſt jedoch vom Dichter gar nicht geſagt, daß der Held das Schwert über die Leichen ausgeſtreckt habe. Bei verſchiedenen deutſchen Stämmen pflegte man in älteſter Zeit bei Schwüren und Gelübden zur Bekräftigung das Schwert auszuziehen und ſpäter auf den Griff oder die Klinge desſelben zu ſchwören. Noch die Femrichter legten beim Schwure die Finger auf das breite Schwert, und ſelbſt heute noch wird unter Umſtänden der Fahneneid auf den bloßen Degen geſchworen. Veranlaßt iſt dieſer Brauch entweder dadurch, daß das Schwert dem Gotte geheiligt war, bei dem man ſchwur, oder die Ceremonie hat die Bedeutung, daß die Waffe den

Meineidigen treffen soll. Dem Schwure ähnlich ist auch das Gebet eine feierliche Anrufung der Gottheit, und daher betet hier Walther, in den gefalteten Händen das entblößte Schwert haltend, dessen Griff überdies wegen seiner Kreuzform bedeutungsvoll ist. So verrichtete auch der sterbende Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", sein Gebet, als er am 30. April 1524 bei Lodi verwundet worden war.

1165. Der Ansicht, daß Walther, wenn er die Hoffnung ausspricht, er werde die Toten dereinst wiedersehen, dabei an Walhall und die unblutige Erneuerung und Fortsetzung des Kampfes denke, vermag ich nicht beizustimmen, vielmehr halte ich das Gebet des Helden lediglich für eine Erfüllung der alten christlichen Pflicht, nicht eher von einem Leichnam sich zu entfernen, als bis man die abgeschiedene Seele Gott empfohlen hat. Man vergleiche auch die oben in der Anmerkung zu V. 1158 angeführte Stelle aus der Edda und die Vorschrift der Benediktinerregel Kap. 4 Nr. 70, die dem Mönche zur Pflicht macht, für seine Feinde zu beten.

1175. Die Benutzung des gewölbten Schildes als Kopfunterlage beim Schlafen wird in den Epen öfters erwähnt.

1181. Linnig läßt in seiner Bearbeitung unserer Dichtung Hildegunde epische Lieder singen:

„Deren hatte sie vernommen an Etzels Hofe viel,
Wo niemals in der Halle schwieg das Saitenspiel
Und reichlich den Helden erscholl des Ruhmes Preis."

Doch

„Auch sanftere Klänge sind der Jungfrau kund,
Zarte Minnelieder haucht ihr schöner Mund,
Daß sie süß verschweben, leise, hörbar kaum,
Und sich mild verweben in des lieben Schläfers Traum."

Der Situation scheinen am besten Lieder der letzteren Art zu entsprechen, welche eine St. Galler Handschrift aus dem 10. Jahrhundert uuinileod (Liebeslieder) = plebeios psalmos, seculares cantilenas vel rusticos psalmos sine auctoritate nennt. Die Beschäftigung mit solchen Liedern wurde Klosterfrauen durch ein Kapitulare vom Jahre 789 verboten.

1189. Taprobane nannten die Griechen die Insel Ceylon, die man in Bezug auf ihre Größe sehr überschätzte und für das äußerste Land im Osten hielt. Auch hier bildet sie den Gegensatz zu dem entferntesten Westen, Thule.

1190. Bei dem Erscheinen des Morgensternes, kurz vor Aufgang der Sonne, wenn die Ausstrahlung der Tags über erwärmten Erde in den kalten Himmelsraum am längsten gedauert hat, ist es am kältesten und daher die Taubildung am stärksten.

1191—92. Während in alten germanischen Gesetzen der Grabraub mit schweren Strafen, bei den Ostgoten sogar mit dem Tode bestraft wurde, war es allgemeine Sitte in älterer Zeit, die erschlagenen Feinde der Waffen und Schmucksachen zu berauben. Die Beraubung des erlegten Gegners heißt ahd. hrêroub, walaraup, heriraup, agf. välreáf, hercreáf.

„Beowulf" V. 2985:

„— ein Recke beraubte da den andern.
Sie nahmen dem Ongentheow die Eisenbrünne,
Das harte Schwert, das gehilzte, und seinen Helm zugleich;
Sie brachten dem Hygelak des Haargrauen Rüstung."

Hildebrandslied V. 55:

„Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu."

Vergl. auch V. 207 unserer Dichtung. Anständig ist es, den der Waffen beraubten Toten die Kleider, mindestens das Hemd zu lassen. In höfischer Zeit war es für einen Ritter unziemlich, sich die Rüstung Toter anzueignen; die Beraubung der Erschlagenen überließ man Soldaten und Troßbuben.

1193. Die Gürtel (im Text balteum und V. 1172 procinctus, ahd. balz, fazzil, fezzil), an denen sowohl Langschwert als Sachs mit einem besonderen schmäleren Riemen, der Schwertfessel, befestigt wurden, werden nicht zur Kleidung, sondern zur Waffenrüstung gerechnet. Sie bestanden in merowingischer Zeit aus dickem Leder oder starkem gewirkten Zeuge von einer Breite bis zu 9 cm und waren den jetzigen Tiroler Gürteln ähnlich. Da sie durch ausgeschnittene Muster und eingesteppte oder eingepreßte Ornamente, ferner mit Metallbuckeln (cum bullis baltea an unserer Stelle; vergl. Äneis 9, 359; 12, 942) und Knopfstiften, vor allem aber mit verzierten Schnallen und Riemenzungen geschmückt sind, bilden sie eine besondere Zierde des Kriegers und werden daher öfters unter Geschenken erwähnt. In höfischer Zeit scheint das cingulum militare, mit dem der Ritter bei der Erteilung der Ritterwürde feierlich umgürtet wurde, ein schlichter Lederriemen gewesen zu sein, statt dessen man zum Luxus auch wohl seidene Borten trug.

1196. Die Frauen saßen früher wie Männer zu Pferde, doch galt dies in höfischer Zeit für unpassend. Allgemeinen Beifall scheint indes die jetzige Art zu reiten erst im 13. Jahrhundert gefunden zu haben, wie die Abbildungen der Berliner Eneit-Handschrift darthun, welche die Königin Dido in beiderlei Weise reitend darstellen.

1203. Nach Lindenschmit haben wir es hier mit einem Anachronismus zu thun, da der Hufbeschlag der Pferde zu merowingischer Zeit ebensowenig wie bei den Römern nachzuweisen sei. Doch scheinen die Römer zur Zeit des Vegetius (um 400 n. Chr.) den Hufbeschlag gekannt zu haben, und in dem Römerkastell Saalburg bei Homburg v. d. H. wurden kürzlich zahlreiche Hufeisen römischen Ursprungs gefunden. Minderwertige Pferde pflegte man allerdings noch im späteren Mittelalter nicht zu beschlagen.

1224. Das Wort „grüßen" ist hier ironisch zu verstehen und bedeutet wie auch im „Beowulf" und öfters in mhd. Gedichten so viel wie angreifen, mit Schlägen züchtigen.

1232. In den Worten Gunthers liegt der Vorwurf der Feigheit; vergl. Straßburger Alexanderlied V. 1526: al bellender flihet.

1235. Walther hat nach Gunthers Meinung die wetterwendische, flüchtige Glücksgöttin, Frau Sâlida (ahd.), Sælde (mhd.), in seinen Dienst genommen, wie der Herr sein Gesinde um Sold sich verpflichtet. Vergl. Schiller, Wallensteins Lager: „Er bannt das Glück, es muß ihm stehen."

1237. Walther wendet sich verächtlich von dem Könige ab wegen seines ungebührlichen Betragens, denn es ziemt sich nicht für einen deutschen Mann, den Gegner zu beschimpfen. Tacitus' Germania Kap. 22: „Streitigkeiten enden selten mit Schmähungen, öfter mit Totschlag und Wunden."

1249. Das flüchtige Paar hatte, um schneller vorwärts zu kommen, nur ein einziges Saumtier, den „Löwen", mitgenommen, der an den beiden Schreinen und den Felleisen mit Speisen und Wein, notwendigen Gerätschaften und Kleidern genug zu tragen hatte.

Dem Gaste beim Abschiede Geschenke an Kleidern, Waffen oder Schmuck zu verehren, gebot eine alte, auch von Tacitus in der Germania Kap. 21 erwähnte Sitte, die ebenfalls bei den alten Griechen und Indern galt.

1251. Wie bereits oben in der Anmerkung zu V. 662 bemerkt wurde, war der Fremde (wargangus) eigentlich fried- und rechtlos. Daher hatte er kein Wergeld und konnte zum Sklaven gemacht werden, wenn ihn nicht ein Mitglied der Rechtsgenossenschaft des betreffenden Landes bezw. der König als Patron in seinen Schutz genommen hatte. Dieses ungünstige Verhältnis wurde früh gemildert durch die Sitte der Gastfreundschaft, die freundnachbarlichen Beziehungen der Stämme zu einander, durch Rücksicht auf die Religion, sowie auf Handel und Wandel; ja, das bairische Gesetz und ein Kapitulare Karls d. Gr. sagten allen durchreisenden Fremden ohne Unterschied, Christen und Heiden, den Frieden und den Schutz des Königs und sicheres Geleit zu. Doch war bis zum Jahre 1220 der Nachlaß eines Fremden dem Herrn des Ortes, wo derselbe gestorben war, verfallen.

1264. Daß reiche Geschenke an Kleinodien in den gewölbten Schilden dargeboten werden, finden wir öfters in den Epen, z. B. im Nibelungen- und Gudrunliede.

1270. Walther konnte Hagens Antlitz wahrscheinlich nicht sehen, weil dieser einen mit einem larvenartigen Visiere geschlossenen grim-helm aufhatte, wie er im „Beowulf" V. 334 erwähnt wird, oder weil das Gesicht teilweise durch einen Helm verdeckt war, wie er auf dem unten erwähnten „Clermonter Runenkästchen" abgebildet ist. Walther erkannte seinen Jugendgenossen schon von fern an dessen Waffen. Auffallend ist, daß nicht auch Hagen den Freund gleich sicher erkannte, sondern dem König riet, einen Boten abzusenden, um den Fremden nach Heimat, Namen und Herkunft zu fragen. Aber Walthers Brünne und Helm waren aus Attilas Schatzkammer entwendet und nicht die Hagen bekannten Waffen Walthers, und etwaige Abzeichen auf dem Schilde hatte der Landflüchtige wohl entfernt oder unkenntlich gemacht, wie uns das ähnlich in anderen Epen erzählt wird.

1276. Hagen betrachtet den ihm von Walther angebotenen Schild voll Goldspangen als eine Abfindung für den Tod des erschlagenen Neffen, die er

abweist, um Blutrache üben zu können. Die Buße für einen Erschlagenen heißt in germanischen Rechtsquellen wërigelt, wëragelt, wirigelt, wërgelt, zu ahd. wër Mann, Mensch gehörig, auch widrigild, widergelt Rückerstattung, Schadenersatz, und leudus, leudis, agſ. leodgeld (von ahd. liut, agſ. leod Volk, Mensch), agſ. manbôt Mannbuße, an. mangiald Manngeld, lat. aber compositio, eig. Beilegung des Streites, Aussöhnung. Sie soll nicht der Preis für den Getöteten, der Ausgleich eines unersetzlichen Verlustes sein, sondern ungefähr dem Schaden entsprechen, welchen die Rache der zur Fehde berechtigten Verwandten des Toten dem Schuldigen durch Verwüstung und Plünderung seines Eigentums zuzufügen imstande sein würde. Demnach ist der Betrag des Wergeldes nach Geschlecht, Alter und Stand des Erschlagenen und den Verhältnissen seiner Sippe verschieden. Ferner sind Unterschiede durch die Stammesangehörigkeit und die Zeiten bedingt.

Bei der Seltenheit der Münzen wurde die Buße auch in der Gestalt von Vieh, Getreide, Waffen und Gerätschaften entrichtet, deren Wert im einzelnen genau festgesetzt war. So wurde z. B. nach ripuarischem Rechte eine gesunde Kuh auf 1, ein Ochs auf 2, ein Hengst auf 6 Solidi geschätzt, während eine Brünne 12, ein Schwert mit Scheide 7, ein Helm 6, ein Schild mit Lanze 2 Solidi galt. Während das Wergeld ursprünglich nur der beleidigten Sippe entrichtet wurde als eine Abfindungssumme, um die man sich den Frieden erkaufte, forderte in der Folge, aber schon in sehr früher Zeit auch die Gemeinde bezw. der König für den durch den Verbrecher verletzten Frieden einen Anteil an der Buße, fredus genannt, und allmählich nimmt das Wergeld den Charakter einer Strafe an. Die in den Volksrechten genannten Summen sind für die damalige Zeit sehr hoch, und wenn der Verbrecher oder dessen Blutsverwandte nicht zahlen konnten, so haftete er mit Leib und Leben, d. h. er verfiel in Knechtschaft oder wurde gar mit dem Tode bestraft.

1282. Nach V. 1227 erwartete Walther seine Gegner zu Pferde, später folgte er aber dem Beispiele Hagens und Gunthers, um den Entscheidungskampf zu Fuß auszufechten. Letzteres ist eine charakteristische deutsche Sitte, denn, wenn auch die Germanen seit den Tagen Cäsars als vortreffliche Reiter bekannt waren, so war doch das Fußvolk das Wesentliche und blieb es bis ins Mittelalter. Wir finden daher öfters berichtet, daß im entscheidenden Augenblicke die Führer vom Rosse steigen und gemeinsam mit den Ihrigen zu Fuß weiter kämpfen. So streitet und fällt der tapfere Ostgotenkönig Tejas im Jahre 553 in der Schlacht am Vesuv. Vor der Alemannenschlacht bei Straßburg im Jahre 357 erheben die Germanen Geschrei und fordern, daß ihre Fürsten von den Rossen steigen und das Schlachtenlos des Volkes teilen, und sogleich schwingt sich Chnodomar vom Pferde, die anderen Könige und Fürsten folgen seinem Beispiele und ziehen zu Fuß ihren Scharen voran. Ähnlich steigt 1066 in der Schlacht bei Hastings der Sachsenkönig Harald ab und tritt mit seinen Brüdern an die Spitze der Schlachtordnung, und auch Kaiser Konrad III. steigt während des zweiten Kreuzzuges vor Damaskus vom Pferde und kämpft zu Fuß mit dem Schwerte. Auch in den Epen wird oft erwähnt, daß die Helden erbeizten von den rossen.

1284. Die Helden beben nicht vor Furcht, sondern vor Aufregung; vergl. Klopstock „Die beiden Musen“:

„Sie sah die junge bebende Streiterin;
Doch diese bebte männlich.“

1285. Der Tag wurde nach römischer Weise von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gerechnet. Also begann der Kampf früh um 8 Uhr, und nach V. 1343 währte er bis zur neunten Tagesstunde, also etwa 7 Stunden. Auch ein anderer sagenberühmter Kampf, der Beowulfs gegen Grendels Mutter währte bis zur None des Tages, und Procop schildert uns (de bello goth. 4, 35), wie der oben erwähnte Tejas vor der Phalanx seiner Goten mit Schild und Lanze gegen die anstürmende Schar der tapfersten Römer den dritten Teil des Tages unablässig focht, bis beim Wechseln des Schildes ein feindlicher Speerwurf dem heroischen Kampfe vorzeitig ein Ende machte.

1286. Auch der junge Alphart wird, nachdem er viele Gegner im Einzelkampfe besiegt hat, von zwei zagen bœse, Wittich und Heime, gleichzeitig angegriffen, jedoch auf diese Weise überwältigt.

1294. Das Speereisen wurde durch Nägel, die bisweilen schön verziert und vergoldet waren und durch die Löcher der Tülle in den Schaft getrieben wurden, fest gehalten. „Dieser Nagel, der clavus hastae, wurde, um den Schaft an der Spitze nicht allzusehr zu schwächen, so weit als immer möglich gegen den äußersten Rand der Tülle hin befestigt, und es giebt deshalb ein Maß für die Kraft des Wurfes oder Stoßes, wenn der Speer bis zum Nagel, also mit seiner ganzen Eisenspitze eindringt, wie im Waltharliede der Speerwurf Haganos, bei welchem sich die Lanze usque ad clavos in die Erde bohrt.“ Lindenschmit.

1303. Auch Cäsar (b. g. 1, 39) erwähnt den wilden Blick der Deutschen und das Feuer ihrer Augen im Kampfe, welches den Galliern Furcht einflößte; vergl. auch Tacitus' Germania Kap. 4.

1304. Der durch offene Gewalt mit Einsetzung der eigenen Person begangene Raub und Totschlag war nach alter Auffassung keineswegs unter allen Umständen etwas Entehrendes, wohl aber Meuchelmord und Diebstahl um der dabei angewandten Hinterlist und Heimlichkeit willen. König Gunther wird hier wegen der Art und Weise, wie er sich des zu Walthers Füßen liegenden Speeres zu bemächtigen sucht, wiederholt getadelt. Allerdings begeht Gunther keinen Diebstahl, wenn er seinen eigenen Speer wieder holt, aber er zieht doch, nachdem er hinterlistig die Aufmerksamkeit des Gegners abzulenken versucht hat, die Waffe heimlich und leise wie ein Dieb zu sich heran, statt sie offen an sich zu reißen. Die Worte, mit denen Walther den Ertappten andonnert, werden daher wohl nicht schmeichelhafter Art gewesen sein. Von den zahlreichen Schimpfwörtern, die uns in den alten Volksrechten überliefert sind, wären hier etwa arga (feiger Schuft), vulpes (schleichender, verschlagener Fuchs), subdolus (heimtückischer, hinterlistiger Gesell) am Platze gewesen.

1320. Vergl. V. 1378.

1327. Die Hölle, an. Hel, got. Halja, ahd. Hella, mhd. Helle, d. h. die

Hehlende, Verbergende, ist ursprünglich eine Person, die Göttin der Unterwelt, welche die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schoß zurücknimmt und im Laufe der Zeit immer furchtbarer und grauenvoller dargestellt wurde. Nach der Edda ist sie die Tochter Lokis und der Riesin Angurboda, die ihm auch den Fenriswolf und die Midgardsschlange gebar. Allvater hat sie in das Dunkel der Erde nach Niflheim verbannt, und zu ihr kommen alle, die vor Alter und an Krankheiten gestorben sind, während die im Kampfe gefallenen Helden der Freuden Walhalls teilhaftig werden. Die der Hel beigelegte Eigenschaft der Gefräßigkeit und Unersättlichkeit wurde später, als der persönliche Begriff in einen räumlichen überging, auf diesen übertragen. Dem esuriens Orcus im Waltharius entspricht mhd. daz ungesatlîche hol, eine Vorstellung, bei der auch biblische Stellen von Einfluß gewesen sind.

1337. Auffallender als der Vergleich Walthers mit einem „numidischen" Bären und bezeichnend für die naive, geschmacklose Nachäffung der Antike im Mittelalter ist es, wenn die Casus Sti. Galli c. 48 berichten, daß die Meier der Klosterländereien bei St. Gallen „tuscische" Eber jagten.

Zornige Helden werden öfters in den deutschen Epen mit grimmigen Bären verglichen; vergl. auch Ilias 11, 414 fg., Äneis 10, 707 fg.

1341. Unter Molossern verstand das Mittelalter starke Rüden vom Schlage der Bullenbeißer (Canis molossus, engl. Canis mastivus), die zur Hatz auf Wölfe, Bären, Sauen und Auerochsen benutzt wurden und hoch im Preise standen; nach dem bairischen Gesetzbuche galt ein solcher Hund 6 Solidi. Der „Mönch von St. Gallen" (2, 9) weiß von solchen Hunden von besonderer Schnelligkeit und Wildheit zu erzählen, die Karl d. Gr. Harun al Raschid zum Geschenke machte. Sie sollten Löwen und Tiger packen und bestanden auch alsbald die Probe in Gegenwart des Kalifen an einem persischen Löwen.

1351. Ekkehard übersetzt den Namen Hagen mechanisch mit paliurus = dorniger Strauch; vergl. V. 1421 Hagano spinosus. Hagano ist aber die Koseform eines der zahlreichen zweistämmigen Eigennamen wie Hagimund, Hagibold, Haginold u. s. w. Der erste Teil dieser Zusammensetzungen kann auf verschiedene Wörter zurückgehen, auf ahd. hag Hag, Gehege, eingezäunter Wohnort, ahd. akî Furcht, Schrecken, ahd. ekka (got. agja) Schneide. Nach Müllenhoff steckt in Hagano ein altes Substantivum oder Adjektivum hagu, in welchem vielleicht die Grundbedeutung „zusammenfügen, schließen, passen" lag, woraus sich die Begriffe „geschickt, anstellig, geeignet" u. s. w. ergeben. Der Name würde demnach ungefähr dasselbe wie Hagathie und hagustalt (vergl. Anm. zu V. 629) bedeuten.

1374. Das Schwert, der stete vertraute Genosse (agf. gûdhwine Kampffreund) des Mannes und sein zuverlässigster Schutz, wurde gleichsam als belebtes Wesen gedacht und daher auch oft mit einem Namen belegt, wie Balmung, Eckesachs, Mimmung, Nagelring, Durendart u. a. Bei den Nordländern „stirbt" das Schwert, wenn es zerspringt. Vergl. Th. Körners „Schwertlied".

1378. Auf diesen Moment spielte oben V. 1320 an.

1379. Die Schwertgriffe (ahd. hëlzâ, mhd. hëlze, gehilze) waren schon in

früher Zeit oft sehr kunstvoll gearbeitet und von großem Werte. „Atlakwida" Str. 7 rühmt sich Gunnarr:

„Sieben Säle haben wir der Schwerter voll,
Golden glänzen die Griffe jedem."

Gregor von Tours (10, 21) erwähnt „ein wunderherrliches Schwert, dessen Griff aus hispanischen Edelsteinen und Gold verfertigt war", und Einhard erzählt in seiner Lebensbeschreibung Karls d. Gr. Kap. 23, daß der Kaiser beständig ein Schwert mit goldenem oder silbernem Griffe trug, bei Festlichkeiten und beim Empfange fremdländischer Gesandten aber eine mit Edelsteinen besetzte Waffe anlegte. Auch in höfischer Zeit wurden die Schwertgriffe mit edlen Metallen, Edelsteinen und Schmelzwerk verziert. Verschiedene Gräberfunde bestätigen, was uns in Dichtung und Geschichte berichtet wird.

1390. Mit seinem Sachs beendete auch Beowulf den Kampf mit dem Feuerdrachen, nachdem sein Langschwert zersprungen war. V. 2677:

„Des Ruhmes gedachte da
Der kriegerische König, und mit der Kraft Gestrenge
Schwang er das Schwert, daß es am Schädel anstund
Durch des Hiebes Nachdruck; aber Nägling zersprang
Und versagt' ihm im Kampfe, die Klinge Beowulfs,
Die gute, grauhelle."

Als dann der Wurm von neuem angestürmt und von Beowulfs Begleiter verwundet war,

„Da gewann auch der Geatenfürst
Seine Sinne wieder: er schwang das kürzere Schwert (välseax),
Bitter und kampfscharf, das er an der Brünne trug,
Und durchschnitt den Wurm, der Wedern Schirm,
Daß er den Feind fällte und die Feuerwunden rächte." V. 2702 fg.

1408. Die Pflege der Kranken und Verwundeten war schon in den ältesten Zeiten eine Obliegenheit der deutschen Frauen. Tacitus' Germania Kap. 7: „Zu den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie ihre Wunden, und jene schrecken nicht davor zurück, diese zu zählen und genau zu untersuchen, und sie bringen den Kämpfern Speise und Ermunterung." Die nordischen Germanen kannten eine Schutzgottheit der Heilkunde, die Asin „Eir, die beste der Ärztinnen", und auch elbische weibliche Wesen, wilde wîbe, wildiu frouwelîn, galten als heilkundig und halfen oft mit ihren Kenntnissen den Menschen. Die germanischen Frauen wandten teils medizinische Heilmittel an, zerquetschte Kräuter und selbstbereitete, in Büchsen aufbewahrte Salben, teils versuchten sie durch übernatürliche Mittel die Krankheit zu bannen. Diesem Zwecke diente das Bestreichen mit heilkräftigen Steinen, z. B. den sog. „Donnerkeilen", das Messen, vor allem aber das Raunen von Segen und Zauberformeln, sowie das Ritzen von Runen.

1410. Nach der Novaleser Chronik hing vom Sattel Walthers ein Gefäß mit Wein herab, wahrscheinlich eine Lederflasche (mhd. barël, parël; ahd. flascâ, mhd. vlasche, vlesche), in der man auch im Norden auf Wanderungen den

Trunk mit sich führte. „Ortnit" Str. 563: Dô fuorte er an dem satele sîn spîse und sînen wîn.

Die Worte misceto merum sind von andern unrichtig mit „mische den Wein" übersetzt, denn die Deutschen pflegten nicht, wie die Griechen und Römer und in höfischer Zeit wohl auch die Franzosen, den Wein verdünnt zu trinken. Auch würde an unserer Stelle, wo die erschöpften Helden eines stärkenden Trunkes bedürfen, das Vermischen mit Wasser am allerwenigsten am Platze gewesen sein. Miscere heißt hier vielmehr wie auch sonst im mittelalterlichen Latein gleich dem griechischen κεράννυμι einfach einschenken, zu trinken geben.

1419. Diese Anerkennung, die Walther aus dem Munde des ebenbürtigen Gegners zu teil wird, ist das höchste Lob für den tapferen Helden und steht in direktem Gegensatze zu den Schmähungen des unkriegerischen Königs (V. 1230 fg.). Gleichzeitig zeigt das Lob aber auch die edle und ritterliche Gesinnung Hagens, aus dessen Worten V. 1277 etwas wie leiser Neid gegen den unbesieglichen Walther herauszuklingen schien. Im Nibelungenliede ist Hagen neidisch auf Siegfried, der ihn in Kampfspielen am Hofe Gunthers und im Kriege ausgestochen hat.

1424. Körperliche Schmerzen würdig und lautlos zu ertragen, ziemte sich für den germanischen Krieger, und nicht ohne Absicht läßt der Dichter den unkriegerischen Gunther sich abseits von Walther und Hagen im Grase lagern, heftige Schmerzen empfinden und sich nicht an den Scherzreden der beiden beteiligen. Vergl. dagegen Lessings „Laokoon" Kap. 1: „Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden, — — und selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrieen zehntausend wütende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen." Lessing hält dem Verhalten des Griechen gegenüber, der sich keiner der menschlichen Schwachheiten schämte, wenn sie ihn auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht nicht zurückhielt, das Gebaren unserer Ureltern für barbarisch. Doch hat schon Herder im ersten „kritischen Wäldchen" Kap. 3 darauf aufmerksam gemacht, daß auch die alten „Schotten, Celten und Iren" ihren Schmerz in derselben Weise wie die Griechen äußerten und dabei doch Barbaren waren. Die durch Erziehung erworbene Charakterfestigkeit unserer Vorfahren, „die Furchtsamkeit für Schande hielten und heiteren Mutes den Tod verachteten" (Mauritius 10, 4), der Triumph der Willenskraft über den Körper ist sicherlich nichts spezifisch Barbarisches, und selbst wir verzärtelten Kulturmenschen der Jetztzeit halten lautes Klagen über körperliche Schmerzen für unmännlich.

1425. Man stellte den Hirschen auf dem Pirschgange und dem Anstande nach und trieb sie mit Leithunden oder Bracken vor die angestellten Schützen. Besonders gern aber pflegten die Großen seit alter Zeit das edle Wild zu Pferde mit Hunden zu hetzen und mit Wurfspeeren (mit des gabylôtes swanc) oder auch Pfeilen zu erlegen.

1426. Auf frühen Gebrauch der Handschuhe bei den Germanen deutet ihre Erwähnung in den Göttersagen (vergl. Thors Eisenhandschuhe und die Fäustlinge der Riesen), sowie ihre Verwendung als Symbol im Rechts- und

Fehdeweſen. Die älteſten Handſchuhe (ahd. hantscôha, hantthruchin) ſind Fäuſtlinge mit Däumlingen (muffulae); ſpäter kommen ſolche mit Fingerlingen auf, wie in unſerm Texte wanti (davon franz. gant, ital. guanto) genannt. Noch heutigen Tages bezeichnen die Seeleute ihre geſtrickten Handſchuhe mit „Wanten".

Stoffe für Fingerhandſchuhe waren Wolle, Seide (bei Fürſten und Frauen in höfiſcher Zeit geſtickt und mit Gold, Steinen und Perlen verziert) und Leder. Die aus letzterem Material verfertigten wurden beſonders auf Reiſen und auf der Jagd getragen und wie noch heute beſonders aus Hirſchleder hergeſtellt. Laßberg, Lieder-Saal, 248, 144: Hirzine hiute sint ze hantschuohen guot, der dem leder rehte tuot.

1435. Die Sicambrer, Sygambrer oder Sugambrer (gebildet aus der verſtärkenden Vorſetzſilbe su und ahd. gambar thatkräftig, unternehmend, ſcharfſinnig), welche von Tiberius von ihren urſprünglichen Sitzen zu beiden Seiten der Ruhr auf das linke Rheinufer verſetzt worden waren, bildeten nach der gewöhnlichen Annahme einen Hauptbeſtandteil derjenigen iſtäoniſchen Stämme, welche man ſpäter unter dem Namen Franken zuſammenfaßte. Nach der Überlieferung war das Königsgeſchlecht der Franken ſigambriſchen Urſprungs; daher redete der hl. Remigius den Merowing Chlodwig bei ſeiner Taufe mit den Worten an: „Beuge dein Haupt, milder Sigambrer!" In der Folge iſt Sigambrer nur eine andere Bezeichnung für Franke, und wir brauchen daher nicht anzunehmen, daß Ekkehard durch jene Bezeichnung Hagen als einen Sproſſen der fränkiſchen Königsfamilie habe kennzeichnen wollen.

1441. Brei, beſonders Haferbrei war nebſt Käſe und geronnener Milch das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes. Im neunten Jahrhundert war Haferbrei das gewöhnliche Eſſen der St. Galler Mönche, bei den Dänen und den übrigen Skandinaviern iſt Grütze oder Mehlbrei noch heute tägliche Speiſe, und in Deutſchland begnügen ſich damit z. B. die Holzhauer und Köhler im Thüringer Walde faſt den ganzen Sommer hindurch. Im „Meier Helmbrecht" ſagt der Vater zu dem Sohne, deſſen Sinn nach höfiſchen Tafelgenüſſen ſteht, V. 453 fg., der Brei, welchen die Mutter durch die wochen koche, ſei beſſer zu eſſen als ein auf unredliche Weiſe erworbener Gänſebraten, und fährt dann fort:

Sun, den rocken mische
mit habern, ê dû vische
ezzest nâch unêren.

Hier werden alſo Braten und Fiſche als Herrenſpeiſe dem Mehlbrei des Volkes entgegengeſtellt. Ähnlich in unſerer Dichtung: Walther ſpottet über Hagen, daß er nun auf den Genuß des Wildbratens, der Heldenſpeiſe, verzichten und Brei eſſen müſſe wie ein Bäuerlein.

Da die Äußerung Walthers in V. 1436 vielfach mißverſtanden iſt und verſchiedene darin eine Anſpielung auf einen gewiſſen in der Thidhrekſaga erzählten Vorgang ſehen wollen, ſo ſei hier darauf hingewieſen, daß die beiden Helden über die Folgen der erlittenen Verletzungen witzeln und einander ſcherzhaft gemeinte Ratſchläge erteilen, wie dieſe wieder gut zu machen ſeien. Walther

hat seine rechte Hand verloren. Folge: er muß einhändig dahergehen; Abhülfe: binde dir einen ausgestopften Handschuh an den Armstumpf. Jetzt ist es an Walther zu erwidern. Hagen hat a. ein Auge und b. sechs Backenzähne verloren. Folgen: er wird a. scheeläugig dreinschauen und b. Eberfleisch oder (die Art für die Gattung) Fleisch überhaupt vermeiden müssen, weil er es nicht mehr gut kauen kann. Abhülfe: koche dir Mehlbrei; den kannst du a. zu heilsamen Umschlägen verwenden, damit dein Auge besser werde, und b. ohne zu kauen, essen.

1443. Statt pactum coactum findet sich in einer einzigen Handschrift des Waltharius p. cruentum. Dies hat man mit „Blutbund" übersetzt und auf die bei den heidnischen Nordländern übliche Art hingewiesen, in der Ziehbrüder einen feierlichen Bund für das Leben schlossen. „Sie ritzten ihre flache Hand, ließen das Blut in ein Grüblein im Boden zusammenrinnen und rührten es ineinander, dann reichten sie sich die Hand unter dem Gelöbnis der vollen Brüderschaft. — — Das Zusammenrühren ihres Blutes war das äußere Zeichen ihres Einswerdens im Blute; darum war auch das Hauptziel des Bundes die Blutrache, die jeder dem andern gelobte u. s. w." Weinhold, altnordisches Leben S. 287. Diese Sitte, welche in christlicher Zeit als heidnisch und teuflisch verdammt wurde, findet sich in ähnlicher Weise noch heute bei gewissen Völkerschaften, z. B. in Afrika, ist aber für Deutschland nicht nachgewiesen. Sicherlich würde Ekkehard eine so auffallende Ceremonie zu erwähnen nicht vergessen haben, wenn er pactum cruentum geschrieben hätte und dieses einen Blutbund bedeuten sollte. Falls aber auch diese Lesart wirklich anzunehmen wäre, würde ich darin lediglich eine Anspielung auf die unter Blut und Wunden stattfindende Erneuerung der alten Freundschaft erblicken.

1456. Ähnlich wie das Waltharilied schließen auch andere mittelalterliche Epen mit der Angabe des Titels der Dichtung oder einem geistlichen Segenswunsche:

Hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge liet. — Ditze liet heizt diu Klage. — Nû hât diz buoch ein ende und heizet Alphartes Tôt. — Hie hat ein end disz tichte, Wolfditereich genannt . . . Maria, bit mit trewen fur uns dein libes kint. — Rolandslied: Tu autem, domine, miserere nobis.

Die weitere Verbreitung und Bearbeitung der Walthersage und Ekkehards Verhältnis zu seiner Vorlage.

Indem ich darauf verzichte, hier auf die schwierige, mit Sicherheit schwerlich zu lösende Frage nach dem Ursprunge der Walthersage und die sehr voneinander abweichenden Ansichten über die mythischen und geschichtlichen Elemente derselben einzugehen,*) will ich in Kürze

*) Über die verschiedenen Erklärungsversuche und die betreffende Litteratur findet man das Nähere S. 3 fg. des 1. Teiles meiner lateinischen Ausgabe. Nach meiner Meinung ist in den uns erhaltenen Gestaltungen der Sage nichts enthalten, was auf einen Götter- oder Naturmythus hindeutet. Die Walthersage schildert offenbar menschliche Schicksale und Zustände, die nicht einmal etwas Germanisch-heidnisches aufweisen. Ob wir es in derselben mit einem historischen Mythus oder mit einer poetischen Darstellung persönlicher Erlebnisse oder mit einer Verbindung beider Elemente zu thun haben, ist ungewiß. — Es sei mir erlaubt, hier noch Jiriczeks vorsichtiges Urteil in seinem empfehlenswerten Büchlein „Die deutsche Heldensage", Sammlung Göschen Nr. 32, 2. Aufl. 1900, S. 128 anzuführen: „Weder über die Heimat der Sage noch ihren Ursprung ist bisher etwas Sicheres ermittelt worden. Aus der Angabe, Walthers Vater sei König von Aquitanien gewesen, ginge hervor, daß Walther ein westgotischer Held sei, denn Aquitanien gehörte im 5. Jahrhundert, in dem die Sage sich bildete, noch zu dem spanischen Westgotenreiche; aber die Angaben der Quellen schwanken. Da Walther keine historische Persönlichkeit ist, hat man in der Walthersage einen Mythus finden wollen, und zwar denselben, welcher der Hildesage der Skandinavier zu Grunde liegt; die Berechtigung hierzu bleibt zweifelhaft; jedenfalls ist in der Sage, wie wir sie aus den erhaltenen poetischen Denkmälern kennen, nichts mehr mythisch, und sie ist ein poetisches Abbild historischer Zustände und Begebenheiten des 5. Jahrhunderts: Geiselschaft vornehmer Kinder bei Attila, die Flucht solcher Geiseln, Befreiung gefangener Frauen durch Entführung von Attilas Hof sind natürliche Begebenheiten, die durchaus das Gepräge der Völkerwanderungszeit an sich tragen, werden zum Teile auch in historischen Berichten wirklich erwähnt und haben, ohne daß ein einzelner bestimmter Fall zu Grunde läge, ihren typischen Ausdruck in der Sagenbildung gefunden".

der verschiedenen Aufzeichnungen gedenken, welche uns von dem weitverbreiteten, selbst jenseits der deutschen Grenzen in England und Skandinavien, ja selbst in Polen und Italien durch deutsche Einflüsse bekannt gewordenen Sagenstoffe erhalten sind.*)

Bruchstücke der nachweislich ältesten Niederschrift einer augenscheinlich umfangreichen Waltherdichtung befinden sich in Kopenhagen, nämlich zwei fünfzehnzeilige Pergamentblätter mit Schriftzügen des 9. Jahrhundert.**) Sie schildern in angelsächsischer Sprache und alliterierenden Versen zwei Scenen aus den Abenteuern auf der Flucht.

Das erste Blatt enthält das Bruchstück einer Anrede, die eine ungenannte Person, aller Wahrscheinlichkeit nach Hildegunde, an Walther (Waldere) richtet. Dieser, Aelfheres Sohn, der einstige Vorkämpfer Etzels (Aetlan ordwyga), wird von Gunther (Guðhere), dem Freunde der Burgunden (wine Burgenda), der Walthers Schwert und der Bauge Menge zurückgewiesen hat, angegriffen und hat Bedenken vor dem Kampfe mit demselben geäußert; wie es scheint, weil der Gegner sich im Besitze eines ausgezeichneten Schwertes befindet, kostbarer als Walthers eigene Waffe Mimming, Wielands Meisterwerk (Welandes geworc). Hildegunde zerstreut Walthers Besorgnisse, erinnert ihn an seine bisherigen Thaten und fordert ihn auf, mit Mut und Gottvertrauen in den gerechten Kampf zu ziehen, dem ein glücklicher Ausgang nicht fehlen werde.

In dem zweiten Bruchstücke wird offenbar Gunther redend eingeführt, der sein Verlangen nach dem trefflichen Schwerte des Gegners äußert, jedoch bemerkt, daß er selbst ein noch besseres in der edelsteingeschmückten Scheide verborgen habe, welches einst Dietrich von Bern (Theodric) dem Wittich (Widia) zum Dank für Errettung aus Gefahr verehrt hatte. Walther, den begehrten Stahl in der Faust, antwortet ihm trotzig, rühmt seine gute, mit Golde gewertete graue Brünne, Alphers Erbe, und beruft sich am Schlusse seiner Rede auf Gottes Schirm und

*) Die verschiedenen die Waltherſage behandelnden Denkmäler in Poesie und Prosa findet man gesammelt bei Learned, The saga of Walther of Aquitaine, Baltimore 1892, S. 1—129. Leider sind die Abdrücke nicht ganz zuverlässig.

**) Text u. a. bei Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, herausg. von Wülcker, 1883, I. S. 7 fg.; Heinzel, Über die Waltherſage, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Klasse, 1888. 117. Bd. II. S. 2 fg.; Scheffel und Holder, Waltharius, S. 168 fg. mit deutscher Übersetzung von Weinhold; Learned S. 3 fg.; vergl. auch Kögel I, 1, 235 fg.

Schutz, auf den Hildegunde ihn vorher hingewiesen hat. Walther ist streitmüde, denn er hat schon vorher einen Teil der Burgundenkämpen bestanden. Hagen hat sich bis jetzt von dem Kampfe fern gehalten, den Gunther nun mit dem Reste seiner Mannschaft zu erneuern sich anschickt.

Es würde zu weit führen, hier auf den verschieden aufgefaßten Inhalt der angelsächsischen Fragmente näher einzugehen, und ich will daher nur darauf hinweisen, daß der Gang der Handlung, soweit derselbe erkennbar ist, manche Ähnlichkeit mit der Darstellung Ekkehards verrät.*) Eine bemerkenswerte Abweichung ist jedoch die Bezeichnung Gunthers als Burgundenherrscher, worin die Fragmente mit dem Nibelungenliede und anderen jüngeren Epen übereinstimmen, wogegen er im Waltharius als König der Franken auftritt. Die Frage, welche von beiden Auffassungen die ältere sei, ob die Franken oder die Burgunden als die ursprünglichen Gegner Walthers zu betrachten, wird verschieden beantwortet.**) Meiner Ansicht nach ist es nicht so unwahrscheinlich, daß die seit uralter Zeit am Rheine ansässigen Sugambrer-Franken früher in der deutschen Heldensage eine bedeutende Rolle gespielt haben als der burgundische Stamm, der seine Sitze am oberen Rhein nur kurze Zeit zu behaupten vermochte, den deutschen Boden verließ und sich nach dem Süden Frankreichs wandte.***) Die Edda kennt den

*) Vergl. darüber u. a. Müllenhoff, Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage VII., Zeitschrift f. d. A. 12, 264 fg., besonders S. 274 fg.; Fischer, Zu den Waldere-Fragmenten, 1886; Althof, Über einige Stellen im Waltharius und die angelsächsischen Waldere-Fragmente, im Programm des Weimarer Realgymnasiums, 1899, S. 6 fg. und Zeitschr. f. d. Phil. 33, 450 fg.

**) Kögel in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 2. Bd., 1893, S. 183: „Wenn Gibicho, der als Burgundenkönig geschichtlich bezeugt ist, hier zu einem Franken geworden ist, so erklärt sich diese Neuerung wohl dadurch, daß man nicht mehr begriff, wie Walther in den Vogesen mit Burgunden zusammentreffen konnte." Das von den Burgunden einst bewohnte Gebiet am Rheine war nämlich in der Folge dem Frankenreiche einverleibt worden. Zu Ekkehards Zeit gehörte Gibichos Königssitz Worms zum Herzogtume Franken.

***) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 36 fg. Nach W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, 1886, S. 37 fg. ist Hagen ein alter fränkischer Nationalheld, der erst nach der Eroberung des Burgundenreiches durch die Franken mit der burgundischen Stammessage verknüpft und zu einem Verwandten und Vasallen des Burgundenkönigs Gunther, des geschichtlichen Gundicar, gemacht worden ist; auch unter den Nibelungen können nach ihm nur die Franken verstanden werden. Holtzmann (Die ältere Edda, 1875, S. 567) sagt in Bezug

Namen der Burgunden nicht mit alleiniger Ausnahme der Atlakwidha (Str. 18), die jüngere deutsche Sagenelemente in sich aufgenommen hat und Verwandtschaft mit dem Nibelungenliede verrät. Freilich ist in der Edda Gunnarr auch kein Franke; er wird vielmehr Gripisspa Str. 35 und auch in der erwähnten Atlakwidha Str. 20 Gotenkönig genannt, wobei allerdings zuzugeben ist, daß der Name der Goten in den Eddaliedern als eine allgemeine Bezeichnung südgermanischer Völker gebraucht sein kann.

Die nächstälteste Überlieferung einer Waltherſage verdanken wir der Chronik*) des im Jahre 750 gegründeten lombardischen Klosters Novalese am Fuße des Mont Cenis, welche in Kap. 7—12 des zweiten, wahrscheinlich vor 1027 geschriebenen Buches von einem Walther erzählt.

Zunächst werden einige lateinische Verse eines ungenannten gelehrten Dichters angeführt, die in der Übersetzung lauten:

Walther, der tapfere Held, den niemals Feinde erschreckten,
Beugte der Stolzen Genick, himmelan strahlte sein Ruhm.
Hat er doch alle Welt in doppeltem Kampf überwunden,
Ausgezeichnet im Krieg, leuchtender noch durch Verdienst.
Vor dem Helden hat selbst gebebt der glühende Indus,
Morgen- und Abendland haben gezittert vor ihm,
Und es fliegt sein Ruhm, verherrlicht durch glänzende Thaten,
Über die Adler hinaus, die die Cäsaren geführt.

Dieser Walther, ein Held aus königlichem Stamme, beschließt nach Vollführung vieler kriegerischen Thaten, hochbetagt und von der Last seiner Sünden bedrückt, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er durchwandert daher fast die ganze Welt am Stabe, um dasjenige ausfindig zu machen, in welchem die strengste Zucht herrsche, und gelangt endlich nach Novalese, wo er findet, was er sucht, das Mönchsgewand annimmt und von dem Abte auf seinen Wunsch mit dem Amte des Klostergärtners betraut wird.

Nun fährt der Chronist in Kap. 8 fort, Walther sei der Sohn des Königs Alfer von Aquitanien gewesen, und giebt sodann eine Paraphrase

---

auf den Waltharius: „Gibich aber ist auch hier noch nicht ein Burgunder; sein Reich wird bestimmt vom burgundischen geschieden; er ist aber auch nicht mehr Gote, sondern ein Franke."

*) Abgedruckt u. a. Mon. Germ. S. S. VII, S. 73 fg.; Peiper a. a. O., S. 99 fg.; Learned S. 44 fg.

der Dichtung Ekkehards, aus der er zahlreiche Verse citiert, gelangt aber am Schlusse des 9. Kapitels nur bis zu dem Punkte, wo Gunther und Hagen gemeinsam gegen Walther kämpfen, aber, vor Mattigkeit und Durst erschöpft, den Gegner nicht zu überwinden vermögen.

Ohne über die Aussöhnung der Feinde und die glückliche Heimkehr der Verlobten weiter zu berichten, erzählt er dann im 10. und 11. Kap. ausführlich, wie einst die wohlbeladenen Wagen des Klosters von königlichen Pferdehirten beraubt worden seien. Walther habe darauf sein altes Schlachtroß bestiegen, welches einst von ihm mit in das Kloster gebracht worden war, habe die Räuber teils getötet, teils vertrieben und sei mit dem geraubten Gute und vieler Beute wieder heimgekehrt.*) Auch solle er dreimal gegen die einbrechenden Heiden gekämpft und sie mit Schimpf von den Gefilden des Klosters zurückgetrieben haben. Ein andermal, heißt es weiter, habe er die Diener des Königs Desiderius, welche die Rosse auf einer Klosterwiese weideten, überwunden und auf dem Heimwege, gleichsam erfreut über seinen Sieg, zweimal mit der Faust so mächtig an einen Felsen geschlagen, daß ein gewaltiges Stück desselben zur Erde gefallen sei. Die Stelle werde, erzählt der Chronist,

---

*) Als Walther von den Brüdern zu den Räubern gesandt wird, um diesen ihr Unrecht vorzustellen, äußert er die Befürchtung, die übermütigen Gesellen würden ihm sein Mönchsgewand ausziehen, und er dieses nicht willig ertragen können. Der Abt bedeutet ihm darauf, er müsse sich Kleid, Kutte, Pelz und Unterkleid nehmen lassen, dann aber habe er hinlänglich seine Demut bewiesen; die Hosen brauche er sich jedoch nicht rauben zu lassen. Walther thut wörtlich nach dem Gebote des Abtes, unterhandelt erst gütlich mit den Räubern und läßt sich von ihnen geduldig aller Kleider berauben; als sie ihm jedoch an die Hosen kommen, schlägt er auf sie ein.

Diese Episode ist für uns deswegen von Interesse, weil ein lateinisches Sprichwort, welches in einer „Prora et Puppis" betitelten Sammlung enthalten ist, darauf anspielt:

Mandant Waltero fratres non reddere brachas

(Die Brüder heißen Walther die Hosen nicht herauszugeben). Vergl. Bartsch, Germania 18, 310 fg.

Jenes in der Kölner Dombibliothek aufgefundene Werk eines unbekannten Verfassers ist zwischen 1010 und 1025 niedergeschrieben und ein Beweis, daß die Sage von dem Novaleser Walther auch in Deutschland nicht unbekannt war. Wenn, wie wahrscheinlich, der Verfasser des Hexameters als Quelle die Novaleser Chronik benutzte, so ist dies von Wichtigkeit für die Abfassungszeit des zweiten Buches.

zur Zeit noch Walthers Schlag oder Hieb (Percussio vel Ferita Waltari) genannt. Walther habe dann noch lange Jahre als frommer Mönch im Kloster gelebt und sich selbst auf einem Felsen sein Grab ausgehauen, in welchem er auch nebst seinem Enkel, Namens Rataldus, begraben worden sei; die Gebeine behauptet der Berichterstatter selbst oft gesehen zu haben. Der genannte Rataldus wird von ihm als Sohn des Ratherius bezeichnet, den die erwähnte Hildegunde dem Walther geboren habe.*)

Wir haben hier offenbar eine lose Verknüpfung der Ekkehardschen Dichtung mit der Novaleser Lokalsage von einem ganz anderen Walther vor uns, dessen Klosterleben und Kampf gegen die Räuber große Ähnlichkeit mit dem in einer chanson de geste erzählten Moniage des hl. Wilhelm von Orange**) und dem in Kap. 429—433 der Thidhrekssaga geschilderten Kampfe Heimirs (Heimes) gegen den dessen Kloster bedrohenden Riesen Aspilian zeigt. Der Schreiber der Chronik, dem nur eine unvollständige Handschrift des lateinischen Waltharius zur Verfügung stand, und der daher auch den Ausgang des Kampfes im Wasgenwalde nicht kannte, hat in ungeschickter Weise jenes Bruchstück in die Klosterlegende eingeschoben, sich später nur einmal bei der Nennung der Mutter Rathers auf dies Einschiebsel bezogen und den Namen Hildegunde daraus entlehnt.

Während wir also in der Erzählung des italienischen Mönches eine Weiterbildung der deutschen Waltherſage nicht erblicken können, finden wir wesentliche Abweichungen von der Fassung Ekkehards in den noch zu besprechenden Darstellungen der späteren Zeit. Dies darf uns nicht Wunder nehmen, denn es ist naturgemäß, daß die epischen Volkslieder und mehr noch die nicht durch poetische Form gebundenen Sagenerzählungen bei ihrer Wanderung durch die Jahrhunderte mannigfache Änderungen erlitten haben. Schon dadurch, daß die alte Form der allitterierenden Langzeilen aufgegeben und der Stoff in die neue Form gereimter Verse gegossen wurde, wie dies auch bei dem Walthariepos nachweislich der Fall gewesen ist, konnte der Inhalt nicht ganz un-

*) Ausführlicher findet man die Sage bei Grimm, Deutsche Sagen, 1816—18, Nr. 407.

**) Le moniage Guillaume beruht zum Teil auf einer unzweifelhaft langobardischen Dichtung; vergl. „Gaston Paris, La littérature française au moyen âge, Paris 1888, § 27, 38, 39, 40; Suchier u. Birch-Hirschfeld, Gesch. d. franz. Litter. 1900, S. 34 fg.

berührt bleiben. Mehr noch wurde aber der Stoff bei seiner Fortpflanzung von Mund zu Mund durch die immer neu schaffende und umgestaltende Kraft der Volkspoesie beeinflußt, welche mit Ort, Zeit und Personen willkürlich schaltet, gewisse Bestandteile der Sage vernachlässigt und verdunkelt, andere hingegen besonders pflegt und in helleres Licht setzt, neue Beziehungen zu anderen Sagenkreisen anknüpft und Sitte, Lebensweise, Anschauung und Empfindung der späten Enkel auf die Altvordern überträgt.

Es möge hier zunächst der nordischen Sagengestalt gedacht werden. Diese findet sich in der norwegischen Thidhrekssaga, früher Vilkinasaga genannt, welche um 1250 verfaßt ist und als Quellen alte deutsche Gedichte und Erzählungen niederdeutscher Männer, namentlich aus Soest, Bremen und Münster, angiebt. Die Sage erzählt folgendes:*)

Kap. 241. „Attila, König von Susa, war beides, mächtig und volkreich, und eroberte manche Reiche. Er schloß Freundschaft mit König Erminrek, der damals über Pulien herrschte. Diese beiden Könige schlossen Freundschaft unter sich in der Art, daß König Attila dem König Erminrek seinen Blutsfreund Osid mit zwölf Rittern, König Erminrek dagegen Waltari von Waskastein,**) seinen Schwestersohn, mit zwölf Rittern sandte. Damals war Waltari zwölf (nach anderer Handschrift vier) Winter. Er blieb dort sieben Winter. Zwei Winter später, als Waltari nach Susa kam, kam dahin Hildigund, die Tochter des Jarls Ilias von Greca, und war König Attila als Geisel gesendet; damals war sie sieben (n. a. H. zwölf) Winter alt. Diese jungen Leute liebten sich sehr, und dennoch wußte das König Attila nicht.

Kap. 242. Es geschah eines Tages, daß ein großes Gastmahl und ein prächtiger Tanz im Grasgarten König Attilas stattfand, und da hielt Waltari Hildigund bei der Hand Sie redeten mancherlei mit einander, und niemand hatte Argwohn dabei. Da sprach Waltari: „Wie lange willst du Dienstmagd der Königin Erka sein, und das ziemte sich besser, daß du mit uns heim führest zu meinen Blutsfreunden." Sie sprach: „Herr, nicht sollst du meiner spotten, obwohl ich nicht bei

*) Vergl. Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat, 2. Bd. 1858, S. 286 fg. Der Urtext ist herausgegeben von Unger, Christiania 1853; vergl. auch Learned S. 93 fg.

**) af Vaskasteini; in der schwedischen Übersetzung heißt er Walter af Wasekensten.

meinen Blutsfreunden bin." Da antwortete Waltari: „Frau, du bist die Tochter des Jarls Ilias von Greca, und dein Vatersbruder ist Osangtrix, König der Wilcinenmänner, und ein anderer (Waldemar) eines großen Teils der Ruzen; ich aber bin Schwesterssohn des Königs von Romaburg, und ein anderer Blutsfreund von mir ist König Thidrek von Bern: und warum soll ich König Attila dienen? Thue also wohl und fahre heim mit mir, und wie ich dir hold bin, so sei Gott mir hold!" Da antwortete sie: „Da ich deinen Willen für gewiß weiß, so sollst du auch mich und meinen Willen kennen. Damals war ich vier Winter alt, als ich dich zum erstenmal sah, und ich liebte dich sogleich so sehr, daß ich nichts in der Welt mehr liebte, und ich will mit dir fahren, wohin du willst." Da antwortete Waltari: „Wenn es so ist, wie du sagst, so komme du morgen, wenn die Sonne aufgeht, zu dem äußersten Burgthor und nimm so viel Gold mit dir, wie du nur mit deinen beiden Händen zumeist tragen kannst, indem du alle Schatzkammern der Königin Erka, deiner Blutsfreundin, weißt." Und sie sagte, daß es also geschehen sollte. Und König Attila ward nun nichts von diesem Anschlag gewahr, ehe denn Waltari und Hildigund mit ihm aus Susa hinausgeritten war, und sie nahmen nun großes Gut an Gold (n. a. H. „und anderem") mit sich. Und beide ritten aus der Burg hinaus, und keiner war ein so guter Freund von ihnen, daß sie ihm zutrauten, ihre Fahrt zu wissen.

Kap. 243. Und nun wurde König Attila gewahr, daß Waltari und Hildigund fortgeritten waren, und er gebot daher zwölf seiner Mannen, Hildigund und Waltari nachzureiten, „und ihr sollt mir all das Gut zurückbringen, das weggenommen ist, und zugleich Waltaris Haupt!" Und unter diesen war ein Mann, Namens Högni, König Aldrians Sohn.*) Und da ritten diese zwölf Ritter ihnen eilig nach, und es sah nun einer den andern reiten. Da sprang Waltari von seinem Hengste mit großer Höflichkeit und Kühnheit und hob seine Frau Hildigund und ihre Kostbarkeiten herunter. Hierauf sprang er wieder auf seinen Hengst und setzte sich seinen Helm aufs Haupt und schwang seinen Speer vor. Da sprach Hildigund zu ihrem süßen Herrn: „Herr, Harm ist das, daß du dich allein mit zwölf Rittern schlagen sollst; reite lieber zurück und rette dein Leben". „Frau, sagte er, weine nicht; ich

*) In der altschwedischen Bearbeitung heißt es noch: Hagen war damals bei König Attila und war da ganz jung ꝛc.

habe früher gesehen Helme kloben, Schilde zersplittern, Brünnen zerhauen und Männer von ihren Rossen hauptlos stürzen: und alles dies habe ich mit meiner Hand gethan, und mir ist dies nicht zu übermächtig." Und nun ritt er ihnen entgegen, und es erhob sich hierauf ein gewaltiger Streit, und es ward früher dunkel von der Nacht, als der Kampf beendigt war.

Kap. 244. Aber Waltari war nun sehr verwundet und hatte nun elf Ritter erschlagen, doch Högni entkam und floh in den Wald. Waltari aber suchte nun seine Frau auf und trug dort für sich Sorge in dem Walde. Er schlug da Feuer mit einem Flinsstein und machte dort ein großes Feuer und briet dabei einen Schenkel eines wilden Ebers. Und hierauf speisten sie und hörten nicht auf, bevor alles vom Knochen ab war. Da sprang Högni aus dem Walde und zu dem Feuer, bei dem Waltari saß, und dachte, daß er ihn erschlagen würde, und zog nun sein Schwert. Hildigund sprach zu Waltari: „Wahre dich, hier kommt jetzt einer von deinen Feinden, mit denen du dich heute schlugest." Und da hob er den Schenkel des wilden Ebers, der abgegessen war, empor und warf nach Högni und versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er sogleich zur Erde fiel; und er traf seine Wange, daß das Fleisch gleich zerriß und das Auge herausprang. Und nun stand er hastig wieder auf die Füße und lief zu seinem Hengst und ritt damit heim nach Susa und sagte König Attila von seiner Fahrt. Waltari stieg nun zu Roß und ritt mit Hildigund südwärts über das Gebirge zu König Erminrek und sagte ihm nun alles von seinen Fahrten. Und doch konnten sie König Attilas (n. a. H. Thidreks) Gunst behalten durch Geldgaben, welche König Erminrek ihm gab".

Weiter wird noch von Valtari af Vaskasteini in der Thidhrekssaga berichtet, daß er, „der größte aller Kämpen in des Königs (Erminreks) Gefolge an Stärke und Fertigkeiten" in einem Wettkampfe von Thetleif (Dietleib) im Stein- und Speerwerfen besiegt worden sei (Kap. 128—129), und daß ihn Erminrek zum Häuptling über die eroberte Stadt Gerimsheim (Germersheim) gesetzt habe (Kap. 151). Das 331. Kap. erzählt seinen Tod: in der Schlacht bei Gronsport (dem alten Konsoport an der Mosel) kämpft er auf Sifkas (Sibichs) Seite gegen Thidhrek und trägt das Banner König Erminreks, stößt im Kampfe mit Wildifer (Wildeber) zusammen und sinkt gleich seinem Gegner tödlich getroffen vom Rosse.

Wie man sieht, hat diese Überlieferung manche Züge mit dem Walthariliede gemeinsam (von Hagens Einäugigkeit z. B. berichten nur

der Waltharius und die nordische Quelle,*) ja, es finden sich verschiedentlich sogar wörtliche Anklänge an Ekkehards Dichtung, so daß die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, jene selbst oder eine Bearbeitung derselben oder Ekkehards Vorlage habe sich unter den alten Liedern und Erzählungen befunden, auf die sich der Verfasser der Thidhreksſaga beruft. Daß der lateinische Waltharius im nördlichen Deutschland bekannt war, beweist seine Benutzung in dem von Lambert von Hersfeld im Jahre 1175 gedichteten Carmen de bello Saxonico,**) und neuerdings will man auch in Hrotsvits Dichtungen Spuren einer Benutzung des Waltharius gefunden haben.

Die Angabe, Hildegunde sei eine griechische***) Prinzessin gewesen, trägt den Stempel des späteren Mittelalters an der Stirn, und auch die wesentlichste Abweichung von der älteren Überlieferung, die Vertauschung der verfolgenden Franken (Ekkehard) bezw. Burgunden (angelsächsisches Fragment) mit den Hunnen, muß einer späteren Zeit angehören.†)

---

*) In der Thidhreksſaga wird sie außer in Kap. 244 auch Kap. 184 und 375 erwähnt. Ich verstehe nicht, wie Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 329 diese Reihenfolge als einen Beweis für die Sagenechtheit der Einäugigkeit ansehen kann, weil an Konsequenzmacherei seitens des Sagaschreibers nicht zu denken sei. Gewiß war dem Verfasser des Werkes zur Zeit, als er das 184. Kap. niederschrieb, das, was er Kap. 244 erzählt, bereits bekannt, und es ist natürlich, daß er schon an jener Stelle, wo Hagens Persönlichkeit ausführlich geschildert wird, der Einäugigkeit des Helden gedachte.

**) Herausgegeben von Pannenborg, Beilage zum Göttinger Gymnasialprogramm, 1892. Vergl. Göttingische gelehrte Anzeigen, 1873, S. 1139.

***) Man verstand unter den Griechen im Mittelalter auch die Russen. Nach der Thidhreksſaga Kap. 315 gab Attila dem Iron (= Ilias) die Herrschaft über ganz Rußland gegen einen Tribut; daher die Anwesenheit Hildegundes als Geisel am Hofe Attilas. Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 348 fg. und 353 fg. Ŷljas, künec von wilden Riuzen, Ortnits Oheim, spielt auch im „Ortnit“ eine Rolle; vergl. Str. 76 u. a.

†) Nach Heinzel a. a. O. S. 62 ist es wahrscheinlicher, daß der Hunnenkampf eine ältere Vorstellung ist als der Kampf mit Gunther, weil die Hunnen die Geschädigten gewesen seien, der Angriff der Burgunden aber etwas Unbegreifliches (?) an sich habe. Auch Jiriczek a. a. O. S. 129 nennt die Hunnen „die natürlichen Verfolger Walthers“. Wenn aber auch eine Verfolgung seitens der Hunnen in der That stattfand, so folgt daraus noch keineswegs, daß die nachsetzenden Feinde Walther auch wirklich erreichten und bekämpften. Mir scheint es, daß auch Ekkehard eine Verfolgung durch Attilas Mannen natürlich

Es ist zwar diese Änderung von anderen den Franken zugeschrieben, da für sie am ersten eine Veranlassung dazu vorhanden gewesen sei, insofern sie ihre eigene Niederlage zu besingen, hätten Anstoß nehmen müssen.*) Doch ist uns von einer fränkischen Fassung der Sage nichts bekannt und wahrscheinlicher die gedachte Vertauschung auf die Verbindung der Waltherſage mit der Dietrich-Ermenrichſage zurückzuführen.

Die umfangreiche Thidhrekssaga schildert nämlich Leben und Thaten Dietrichs von Bern, und der Verfasser hat eine ganze Reihe von Sagen herbeigezogen, die an die Person seines Helden geknüpft sind. Das Bindeglied zwischen letzterem und Walther von Aquitanien hat Ermenrich abgegeben, den die Heldensage als Kaiser von Rom und übelgesinnten Oheim des Berners kennt, und der nun auch zu einem Oheim Walthers gestempelt wurde. Die natürliche Folge davon ist eine wesentliche Änderung der Schicksale der beiden Flüchtlinge, denn auf ihrer Flucht vom Hunnenlande — mag man nun als Hauptstadt desselben Susa (Susan, Susak, d. i. Budva) oder Susat, das westfälische Soest,**) annehmen — nach Italien (Pulien) konnten Walther und Hildegunde unmöglich den Rhein überschreiten und einen Kampf im Wasgenwalde bestehen. Auch hatte Walther hier gar nichts mehr zu thun, selbst wenn er nach der Heimat seiner Braut hätte ziehen wollen, da letztere, und zwar recht willkürlich, aus der Tochter eines linksrheinischen Königs zu einer russischen Prinzessin gemacht worden war. Trotzdem ist Walthers Beiname „von Waskastein", den er doch offenbar infolge seines dort bestandenen denkwürdigen Abenteuers trägt, beibehalten worden! Der Kampf selbst mit 12 (13) Gegnern und die Rolle, welche Hildegunde bei demselben spielt, sind geblieben; der Schauplatz der Begebenheit jedoch ist ins Hunnenland verlegt. Wie Hagen dorthin gekommen ist, in welchem Verhältnisse er zu Walther stand, erfahren wir nicht, und seine Beteiligung an der Verfolgung ist nur äußerlich motiviert, während der Kampf zwischen Freundestreue und Vasallenpflicht, gewiß ein nicht weniger altes dichterisches Motiv als der Streit zwischen Vaterliebe und

---

fand und, da seine Quelle von einer solchen nichts erwähnte, das Unterbleiben derselben V. 408 fg. besonders begründen zu müssen glaubte. Übrigens entrann auch Hagen ungehindert aus dem Hunnenlande.

*) Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 273; Symons in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 2. Bd. 1893 S. 59. — Dagegen W. Müller, Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage, 1889, S. 129.

**) Vergl. W. Grimm, Deutsche Heldensage, 3. A. 1889, S. 77 und 198.

kriegerischer Ehre im Hildebrandsliede, sich in der älteren Fassung der Dichtung bei Hagen zu einem hochpoetischen tragischen Konflikte gestaltet.

Es ist möglich, daß der Verfasser der Thidhrekssaga auch eine deutsche Quelle kannte, nach der, wie es in dem später zu besprechenden „Biterolf" und dem mittelhochdeutschen Walthersliede aus dem 13. Jahrhundert augenscheinlich der Fall war, Walther vor seinem Kampfe am Wasgensteine auch einen solchen mit den ihn verfolgenden Hunnen bestand. Letzterer ist aber schwerlich ein altes Sagenelement,*) denn es ist nicht klar, was Ekkehard veranlaßt haben könnte, einen solchen, für seinen Helden doch ehrenvollen Strauß zu verschweigen;**) vielmehr dürfte diese weitere Ausspinnung der Sage der höfischen Zeit zuzuschreiben sein, in der die alten Stoffe in vielfacher Weise Umgestaltungen erfuhren. Lag dem Verfasser der Thidhrekssaga eine solche jüngere Fassung der Waltherſage vor, so ist es erklärlich, daß er, der mit andern Sagaverfassern und z. B. auch mit dem Dichter***) des „Biterolf", die Lust zu fabulieren teilte, dem oben gedachten Zwecke seiner Darstellung entsprechend, den ihm unbequemen Kampf auf dem linksrheinischen Gebiete mit dem gegen die Hunnen zu einem einzigen verschmolz, aber Hagen, den Hauptgegner Walthers im Wasgenwalde, nicht ganz fallen lassen wollte und nun als Führer der verfolgenden Hunnen eine Rolle spielen ließ.

---

*) Ich bin im Gegensatze zu Müllenhoff, Zeitschrift f. d. A. 12, 274, der Meinung, daß die Anspielung in dem österreichischen Gedichte „Von dem übelen wîbe" (vergl. den Schluß dieses Kapitels), derzufolge die Liebenden fuoren durch diu rîche alsô behagenlîche, ebensogut darauf gedeutet werden kann, daß die Flüchtlinge in der alten Sage bis zum Wasgenwalde unbehelligt ihre Straße zogen, wenn die Worte sich nicht, dem Zusammenhange entsprechend, lediglich auf das gute Einvernehmen zwischen dem Paare beziehen.

**) Linnig S. 98 fg. ist der Ansicht, Ekkehard habe, durch ein künstlerisches Motiv bewogen, die Verfolgung Walthers durch Attilas Mannen unberücksichtigt gelassen, weil er das Interesse für die Kämpfe am Wasgensteine nicht durch den Bericht von einem feindlichen Zusammenstoße mit den Hunnen schwächen wollte. Doch es kann in einem Heldengedichte gar nicht genug gekämpft werden, und ich glaube auch, daß es für den Aufbau der Handlung nicht störend gewesen wäre, wenn uns Walther erst als siegreicher Heerführer, dann in einem kurzen Handgemenge mit barbarischen Verfolgern und schließlich in einer langen Reihe von Zweikämpfen mit auserlesenen Frankenrecken vorgeführt worden wäre.

***) Bei ihm findet sich zuerst eine Gegenüberstellung Siegfrieds und Dietrichs, die dann auch im „Großen Rosengarten" und in der Thidhrekssaga wiederkehrt.

Die polnische Waltherſage iſt aus unbekannter Quelle in die ſog. Chronik des Boguphalus*) (Biſchof von Poſen † 1253), wahrſcheinlich eine Kompilation des 14. Jahrhunderts, eingefügt.

Walther der Starke (Walterus robustus, polniſch Walczerz wdaly), ein Graf aus königlichem Geſchlechte, welcher in heidniſcher Zeit die Burg Tynecz bei Krakau beſitzt, wird von Liebe zu Helgunda, der Tochter eines Frankenkönigs, ergriffen, die aber ihre Gunſt bereits einem am Hofe ihres Vaters lebenden alemanniſchen Königsſohne geſchenkt hat. Walther aber beſteigt nächtlicher Weile dreimal die Burgmauer und weiß Helgunda durch ſeinen herrlichen Geſang ſo zu bezaubern, daß ſie ſich von dem Alemannen abwendet und eine leidenſchaftliche Liebe zu dem Sänger faßt. Erſterer eilt voll eiferſüchtiger Wut in ſeines Vaters Reich zurück, nimmt alle Fahrzeuge am Rhein in Beſitz und befiehlt, daß, wenn jemand mit einer Jungfrau erſcheine, dieſer nicht über den Fluß geſetzt werde, ehe er eine Mark Goldes als Fahrgeld erlegt habe. Als nun das erwartete flüchtige Paar anlangt, fordern und erhalten die Fährleute den verabredeten Lohn, ſuchen aber die Reiſenden aufzuhalten, bis der Alemanne herbeikomme. Walther aber merkt die Gefahr, ſchwingt ſich mit Helgunda aufs Roß und ſetzt über den Strom. Als er am anderen Ufer eine Strecke Weges fortgeritten iſt, hört er hinter ſich das Rufen des Alemannen, der ihn verfolgt und ihm zuruft, er ſei heimlich mit der Königstochter entflohen und habe die Überfahrt nicht bezahlt; er müſſe mit ihm um Roß, Waffen und Helgunda kämpfen. Walther entgegnet, er habe eine Mark Goldes den Schiffern gegeben, und die Jungfrau folge ihm freiwillig. Beide greifen einander nun zunächſt mit den Lanzen, und nachdem dieſe zerbrochen ſind, mit den Schwertern an. Der Alemanne, welcher Helgunda gegenüberſteht und durch ihren Anblick ermutigt wird, treibt Walther zurück, bis dieſer weichend ebenfalls die Geliebte erblickt, von Scham und Wut erglühend, mit friſcher Kraft auf den Feind losgeht und ihn alsbald tötet. Dann nimmt er Pferd und Waffen des Gegners und langt mit Helgunda glücklich auf ſeiner Burg Tynecz an, wo er ſich von ſeinen Wunden erholt.

Hier findet ſich nun ähnlich wie in der Novaleſer Überlieferung eine ganz andere Erzählung angeknüpft, aber eine häßliche Ehebruchs-

*) Herausg. von Bielowski, Mon. Poloniae hist. II. p. 510—514; Learned S. 105 fg.

geschichte, in der Helgunda sich als ein hinterlistiges, niederträchtiges und schamloses Weib enthüllt, das schließlich mit dem Genossen seiner Schuld von dem Gatten getötet wird. Ihr in einen Felsen ausgehauenes Grab, heißt es zum Schlusse, sei noch in Wislica für jedermann zu sehen.

Dieselbe Geschichte erzählen mit einigen Abweichungen spätere polnische Schriftsteller,*) auch wird berichtet, daß sich im Jahre 1242 auf dem Schlosse zu Wislica ein in Stein gehauenes Bild Helgundas befunden habe.

Im ersten Teile dieser Erzählung erscheint die alte Waltherſage polonisiert und in eine der zahlreichen Entführungsgeschichten umgewandelt, also ärger entstellt als in der nordischen Fassung, auf welche die polnische Sagengestalt zurückzugehen scheint. In der Thidhrekssaga haben wir Walther als Neffen Ermenrichs von Pulien kennen gelernt, was leicht mit Polen verwechselt werden konnte. Der Rheinübergang, den Ekkehard berichtet, ist geblieben, erfolgt aber in umgekehrter Richtung, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß man Attila in Deutschland, im Frankenlande, lokalisierte und seinen Sitz auf das linke Rheinufer verlegte.**)

Der Meinung, in Walthers nächtlichem Gesange und dem Zuge, daß beim Zweikampfe durch den Anblick Helgundas die Kämpfer neu gekräftigt werden, seien ursprüngliche Bestandteile bewahrt, die auf alte Verwandtschaft der Waltherſage mit der Hildesage hindeuteten,***) vermag ich nicht beizustimmen, da der ermutigende Anblick der Geliebten und der nächtliche Gesang des Freiers auch sonst ein beliebtes Motiv ist. „Daß aber der zweite Teil der Sage schon in irgend einer Form dem alten Epos angehört habe, ist nach jeder Seite hin unglaublich; es widerspricht dem Inhalt nach ganz dem alten idealisierenden Kunstprinzip des germanischen Epos, das böse Frauen, wenn auch keine listig-untreuen, allerdings kennt, aber nicht als Heldinnen, und bei dem ein solches Umschlagen des Charakters ins Gegenteil, wie wir es annehmen müßten, unerhört ist. Auch hätte, wenn der germanischen Waltherſage je eine solche Entwicklung eigen gewesen wäre, dies nicht vergessen werden können".†)

---

*) Paprocki, Bielski, Niesiecki, Procosius, Wojcicki; vergl. Learned S. 110 fg. und Heinzel S. 36 fg.

**) Vergl. Heinzel a. a. O. S. 88 fg.

***) Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 274; Symons a. a. O. S. 57; meine Waltharіusausgabe I. S. 5 fg.

†) Vergl. Heinzel, S. 48, 90, 92.

Es bleibt uns noch übrig, das Fortleben der Waltherſage in der deutſchen Dichtung des ſpäteren Mittelalters zu betrachten. Der beliebte Stoff iſt in dieſer Zeit in einem allem Anſcheine nach umfangreichen, in einer Art Nibelungenſtrophe abgefaßten Epos behandelt worden; wenigſtens laſſen die auf uns gekommenen Bruchſtücke darauf ſchließen, daß es auch die Nebenumſtände mit epiſcher Breite ſchilderte im Gegenſatze zu Ekkehards knapper Darſtellung.

In dem Grazer Fragmente*) einer Handſchrift des 13. Jahrhunderts ſind uns einige nicht auf einander folgende, lückenhafte Strophen erhalten, über deren Zuſammenhang ſich nur Vermutungen ausſprechen laſſen. Es werden einige neue Züge darin geliefert: Hagen ſcheint, entſprechend der Darſtellung des Nibelungenliedes, das Hunnenland nicht als Flüchtling zu verlaſſen, ſondern nimmt feierlich Abſchied von König und Königin und beſchenkt reichlich die ihm nahe ſtehenden Hunnen. Walther erfährt erſt durch ihn, daß er ſchon früh mit Hildegunde verlobt worden iſt, und bedauert, dieſes nicht eher gewußt und ihr nicht ſchon längſt gedient zu haben.**)

Die Wiener Bruchſtücke,***) ebenfalls im 13. Jahrhundert aufgezeichnet, berichten von den Schickſalen des Paares ſeit ſeinem Aufbruche vom Rheine. Im erſten Teile iſt zunächſt von Wein die Rede, der von Walthers Händen angenommen worden iſt, alſo wohl von einem Verſöhnungstrunke wie im Waltharius V. 1410 fg. Walther und Hildegunde befinden ſich auf der Reiſe nach Lengres, Walthers Heimat, und laſſen es gern geſchehen, daß ſie im Auftrage Gunthers von Volker und ſechzig Degen, die ihnen vom Rheine durch den Wasechenwalt gefolgt waren, geleitet werden. Volker rät, auf der Reiſe die Stadt Metz zu meiden, wo Ortwin mit tauſend kühner Mannen ſäße, der, unbekümmert um den König, ſie nicht ohne Streit ziehen laſſen würde.†) Man befolgt

*) Abgedruckt u. a. Zeitſchrift f. d. A. 12, 280 fg.; Heinzel S. 13 fg.; Learned S. 65 fg.

**) Ich kann Linnig (3. Aufl. S. 108 fg.) nicht beiſtimmen, wenn er meint, Walther ſei hier der Scheidende und Hagen bleibe zurück, ſo daß die Möglichkeit gegeben werde, daß er unter den von Attila zur Verfolgung Walthers ausgeſandten Recken ſich befand, von denen die Thidhrekſaga berichtet.

***) Text u. a. Zeitſchrift f. d. A. 2, 216 fg.; San Marte, Walther von Aquitanien, S. 183 fg.; Learned S. 67 fg.

†) Der Grund wird uns vielleicht klar aus dem Waltharius: Nach J. Grimm iſt der dort von Walther getötete Kamalo (Gamalo d. i. der Alte) wahrſcheinlich der ſonſt in der Heldenſage genannte Ortwîn von Metzen, von dem Biterolf

den Rat Volkers und zieht unter seiner sorglichen Führung aus Ortwins Lande durch Burgund, und wenn man nicht das große Geleite gesehen hätte, so wären sie auf der Straße wohl nicht ohne große Mühsal geblieben.

Walther hat indes schön gekleidete Boten an seinen Vater Alker (später wird er in dem Fragmente Alpker genannt), den vogt von Spanyge, gesandt, um ihm zu verkünden, daß er mit Hildegunde nahe. Auf diese frohe Kunde schwindet der Kummer des Königs, den die Zeit der Abwesenheit seines Sohnes wohl tausend Jahre gedünkt hat. Die Königin, Frau Hilde, aber vergießt Freudenthränen, als sie die liebe Märe vernommen, und macht Vorschläge, wie man beide festlich empfangen solle. Der König erkundigt sich nun bei den Boten, wie Etzel und Frau Helche sich gegen Walther und Hildegunde verhalten hätten, und erfährt, Walther sei von dem Könige so geschieden, daß es die Hunnen ewig beklagen müßten, denn er habe ihnen auf der Fahrt viele ihrer lieben Magen erschlagen.*) Der König giebt seiner Freude Ausdruck und thut

V. 6004 gesagt ist: der starp ze fruo in sînen tagen, und dessen Witwe ebendaselbst V. 2482 erwähnt wird. Der in unserm Bruchstücke erwähnte Ortwin (der junge) ist wohl ein Verwandter (Biterolf V. 6008: der was der vetern sun sîn), von dem anzunehmen war, daß er den Tod seines Magen an Walther rächen würde. Vergl. Grimm, Lateinische Gedichte S. 116.

*) I, 12. Dô sprach aver der rekche: ir sult mich hôren lân,
wie Etzele und frou Helche zû zin haben getân.
dô sprach der boten einer: daz wil ich iu sagen:
Walther ist von dem kunige sô gescheiden, daz ez die Hiunen immer mûzen klagen,
Ir ettelîcher drunder, daz si in wæren holt.
er hât an sumelîchen vil wol daz versolt,
daz si im immer flûchen. wand er hât in erslagen
an sîner verte vil ir lieben mâge. ich kan iu anders niht gesagen.

Das Epos hat also Walther einen siegreichen Kampf mit den ihn verfolgenden Hunnen bestehen lassen. Wahrscheinlich hat aber auch ein Kampf mit Gunther und seinen Mannen stattgefunden, worauf die feindselige Haltung Ortwins und die zurückhaltende Antwort des Königs auf die Einladung zu den Hochzeitsfeierlichkeiten hindeuten. „Die Situation, sagt Linnig 3. Aufl. S. 109, zwingt zu der Voraussetzung, daß tags zuvor die Kämpfe mit Gunther und seinen Leuten stattgefunden und, nachdem Gunther, Hagen und Walther mehr oder weniger kampfunfähig geworden, mit gegenseitiger Versöhnung geendigt haben", wogegen es Strecker, Probleme, S. 588, für zweifellos hält, daß hier kein Zusammenstoß mit Gunther stattgefunden hat. Auf Kampf und schließ-

seine Absicht kund, seinem Sohne die Herrschaft über seine Länder abzutreten. Dann heißt er alle seine Recken, dreihundert oder mehr, ihm herrlich gekleidet entgegen eilen, die Königin kleidet sechzig schöne edle Jungfrauen in Festgewänder, und man zieht den Langersehnten, von etwa tausend Mann gefolgt, bis drei Meilen vor Lengres entgegen. —

Soweit der Inhalt des zwanzig Strophen umfassenden ersten Teiles des Fragmentes. Die Schilderung des Empfangs, der Ankunft des Paares am Königshofe, sowie des Abschieds Volkers ist uns nicht erhalten.

Der zweite Teil, welcher neunzehn lückenhafte Strophen enthält, ist überschrieben „Hildegunde brûte". Wir finden die Jungfrau am Hofe zu Lengres, wo ihr die Recken des jungen Königs gern dienen, denn niemand hatte jemals ein schöneres Mädchen gesehen, als sie war. Walther pflegt des Landes nach den Rechten der Krone, wobei ihm die Jungfrau mit ihrem Rate zur Seite steht. Die Mutter widmet zu ihres Sohnes Freude Hildegunde ihre zärtliche Fürsorge und wählt ihr als Hofgesinde viele schöne Mägdlein aus, die ihr alle Zeit mit großer Zucht dienen, und wenn die Jungfrau in ihrem traulichen Zimmer sitzt, kennt sie kein größeres Vergnügen, als daran zurückzudenken, wie ihr der kühne Degen auf ihrer Flucht aus dem Hunnenlande gedient hat. Dieser sieht sie sehr oft; beide sind frohen Mutes und tauschen Liebesblicke; er liebt das minnigliche Kind von ganzem Herzen. Bald wird denn auch überall durch Boten verkündet, daß Walther mit Hildegunde Hochzeit feiern will, wozu sich der mächtige König Alpker mit seinen Freunden rüstet. Von achtzig Heergesellen werden Gestühle errichtet, jedes wohl für zweihundert Menschen; die Jäger müssen dem Wilde

---

liche Versöhnung zwischen Walther und dem Burgundenkönige dürfte sich aber auch eine Stelle im „Biterolf" beziehen. Dort rät Hagen dem Gunther, seine Freunde als Bundesgenossen in dem Kampfe gegen Etzel aufzubieten, und sagt u. a. V. 5082 fg.:

„sô kumet iu ouch mit sîner kraft
der fürste dâ von Spanjelant,
Walthêr der wîgant;
der lobte, ob daz geschæhe,
swenn man in gerne sæhe
ze Wormez bî dem Rîne,
daz er und al die sîne
iu ze dienste wolden komen:
daz habet ir selbe wol vernomen."

des Waldes nachstellen, die Fischer eifrig dem Fischfange obliegen und die Falkner auf die Beize gehen. Als der Wald sich neu belaubt hat und Blumen und Gras überall auf den Wiesen entsproßt sind, ist alles bereit, um die Hochzeitsgäste zu empfangen. In Arragon, Hildegundens Heimat, läßt diese die Märe sagen, daß sie nun bald mit Walther die Krone tragen solle. Da freuen sich alle sehr, daß sie nach mancher Not unter löblicher Führung Walthers von den Hunnen wieder heimgekehrt war. Wohlgezierte Recken des Königs reiten auch nach England, Navarra und Kärlingen, wo man sich zur Fahrt in Walthers Land rüstet. Dieser und Hildegunde gehen mit ihren Mannen und Magen zu Rate, ob sie ihre Boten auch zu Etzel und der Königin Helche senden solle und diese die Einladung wohl übel aufnehmen würden.*) Da niemand widerrät, wird der Plan ausgeführt; Briefe werden an das Königspaar geschrieben und Boten reichlich mit Rossen und Gewändern versehen. Diese sollen zusammen mit denen reisen, welche nach dem Rheine zum König Gunther gesandt werden. Letzterer hat bereits von dem mittlerweile zurückgekehrten stolzen videlære die Märe erfahren und spricht, mit tausend seiner Helden wolle er gern auf der Hochzeit sein, wenn Hagen dazu riete. Damit endet das zweite Bruchstück.

In verschiedenen anderen deutschen Dichtungen des Mittelalters spielen Walther und Hildegunde ebenfalls eine Rolle oder finden sich Anspielungen auf die im Waltharius geschilderten Begebenheiten.

Im Nibelungenliede, welches uns Ereignisse vorführt, die in eine spätere Zeit fallen als die Flucht aus dem Hunnenreiche (daz dô die tumben wâren, wie grîse die nu sint! Str. 1798), wird von Hagen erzählt, daß er Etzel von früher persönlich kannte und ihm die wege von kinde her zen Hiunen wol bekant waren, Str. 1419; vergl. auch 1180, 1201, 1205 und 1524. In zweiundzwanzig Stürmen hat er sich bei den Hunnen ausgezeichnet:

---

*) Strecker (Probleme S. 588) fragt, wie die Einladung Etzels und Helches denkbar sei, wenn Walther ihnen die Recken erschlagen habe. Aber der höfische Dichter wollte, wie im Gudrunliede, alles in Frieden und Freundschaft enden lassen und schildert daher, wie Walther sich nach den Kämpfen mit den Burgunden und Hunnen versöhnt. Übrigens sei bemerkt, daß ja auch bei Ekkehard Walther und Gunther schließlich friedlich zusammen den Becher leeren und nach der Thidhrekssaga das entflohene Paar Attilas Gunst behalten konnte, nachdem König Ermenrich diesen durch Geschenke versöhnt hatte.

Er unt der von Spâne die trâten manigen stîc,
dô si hie bî Etzeln vâhten manigen wîc
zen êren dem künege: des ist vil geschehen.
dar umbe muoz man Hagenen der êren pillîche jehen —
(Str. 1797)

und der König sagt selber Str. 1756:

„ez wurden mine gîsel zwei wætlîchiu kint,
er und von Spâne Walther: die wuohsen hie ze man.
Hagenen sande ich widere: Walther mit Hiltegunde entran."

Auch die Scene im Waltharius, in der Hagen im Wasgenwalde aus der Ferne dem Kampfe Gunthers und seiner Mannen mit Walther unthätig zuschaut, hat das Nibelungenlied bewahrt, denn als Hagen Hildebrand vorwirft (Str. 2343), vor ihm aus dem Kampfe geflohen zu sein (Str. 2307), entgegnet ihm der Alte Str. 2344:

„zwiu verwîzet ir mir daz?
nu wer was, der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc?"

Bemerkenswert ist der wohlbegründeten Flucht Hagens im Waltharius gegenüber die unmotivierte freiwillige Entlassung des Geisels im Nibelungenliede, welche, wie erwähnt, auch in das mittelhochdeutsche Epos, zu dem die Grazer Bruchstücke gehörten, herübergenommen zu sein scheint. Die Veranlassung zu dieser Änderung des ursprünglichen Verhältnisses ist meines Erachtens in der Komposition des Nibelungenliedes zu suchen. Die Werbung Etzels um die Hand Kriemhildens bei den königlichen Brüdern hat ein friedliches Verhältnis zwischen Hunnen und Burgunden zur Voraussetzung. Von Abfall und Zinsverweigerung Gunthers, von irgend einer Veranlassung zu verhaltenem Groll ist im Nibelungenliede nirgends die Rede und durfte auch nicht die Rede sein, denn lediglich die Rachsucht Kriemhildens mußte den Kampf zwischen den beiden befreundeten Völkern heraufbeschwören und den Untergang der Wormser Helden herbeiführen. Durfte aber der Dichter den in der Waltherssage überlieferten Abfall König Gunthers nicht erwähnen, so ergab sich daraus, daß auch die mit demselben in Zusammenhang stehende Flucht Hagens in eine freiwillige Entlassung umgeändert werden mußte, wenn der Held in dem Gedichte wieder als Gast am Hunnenhofe erscheinen sollte.*)

*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 38.

Mehr als das Nibelungenlied hat uns das Epos „Biterolf und Dietleib",*) welches in seiner jetzigen Gestalt wahrscheinlich um 1240 entstanden ist, von der Waltherſage überliefert, und während wir dort nur Anspielungen auf dieselbe finden, treten hier Walther und Hildegunde selbst als handelnde Personen auf. Aber der unbekannte Dichter, welcher nach älteren Quellen arbeitete (vergl. V. 179, 1675, 1964 ꝛc.), hat, wenn er auch manchen alten Zug bewahrte, die ihm vorliegenden Stoffe mit großer Willkürlichkeit behandelt und sich oft „von dem gesunden Sinn und lebendigen Geist der deutschen Heldensage allzusehr entfernt",**) so daß wir sein langausgesponnenes, „mühsam ausgedachtes" Epos als ein Produkt der Kunstdichtung, nicht als eine Weiterbildung echter Volkspoesie zu betrachten haben.

Biterolf, ein König von Toledo, der sich mit zwölf Gesellen aufgemacht hat, um an den Hof des ruhmreichen Königs Etzel zu ziehen und ihm seine Dienste zu widmen, hat unterwegs in der Nähe von Paris eine Begegnung mit dem Sohne seiner Schwester, Walther, Alpkers Kinde, König von Spanjelant, welchem Kärlingen, Arragun und Navarrenland unterthan sind;

V. 577 der was von Hiunen her bekomen,
als ir wol habt ê vernomen.

Biterolf erkennt den ihm entgegentretenden Neffen an dessen nicht näher bezeichnetem Schildzeichen,***) giebt sich ihm aber erst nach vorausgegangenem harten Zweikampfe als Oheim zu erkennen und wird dann von ihm willkommen geheißen. Beide setzen sich nieder auf den Plan, und Walther berichtet nun dem wißbegierigen Biterolf von dem Hunnenlande, den Sitten der Heiden und dem Leben und Treiben des Königspaares und seiner Recken. Wenn er auch mit Unmut der Tage der Verbannung gedenkt, die er bei Etzel verlebt hat, und in Bezug darauf sagt:

V. 730 „mich hât mîn ellende brâht
ûf sô grôzen ungewin,
daz ich im immer vîent bin,"

so rühmt er doch auch des Herrschers Freigebigkeit, der ihm viel rotes Gold gegeben habe, und sagt, welche die hehre habe ihm Krone und

*) Herausg. von Jänicke, Deutsches Heldenbuch, 1. Bd. 1866; Auszüge bei Learned S. 73 fg.

**) W. Grimm, Heldensage S. 139.

***) Im „Großen Rosengarten" D^b V. 1500 heißt es: ein lewe von lasûre (D^a glasûre) an sîme schilte was.

vieles Land angeboten, doch habe er das ausgeschlagen, da er selbst ein Fürst sei:

V. 766 „Etzelen unde Helchen hant
heten mir und Hildegunde
verlihen in der stunde,
swes wir heten dâ gegert.
von Etzelen wir nâmen swert,
bêde ich unde Hagene.
umb uns ellende degene
liez sichz künic hêre
kosten michels mêre,
ze tûsent marken oder baz,
und tete vil williclîchen daz."

Der Held bezeigt trotzdem ebensowenig wie Hagen*) (V. 4808 fg. u. 4835 fg.) Lust, sich wieder bei den Hunnen sehen zu lassen.

Nachdem Biterolf längere Zeit bei Walther geweilt hat, empfiehlt er Weib, Land und Leute dessen Hut und zieht ostwärts nach dem Reiche der Hunnen, während der Neffe nach seiner Residenz Paris zurückkehrt.

Im weiteren Verlauf der Erzählung finden wir Walther mit seinem Weibe Hildegunde am Rheine, wohin sie König Gunther auf den Rat Hagens zu einer Festlichkeit geladen hat, um seines Gastes Hülfe gegen die feindlichen Hunnen zu gewinnen, welche Dietleib an Gunther rächen wollen. Walther begrüßt hier herzlich Etzels Boten, den edlen Markgrafen Rüdiger, seinen alten Bekannten, der ihm in der Verbannung freundlich gesinnt gewesen war:

V. 10443 „ich schiet alsô von Hiunen lant,
daz mir der mære wîgant
nie beswârte mînen muot."

*) Der Dichter scheint sich der Darstellung des Nibelungenliedes anzuschließen, nach der Hagen von Etzel wieder heimgesandt wurde. V. 4820 fg. erkundigt sich der Held, der Hunnisch versteht, bei den fremden Boten nach Etzels und Helches Wohlergehen, worauf ihm vorgeworfen wird, daß er sich nicht im Hunnenlande sehen lasse, da das Herrscherpaar sich sehr nach ihm sehne und sich über sein Fernbleiben wundere. Als später die Boten dem Hunnenkönige über ihren Aufenthalt am Rheine berichten, fragt er nach Hagen und äußert V. 5158: „Ich wil des wol getrouwen, — Daz mîn vil friuntlîche Gedâhte der helt guot". Hagens verdienstlicher Thaten bei den Hunnen wird V. 13141 fg. Erwähnung gethan, und V. 6080 bedankt er sich bei Rüdiger für den freundlichen Beistand, den der Markgraf und dessen Gattin ihm während seines Aufenthaltes im Hunnenlande hatten angedeihen lassen.

Walther

V. 6275 — gedâhte an diu mære,
wie er gescheiden wære
von hiunischen rîchen,

und beide scherzen über die früheren Erlebnisse. Auch erkundigt sich Rüdiger nach der schönen Hildegunde, von deren Anwesenheit er in Kenntnis gesetzt wird, und die er dann als ein alter Bekannter mit einem Kusse begrüßen darf. Auf ihre Frage kündet er ihr gute Märe von Frau Helche und ihren Magen.

Als dann später ein Ernstturnier zwischen den burgundischen und hunnischen Recken vorbereitet wird und Meister Hildebrand die Gegner ordnet, will er Rüdiger Walthern gegenüberstellen; dabei könne der Markgraf an diesem billig rächen,

V. 7648 daz er froun Hildegunden dan
enphuorte Helchen der rîchen.

Allein Rüdiger wehrt lebhaft ab und meint, wenn Hildebrand Walther so gut kenne, wie er selbst, so würde er ihm denselben nicht als Gegner ausgesucht haben; falls Walther ihm die eigene Tochter entführe, so würde er ihn ziehen lassen:

V. 7664 „er rûmte mînes herren lant
gar âne alle schande,
daz ich sô rehte erkande
sîne site, des jungen man:
des muoste ich in dô rîten lân".

Es scheint hiernach, daß dem Dichter des Biterolf eine Fassung der Sage bekannt war, die Walther einen siegreichen Kampf mit den ihn verfolgenden Hunnen bestehen ließ, zu deren Führer er den der älteren Sage unbekannten Rüdiger, den berühmtesten Lehnsmann Etzels, gemacht hat. Doch will zu einer Verfolgung Walthers durch Rüdiger das oben erwähnte Lob des Markgrafen (V. 10443 fg.) nicht recht passen und ebensowenig nach W. Grimms*) Auffassung V. 11932, wo Walther des Weines gedenkt, den er zu Bechelaren getrunken habe. Allein letzteres braucht sich nicht notwendigerweise auf einen Aufenthalt Walthers während seiner Flucht zu beziehen, sondern es kann ihm auch bei

*) W. Grimm, Heldensage S. 105. Durch Aufnahme der beiden Flüchtlinge würde aber der getreue Markgraf seine Pflicht gegen König Etzel gröblich verletzt haben; auch V. 7648 fg. dürfte gegen Grimms Annahme sprechen.

einer früheren Gelegenheit von Rüdiger gaſtliche Aufnahme erwieſen worden ſein.

Die Kämpfe Walthers mit den Burgunden ſind in dieſer Dichtung ganz in den Hintergrund getreten, und nur die Stelle, wo Walther ſeinem Oheime erzählt:

V. 716 — wie sich des heldes hant
hete ervohten an dem Rîn.
des smielte sâ der neve*) sîn —

ſcheint auf dieſelben hinzudeuten; vergl. aber auch V. 5082 fg. oben S. 177 Anm. Man könnte in Bezug auf dieſe Wandlung der Sage mit Biterolf V. 9925 ausrufen:

wie sich daz verkêret hât,
daz er nu Gunthêre gestât!

Während des Streites, in dem Biterolfs und Dietleibs Mannen gemeinſam mit den Hunnen gegen die Burgunden fechten, nimmt Rüdiger zweimal den Kampf mit Walther auf und wäre das erſte Mal erſchlagen worden, wenn ihn nicht ſein Roß und die ſchnelle Hülfe ſeiner Mannen gerettet hätten;

V. 10130 wie mohte ez grimmer gewesen,
dô ez diu Rüedegêres hant
versuochte an den von Spanjelant.

Das zweite Mal meſſen ſie ihre Kräfte im Fußkampfe; Rüdiger ſchlägt Walther ſein Schwert durch den Helm, während letzterer dem Gegner durch Schild und Sarwat haut,**) worauf die verwundeten Kämpfer durch andere Recken getrennt werden.

Als dann ſpäter Friede geſchloſſen iſt und auch die fremden Helden an Gunthers Tafel mit den Frauen zuſammen ſitzen, meint Hildegunde

*) neve bedeutet hier Oheim.

**) Walthers Schwert wird V. 12285 Wasge genannt; V. 642 fg. heißt es von ihm:

Dô truoc ouch dâ besunder
Walthêr ein wâfen an der hant,
daz vil wîten was erkant
zeinem dem aller besten,
daz si dô inder westen.

Im Nibelungenliede Str. 2051 führt Iring von Dänemark ein Schwert dieſes Namens, ein wâfen alsô guot. Die Waffe iſt wahrſcheinlich nach dem Waskenlande oder dem Wasgenwalde benannt, in dem Walther kämpfte.

ſcherzend, Rüdiger habe, während er ihrem Gatten ſo arg zuſetzte, nicht daran gedacht, wie ſie ihm bei dem Trinkgelage, welches vor ihrer Flucht an Etzels Hofe veranſtaltet worden war, den Wein kredenzte:

V. 12633 „der helt gedâhte ninder mîn,
wie ich im schankte mînen wîn,
dô ich von den Hiunen reit,
den ich vil ellende meit
Etzelen und sînen recken truoc."
Des wart gelachet ouch genuoc
vor der küniginne:
ir sâzen dar inne
vierzehen unde mêre,
die bî dem künege hêre
lâgen in der trunkenheit.
Dô si diu mære hete geseit,
des wart gelachet über al
in dem Gunthêres sal.

Der gute Markgraf nimmt dann in Freundſchaft Urlaub von dem Paare, und es heißt beim Scheiden:

V. 12817 „got phlege iuwer, Rüedegêr!"

Bald verabſchieden ſich auch Walther und ſein Weib vom Könige Gunther und kehren in die Heimat zurück.

Auch in andere jüngere*) Zweige der epiſchen Dichtung, die ebenfalls vielfach den Charakter willkürlicher Erfindung an ſich tragen, hat die Waltherſage ihre Ranken geſchlungen, und wenn auch der Held derſelben in ihnen nur eine Nebenrolle ſpielt, ſo wird doch durch die Art ſeines Auftretens bewieſen, wie tief die Geſtalt des ſieghaften Recken mit der ſtarken Fauſt ſich der Phantaſie des deutſchen Volkes eingeprägt hatte.

In dem auf franzöſiſcher Quelle**) beruhenden, vor 1139 verfaßten Rolandsliede***) des Pfaffen Konrad begegnet uns Walthêre ther

*) Von den im folgenden aufgeführten Epen (Alpharts Tod, den Roſengartenliedern, Rabenſchlacht und Dietrichs Flucht) iſt wohl keines vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der uns überlieferten Geſtalt bearbeitet worden.

**) Über die aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts ſtammende Chanson de Roland vergl. Gaston Paris, La littérature française au moyen âge, Paris 1888, § 33 fg., Ausgaben von Th. Müller 1878, Förſter 1886, L. Clédat, 2. Aufl. Paris 1887; vergl. Learned S. 124 fg.

***) Herausgegeben von Bartſch, Deutſche Dichtungen des Mittelalters, 3. Bd. 1874; vergl. Learned S. 127 fg.

wîgant als einer der Mannen Rolands, der auf das Geheiß des letzteren vor der Schlacht von Runzeval die Berge mit 1000 Kriegern besetzen soll, welche jedoch schließlich von einer gewaltigen Übermacht der Heiden alle erschlagen werden, während Walther selbst schwer verwundet zurückkehrt, um Roland, seinen lieben Herrn, noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Mit ihm und Turpin, die außer Walther allein von der Christenschar noch übrig sind, kämpft letzterer darauf weiter gegen die Heiden und wird von ihnen erschlagen, sein Tod jedoch von Roland furchtbar gerächt:

V. 6588 sie umbestuonten sie mit spiezen,
mit scozzen unt mit gêren.
tha ersluogen sie Walthêren.
harte rah in thô Ruolant.
sô waz er ire ûfrehter vant,
thie muosen Walthêren gelten.

Das Epos „Alpharts Tod"*) nennt Walthêr von Kerlingen, geborn ûz Diutschlant, (nach Str. 307 hat er mit Ekkehard zu Brîsach seinen Sitz), unter den Helden, welche Dietrich von Bern gegen den Kaiser Ermenrich Beistand leisten:

Str. 372 Dô streit vermezzentlichen Walthêr der degen.
Sîn swert hôrt man erclingen. Dô vaht er sô eben
und streit ouch gar sêre âne allen wanc.
Mit lîbe und mit guote seite mans im sider danc.

Im „Großen Rosengarten"**) C wird uns erzählt, wie die schöne Kriemhilde Dietrich von Bern entbietet, er möge mit elf Recken gen Worms reiten und dort um den Preis eines Rosenkranzes von ihrer Hand und eines Kusses von ihrem Munde mit den zwölf Hütern ihres Rosengartens kämpfen, unter denen Siegfried, der Held aus Niederland, sich befindet, sowie

Walther von dem Wasgenstein;
er ist an dem Rîne der küensten fürsten ein; V. 32 fg.

Des letzteren wegen ist Dietrich besonders in Sorge, bis der alte Hildebrand rät, ihm den uns schon bekannten jungen Dietleib von Steier***) entgegen zu stellen.

*) Herausg. von Martin, Deutsches Heldenbuch, 2. Bd. 1866; vergl. Learned S. 83 fg.

**) Herausg. von W. Grimm, 1836; Holz 1893; vergl. Learned S. 85 fg.

***) Auch in der Version A und B des Rosengartens ist Dietleib Walthers Gegner.

V. 1414 „Ich wil mit ime strîten, sprach der junge man,
Swie er bî sînen zîten sô vil grôzer dinge habe getân".

In den Kämpfen im Rosengarten werden alle Wormser Helden besiegt und fünf erschlagen: Volker, der kühne Fiedler, muß weichen vor dem starken Mönch Ilsan, der mordgierige Hagen vor dem wütenden Wolfhard, die Könige Gernot, Gunther und Gibich werden von Rüdiger, Amelung und Hildebrand überwunden, ja selbst den edlen Siegfried, dessen Hornhaut von den Flammen, die aus dem Munde des zornigen Dietrich fahren, erweicht, sieht man zum erstenmal in seinem Leben fliehen. Nur einem der Wormser Helden hat der für Dietrich und seine Mannen parteiisch eingenommene Dichter den alten Ruhm der Unbesieglichkeit nicht zu rauben gewagt:*) er läßt Walther und Dietleib so mannhaft mit einander kämpfen, daß keiner des anderen Meister zu werden vermag und beide des Siegeskranzes für würdig erachtet werden:

V. 1450 Sie bunden abe die helme unt nigen der künegîn,
ûf saste sie ir ieglîchem ein rôsen krenzelîn.
Ein helsen und ein küssen gab sie dô ie dem man;
dô wurden eitgesellen die stolzen recken wol getân.

In dem Pommersfelder Bruchstücke eines Rosengartenliedes**) ist der Gegner Walthers, geborn von Kerlinc, der von Frau Helche an den Rhein gesandte Hertinc, ein konec von Rûzen lant, mit dem er einen unentschiedenen Kampf kämpft, in einem anderen Fragmente***) jedoch Wittich, der von Walther überwunden wird:

Walter der stunt ebene, Witige wart gewunt:
ir hende slûc zusamene di schône Hiltegunt.

Während hier Walthers Gattin Beifall klatschend dem Kampfe zuschaut, erscheint in dem Berliner Bruchstücke einer dramatischen Bearbeitung der Rosengartensage†) aus dem 16. Jahrhundert Walther, ein gefurster graff ob allen rekgen Vnd ein lanndtherr zw waxenstain, unbeweibt, und der König Gibich verspricht ihm, wenn er Herzog

*) Vergl. dagegen oben die Darstellung der Thidhrekssaga Kap. 128—129.

**) Vergl. Germania 4, 8 fg.; Learned S. 87 fg.; auch in der Fassung D in v. d. Hagens Heldenbuch, 1. Teil, 1820 (Holz S. 131 fg.) ist Herting (Hartung, Hartnit) von Russen Walthers Gegner.

***) Vergl. Germania 8, 196 fg.; Learned S. 88.

†) Vergl. Zeitschrift f. d. A. 11, 243 fg.; Learned, Beilage zu S. 88. Die Handschrift ist wahrscheinlich i. J. 1533 geschrieben.

Dietlieb von Steier beſtehen will, eine kunigin hochgemaydt, die ſchönſte, die er in ſeinem Reiche habe, zum Weibe zu geben. Den unentſchiedenen Kampf Dietliebs mit Walther, welcher gleich den anderen Kämpfern Gibichs als „großer Mann“ und „Rieſe“ bezeichnet wird und als ſolcher eine Stange als Waffe führt, ſchlichtet Kriemhilde:

V. 379 „Yer seydt bayd zwen Redlich Man,
Inn dem garten habt yer das pest getan,
Mein Cränntzelein tayl Ich ewch mit.
Durch gott nw habt frydt.“

Gibich bietet Walther zum Danke das beſte ſeiner Länder an, und was er ſonſt begehren würde, und hält ihn von weiteren Kämpfen ab, da er genug gethan habe.

Ähnlich iſt das aus dem erſten Drittel des 16. Jahrhunderts ſtammende Sterzinger Vasnacht spill von den risn oder reckhen,*) wo Walther zu den ſechs Rieſen gehört, welche des Roſengartens warten. Der König Gibich, der früher von Walther auf die ſchlimmen Folgen ſeiner Hoffahrt aufmerkſam gemacht worden iſt, aber gemeint hat, der Warner rede aus Zagheit, fordert ihn zum Kampfe gegen Dietleib auf mit den Worten:

V. 328 „woll furher, Walther, ob allen recken
Geporner furst von Wexenstein,
du furgst weder groſs noch klain“.

Dietleib will ihn beſtehen,

V. 350 „wie woll Walther pey seinen zeitn
Vill ritterlicher tatn hat getan“,

und ruft ihm zu: — —

V. 357 „Darumb, riſs, du grosser man,
wer dich mein, du muest daran!“

Die zben schlagen annander nit nider, die kinigin schaydt vnd gibt yedem ain krenzl vnd spricht zu inen — ähnlich wie in dem vorigen Bühnenſpiele.

In der „Rabenſchlacht“**) leiſtet Walther der Lengesære, der küene und der balde, Dietrich gegen Ermenrich mit achthundert Recken

*) Vergl. Germania 22, 420 fg.

**) Die Rabenſchlacht und Dietrichs Flucht ſind herausgegeben von Martin im 2. Bde. des deutſchen Heldenbuches, 1866; vergl. Learned S. 91 fg. u. 89 fg.

Hülfe, und Frau Helche hat ihn zum Hauptmann der fünfzigtausend Hunnen ernannt, die von ihr dem Berner zur Verfügung gestellt sind. In Str. 712 wird gemeldet, daß er mit ellens hant im Kampfe Heimen den vil starken bestanden habe.

In dem Epos „Dietrichs Flucht" ist unser Walther sogar in zwei Personen geteilt, in Walther von Lengers, der es mit Dietrich hält, und Walther von Kärlingen, welcher auf Ermenrichs Seite erscheint. Es ist dies offenbar auf ein Mißverständnis zurückzuführen, welches die verschiedenen Beinamen des Helden verursacht haben.

Wenn dieser im Waltharius Walther von Aquitanien genannt ist, so wird er damit als ein Angehöriger des Westgotenvolkes bezeichnet, dem jenes Land unterworfen war, außerdem aber auch weitere Teile des heutigen Frankreichs, so daß die Bezeichnung von Kärlingen (Dietrichs Flucht, Alpharts Tod, Pommersfelder Rosengartenfragment und Rosengarten D) verständlich wird und ebenso die Angabe des Biterolf, daß Paris sein Herrscherſitz gewesen sei, zumal das westgotische Gallien später dem Frankenreiche einverleibt ward. Da aber auch Spanien von den Westgoten beherrscht wurde, nennen ihn das Nibelungenlied, die Wiener Bruchstücke und Biterolf Walther von Spanien, und macht letztere Dichtung ihn zum Herrn von Arragonien und Navarra. Der Name von Wasgenstein (Thidhrekssaga, Rosengarten C, dramatisches Rosengartenfragment, Fastnachtsspiel) und die Angabe des Rosengartens C, daß er ein rheinischer Fürst gewesen sei, kann darauf zurückgeführt werden, daß Aquitanien zu deutsch Wascônôlant hieß,*) aber auch eine Erinnerung an seine ruhmvoll bestandenen Kämpfe am Wasgenstein, jener Kampfstätte im Wasgau, sein. Dachte man sich aber Walthers Herrschaft am Wasgenwalde gelegen, so ist es erklärlich, daß ihm die jüngeren Epen (Wiener Bruchstücke, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht), da das östlich des Waldgebirges gelegene Reich als Gunther unterthan betrachtet wurde, als Residenz Langres, die alte Hauptstadt der Lingonen, anweisen, welche an den westlichen Vogesen (in des Wortes älterer Bedeutung)**) gelegen ist und im 12. Jahrhundert eine bedeutende Stadt an der alten Handelsstraße durch die Vogesen

*) Vergl. W. Grimm, d. Heldens. S. 106. Wessobrunner Glossen aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts: Equitania = uuasconolant.

**) Vergl. oben die Anm. zu V. 490—492.

war. Wenn endlich in der altfranzöſiſchen Chanson de Roland Walther ein Hunne genannt wird (Gualtier del Hum V. 2039), ſo wird damit auf ſeinen langjährigen Aufenthalt am Hofe Etzels hingewieſen.

Zum Schluſſe möge noch zweier Anſpielungen an die Waltherſage in mittelhochdeutſchen Gedichten gedacht werden. Die eine findet ſich bei Walther von der Vogelweide, der in einem Liede („Die mir in dem winter freude hânt benomen etc.")*) ſeine Geliebte, den eigentlichen Namen verſchweigend, Hildegunde nennt,**) die andere in dem um 1250 in Öſterreich entſtandenen Gedichte „Von dem übelen wîbe",***) in welchem ein von ſeinem Eheweibe geſchlagener Mann ſeine Not klagt und als Gegenſatz zu ſeinem unerfreulichen ehelichen Leben das muſterhafte Verhältnis zwiſchen Walther und Hildegunde anführt:

V. 301 „lanc, breit ist ir swinge
und ist hagenbüechîn:
die sleht si durch daz houbet mîn;
daz selbe tet si hiure.
so getâne âventiure
wârn hêrren Walthern unkunt,
dô er und mîn frou Hildegunt
fuoren durch diu rîche
alsô behagenlîche."

Wir haben noch der Verbindung der Waltherſage mit der Wieland-Wittich-Sage zu gedenken. Oben ſahen wir, daß in den angelſächſiſchen Fragmenten zwei Schwerter erwähnt werden: Walther beſitzt den Mimming, Wielands Meiſterwerk; Gunther aber rühmt ſich, ein noch beſſeres zu beſitzen. „Ich weiß, daß Theodric gedachte, es dem Widja ſelber zu ſenden und auch einen großen Schatz an Kleinodien mit dem Schwerte, manches andere außerdem mit Gold zu verzieren. Er empfing

*) S. 73 in Lachmanns Ausgabe 1864, Nr. 34 bei Pfeiffer 1873, Nr. 53, 2 bei Wilmanns 1883; vergl. Learned S. 62 fg.

**) Vergl. oben das dem dritten Abenteuer des Waltharliedes vorangeſtellte Motto.

***) Zuerſt abgedruckt im Anzeigeblatte der Wiener Jahrbücher der Litteratur, 94. Bd. 1841. Vergl. auch Zeitſchrift f. d. A. 12, 274 und 366 fg.; Learned S. 123.

längſt verdienten Lohn dafür, daß er ihn aus Klemmen (enger Haft), er Nidhhads Verwandter, Welands Sohn, Widja, befreit hatte: er war durch der Unholde Wohnung (oder das Gefilde, das Gehöft der Rieſen) hindurch entflohen.“ *)

Dieſe Angaben der Fragmente über die Waffen laſſen ſich mit den übrigen Berichten der Heldenſage nicht vereinigen. Mimming gilt ſonſt in derſelben als das berühmteſte aller Schwerter, und hier will Gunther ein noch beſſeres beſitzen. Heinzel, Walthersage S. 9 fg., nimmt an, daß Walderes Schwert wie im Waltharius zerſprungen ſei und Hagen darauf dem Freunde den Mimming ſeines Herrn heimlich in die Hand geſpielt habe, ſomit das, was der König von der Geſchichte ſeines eigenen Schwertes erzählt, ſich eben auf den Mimming beziehe, alſo hier nur von einer einzigen Waffe die Rede ſei; er hat mit dieſer Hypotheſe keinen Beifall gefunden.

Gunthers Schwert iſt alſo nach den Fragmenten eine Gabe Dietrichs an Wittich zum Danke für einen geleiſteten Dienſt; davon weiß die Sage ſonſt nichts, und ebenſowenig wird uns in anderen Quellen berichtet, daß Walther in den Beſitz des Mimming gekommen ſei. Nach der Thidhrekſaga Kap. 81 hatte Wittich das Schwert von ſeinem Vater erhalten; er führt es auch im Biterolf, Roſengarten, Laurin, in der Virginal, der Rabenſchlacht u. ſ. w. Nach der Thidhrekſaga Kap. 221 lieh er es einſt dem Thidhrek, damit er ſich desſelben im Kampfe gegen Sigurdh bediene. Als nach der altſchwediſchen Bearbeitung der Thidhrekſaga Kap. 384 Didrik zuletzt an Widekе (Wittich) ſich für den Tod ſeines Bruders rächen will, bringt er zuvor Mimming bei Seite, geſtattet ſeinem Gegner aber, ſonſt das beſte Schwert, welches er beſitze, im Zweikampfe gegen ihn zu brauchen. Nach Widekes Fall behält Didrik den Mimming und wirft ihn, als er ſeinen Tod nahe fühlt, weit in einen See, ſo daß er nie wieder in eines Menſchen Hand kam.**)

Eine dichteriſche Bezeichnung für „gutes Schwert“, wie z. B. in der Snorra-Edda und bei Neidhard von Reuenthal,***) kann der Name Mimming in dem angelſächſiſchen Liede nicht wohl ſein, da die Waffe hier ausdrücklich als Wielands Werk bezeichnet wird; allein es iſt uns nicht

*) Vergl. über das letztere Müllenhoff, Zeitſchr. f. d. A. 12, 278 fg. und Bugge, Tidskrift for Philologie og Paedagogik 8, 76; Heinzel, Über die oſtgotiſche Heldenſage, S. 70 fg.

**) Vergl. W. Grimm, Heldenſage S. 67.

***) Vergl. a. a. O. S. 167 u. 172.

bekannt, wie Waldere in den Besitz des Kleinods gekommen ist. Doch muß es eine Form der Sage gegeben haben, die Walther mit den einst von Wittich getragenen Waffen ausrüstete, denn auch nach dem Waltharius war die von Walther dem Attila entwendete Brünne mit dem Zeichen der Schmiede, nämlich Hammer und Zange, versehen, die Wieland nach der Thidhrekssaga auf dem für seinen Sohn bestimmten Schilde anbrachte, und Walthers Rüstung wird bei Ekkehard V. 965 geradezu Wielandia fabrica genannt, was in Rücksicht auf das insigne fabrorum V. 264 und die Bezeichnung Wêlandes geweorc im Waldere schwerlich als ein bloßer Tropus aufzufassen ist.*)

Wenn nun Walther bei Ekkehard einen von Wieland geschmiedeten Panzer und im angelsächsischen Liede das Wielandsschwert besitzt, so läßt sich annehmen, daß auch Walthers Helm aus der Werkstatt des sagenberühmten Schmiedes hervorgegangen war. Waltharius V. 263 verlangt Walther ausdrücklich den Helm des Königs, den er allerdings nicht näher beschreibt, während er die Kennzeichen der gewünschten Brünne genau angiebt, um Hildegunde die Auswahl des richtigen Waffenstückes aus vielen anderen zu ermöglichen. Doch ist eine solche Angabe bei dem Helme auch überflüssig, wenn wir bedenken, daß die zu derselben Garnitur gehörigen Waffen, wie man noch heute in Rüstkammern sehen kann, an dem nämlichen Gestelle aufgehängt waren. Ich nehme an, daß Walther in Ekkehards Vorlage auch mit dem Mimming ausgerüstet war, der Dichter aber diesen Zug der Sage unterdrückt und seinen Helden mit einer minderwertigen Waffe ausgerüstet hat, um das Zerspringen der Klinge und dadurch den Verlust der Hand zu erklären, die beide sicher nicht sagenecht, sondern offenbar vom Dichter in Anlehnung an Psychomachie 137 fg. und Äneis 12, 728 fg.**) erfunden sind, zumal die übrigen Quellen von der geschilderten Scene nichts wissen.

*) Vergl. darüber oben die Anm. zu V. 264 und 965, sowie meine Ausführungen in der S. 163 Anm. * citierten Programmabhandlung S. 1 fg. und in der Zeitschr. f. d. Phil.

Mit Recht sagt auch Linnig S. 100: „Hätte der Dichter die Güte der Brünne Walthers tropisch bezeichnen wollen, so hätte er, der das Nationale, Volkstümliche ängstlich auszumerzen bemüht ist, sicherlich einen lateinischen Tropus angewandt und sie etwa ein Werk des Vulcan genannt. Daß er das nicht gethan hat, beweist, das Wieland in seiner Quelle feststand." Ich weise hin auf Vulcania arma Äneis 8, 535 und Cicero, Tusc. 2, 14, 33.

**) An beiden Stellen findet sich nur das Zerspringen des Schwertes, nicht aber der Verlust der Hand.

Ekkehard betont wiederholt, daß Walther aus seinen Kämpfen unverwundet hervorgeht:

V. 415 „— sie kannten den tapferen Mann und wußten, wie viele Feinde zu Boden er schlug, ein unverwundeter Sieger",

und auch V. 970 fg. wird berichtet, wie Randolf dem überraschten Helden wohl zwei Locken vom Haupte schneidet, aber nicht einmal die oberste Haut zu berühren vermag. Wollte der Dichter also sich nicht selbst widersprechen, so durfte der unbesiegliche Walther nicht durch einen Mangel an Fechtergewandtheit verwundet werden, und so fand Ekkehard den glücklichen Ausweg, daß Walthers Schwert seinem Herrn den Dienst versagt. Um dies aber glaubhaft zu machen, mußte er Walther, der auch im Biterolf ein ausgezeichnetes Schwert führt, statt des unübertrefflichen Mimming eine andere Waffe in die Hand geben.

Der mächtige Attila war im Besitze des heiligen Marsschwertes*) und hatte in seiner Schatzkammer gewiß zahlreiche auserlesene Waffen, die ihm als das kostbarste Gut der Vorzeit von unterworfenen Königen zum Geschenke dargebracht waren. Wie mag er aber zu den Waffen Wittichs gekommen sein? Ich glaube, daß wir dafür im Waldere einen Anhaltspunkt haben. Hier nennt Walther seinen Panzer, auf den er sich besonders verläßt, „die graue Brünne, gut und groß (oder weitmaschig oder breit benagelt), mit Gold verziert, eine durchaus untadliche Rüstung für einen Edeling, wenn seine Hand den Lebenshort vor den Feinden schützt", und bezeichnet ihn als Aelfheres lâf.

Dies wird meist mit „Alphers Erbstück" im eigentlichen Sinne des Wortes übersetzt und daraus geschlossen, daß Walthers Vater zur Zeit der Flucht seines Sohnes schon tot gewesen sei, allein meines Erachtens mit Unrecht.

Walthers Aufenthalt an Attilas Hofe, den der Waldere erwähnt, setzt die Vergeiselung des Helden gelegentlich des Vertrages zwischen Aquitaniern und Hunnen voraus. Als dieser geschlossen wurde, mußte König Alpher am Leben sein, denn andernfalls hätte ja Walther selbst die Krone getragen und als Geisel nicht in Betracht kommen können. Die Annahme, daß der Vater während der Abwesenheit des Sohnes gestorben und letzterem der Panzer aus dem Schatze des Erblassers übersandt worden sei, ist wenig wahrscheinlich; nach Alphers Tode hätte naturgemäß die Geiselschaft des nunmehrigen Königs sofort aufhören

*) Vergl. Anm. zu V. 70.

müssen. Fischer*) nimmt an, daß lâf aufzufassen sei als „etwas, das jemandem übergeben worden ist, damit er es als ein Erbstück betrachte, falls der Erblasser stürbe", und daß der scheidende Walther die Brünne von seinem alten Vater bei der Abreise nach dem Hunnenlande erhalten habe. Doch wäre es auffallend, wenn der Besitzer einer so kostbaren Rüstung diese einem Kinde anvertraut haben sollte, von dem er nicht einmal wußte, ob ihm das Schicksal vergönnen würde, von seinem Besitztum Gebrauch zu machen.

Ich habe in meiner oben citierten Programmabhandlung S. 6 fg. zur Erklärung des auffallenden Ausdrucks auf altdeutsche Rechtsbestimmungen hingewiesen, nach denen der Panzer, bezw. das ganze herwête (Ausrüstung des Kriegers) dem ältesten Sohne als Erbe gebührt. Daher ist es nicht auffallend, wenn Walther noch bei Lebzeiten des Vaters die Rüstung als ein ihm von Rechts wegen zustehendes Erbe bezeichnet. Ferner ist auch zu beachten, daß lâf einfach als Waffe aufgefaßt werden kann, da im Beowulf das Schwert wiederholt so bezeichnet wird, ohne daß dabei ein Todesfall in Betracht kommt.

Es fragt sich nun, wie Walther in den Besitz der Rüstung seines Vaters gekommen war, wenn er sie, wie ich annehme, weder von Hause mitgebracht noch nachgesandt erhalten hatte, und da können wir nach der Analogie des Waltharius schließen, daß sie von ihm aus Attilas Schatzkammer entwendet, letzterem aber die Wielandswaffen gelegentlich der Unterwerfung unter anderen Schätzen von Alpher übergeben worden waren. Somit hätte Walther bei seiner Flucht die Waffen nicht nur ihrer Kostbarkeit wegen an sich genommen, sondern weil er den ehemaligen Familienbesitz als ein Erbe betrachtete, das ihm zu Unrecht entzogen worden war. Mit der strengen Rechtsanschauung unserer Zeit läßt sich allerdings eine solche Auffassung ebensowenig vereinbaren wie der Versuch König Gunthers (Walth. V. 471 fg.), sich durch Beraubung Walthers wieder in den Besitz der von Gibicho dem Hunnenherrscher vertragsgemäß übersandten Schätze zu setzen.

Die gotische Waltherssage muß, nach dem häufigen Vorkommen der Namen Aelfhere und Waldere zu rechnen (auch Hildigyð ist vertreten),**) schon am Ende des 7. Jahrhunderts in England weitverbreitet gewesen sein, und um diese Zeit oder doch in der ersten Hälfte des

*) Zu den Waldere-Fragmenten, Breslauer Dissertation, 1886, S. 11.

**) Vergl. Binz, Zeugnisse zur germanischen Heldensage in England, Beiträge z. Gesch. d. dschn. Sprache u. Litter. 20, 160 u. 219 fg.

8. Jahrhunderts ist wahrscheinlich die angelsächsische Waltherdichtung entstanden. In dieser erscheint die Waltherſage mit der Dietrich- und Wieland-Wittich-Sage verbunden, von denen die erstere in England nur eine geringe Verbreitung gehabt zu haben scheint,*) während die zweite offenbar früh bekannt und sehr beliebt gewesen ist.*) Dies ist sowohl aus dem häufigen Vorkommen der aus der Sage bekannten Personennamen als aus „Deors Klage" und dem Beowulf zu schließen, wo V. 455 wie im Waldere der Schmiedekunst Wielands gedacht wird. Ja, an dem merkwürdigen, spätestens aus dem Ende des 7. oder dem Anfang des 8. Jahrhunderts stammenden Clermonter Runenkästchen im Britischen Museum**) haben Scenen aus der Wielandsage eine bildliche Darstellung gefunden.

Die Verquickung der Walther- und Wielandsage wird nun von Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 277 fg., auf angelsächsischen Boden verlegt und die Ausstattung Gunthers und Walthers mit je einem Schwerte Wittichs, als dem chronologischen Systeme der deutschen Sage widersprechend, auf die Willkür der angelsächsischen Dichtung zurückgeführt. Mit Recht urteilt Binz,***) daß die Verwirrungen im chronologischen System vielleicht doch auch in Deutschland eingetreten sein können, und daß es mißlich sei, auf die dunkle Vorgeschichte von Gunthers Schwert, die vielleicht von dem angelsächsischen Bearbeiter aus Mißverständnis noch mehr verwirrt worden sei, derartige Schlüsse aufbauen zu wollen. Trotzdem verteidigt Strecker, Probleme S. 587, eifrig Müllenhoffs Hypothese, daß wir es hier mit einem wilden Sprößling der angelsächsischen Sage zu thun haben, indem er konsequenter Weise jede Spur der Wielandsage im Waltharius leugnet. Er weist sowohl Linnigs Deutung der Verse 263 fg. wie die meinige zurück, ohne aber selbst eine annehmbare Erklärung der vielbesprochenen Stelle zu geben, und glaubt, Wielandia fabrica, wie Walthers Rüstung Walth. V. 965 (allerdings „unglücklicherweise" für Müllenhoff und Strecker) bezeichnet wird, ohne Zwang als Tropus erklären zu können. Doch muß ich es mit Linnig als vergebliche Mühe bezeichnen, den Panzer als Werk Wielands wegdeuteln zu wollen, und die Annahme, daß auch Ekkehard die Walther-

*) Binz, a. a. O. S. 200 u. 212 fg.; Kögel, I, 2, 284.

**) Abgebildet u. a. bei Wülker, Geschichte der engl. Litter., 1896, S. 18 und Jiriczek a. a. O. neben S. 162.

***) a. a. O. S. 218.

sage bereits mit Zügen aus der Sage von Wieland durchsetzt vorgefunden habe, einfach als „Roman" hinzustellen.

Die Wielandsage hat ihre Heimat in Norddeutschland, in Niedersachsen, und ist von hier, wie wir gesehen haben, schon frühzeitig über den Kanal gedrungen, aber eher früher als später auch nach Süddeutschland, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Wasser des Mainflusses sich als ein schwerer zu überwindendes Hindernis sollten erwiesen haben als die Wogen der Nordsee. Wenigstens ist nachweisbar, daß es der Sage zur Zeit Ekkehards längst gelungen war, den schwierigen Weg nach St. Gallen zu finden.

Doch auch aus einem anderen Grunde ist eine frühe Verbindung der niederdeutschen Wielandsage mit der gotischen Sage wahrscheinlich. In der um 550 verfaßten Gotengeschichte des Jordanis wird Kap. 5 und 34 berichtet, daß die Goten in alten Liedern den Vidigoia besangen, der nicht fern von der Residenz Attilas durch die Nachstellungen der Sarmaten seinen Tod fand. Dieser war ein Westgote (gleich Walther) und Vorkämpfer dieses Volkes in dessen Kriegen mit den Sarmaten an der Theiß, mit denen die Ostgoten vor der Hunnenzeit nie etwas zu schaffen hatten. Die Namen Vidigôja und Witigowo, Witigo, Witege, Wudga, Widja sind aber dieselben. Demnach ist der westgotische Held zu einem Sohne des niederdeutschen Wieland gemacht oder doch mit einem gleichnamigen Wielandssohne identifiziert worden, und zwar sehr früh, denn es ist ein gemeinsamer Zug germanischer Sagen, daß Wittich im Gefolge Ermenrichs als der vornehmste Vorkämpfer der Goten gegen die an Stelle der Sarmaten getretenen Hunnen erscheint. Schon in dem alten angelsächsischen Gedichte Widsîd werden die Gesellen Wudga und Hâma (Wittich und Heime) unter dem Gesinde Ermenrichs als mutige Streiter gegen die Hunnen erwähnt, und zwar wegen ihrer Herkunft aus dem Norden als Ausländer bezeichnet. Daß sich die norddeutsche Wieland-Wittich- und die gotische Dietrich-Ermenrichsage nur über Süddeutschland die Hand reichen konnten, ist selbstverständlich.

Hier begegnet uns der Name Wieland aber sehr häufig. So findet sich Velandu auf einer vielleicht aus dem 5. Jahrhundert stammenden, bei Mainz gefundenen lateinischen Inschrift,*) und verschiedene Formen des Namens kommen oft in süddeutschen Urkunden vor, so in

*) Vergl. Steiner, Codex inscriptionum Romanorum Danubii et Rheni, 1851, n. 575.

Trierer seit dem Jahre 762, in Weißenburger seit 715, in Württemberger seit 772, in Freisinger seit 807, in St. Galler seit 775 und auch in dem Verbrüderungsbuche von St. Peter in Salzburg.*) Ebenso ist der Name seines Sohnes in der Form Witigowo, Witigo, Wito u. s. w. in Urkunden häufig, z. B. in St. Gallen 765, 787 u. s. w.; zusammen stehen die Namen Vvitigo bezw. Vvitigovvo und Vvielant bezw. Vvelant (neben Alpker bezw. Alpkeri) unter den Zeugen in zwei St. Galler Urkunden vom Jahre 864.**) Wittichs Großvater war nach der Völundarkvidha der Niarenkönig Níðaðr (-uðr), agſ. Níðhad, seine Mutter dessen Tochter Böðvildr, agſ. Beadohild. Diesen Namen entsprechen die deutschen Nîdhad und Bathilde; beide sind gleichfalls in Süddeutschland vertreten, so Nidhad in St. Gallen i. J. 779. Auch der Name von Wittichs Gesellen Heimo (Heime) war damals beliebt; er findet sich in Weißenburg 719, in St. Gallen 751 und in Salzburg ebenfalls im 8. Jahrhundert;***) beide Genossen sind in einer St. Galler Urkunde vom Jahre 817 (?) genannt, in der die mansi Witonis et Heimonis erwähnt werden.†)

Solche Anzeichen einer frühen und großen Verbreitung der Wielandsage im Süden unseres Vaterlandes, in der Heimat Ekkehards, lassen Symons Ansicht,††) diese Sage scheine in Oberdeutschland nur geringen Boden gefunden zu haben, als ungerechtfertigt erscheinen.

Nach unserer Betrachtung der verschiedenen Formen der Waltherſage liegt die Frage nahe, wie die Quelle beschaffen war, aus der Ekkehard den Stoff für sein Epos bezog, was in letzterem als sagenecht zu betrachten und was der Erfindung des Kunstdichters zuzuschreiben oder auf Entlehnung aus den von ihm als Vorbilder benutzten lateinischen Schriftstellern zurückzuführen ist. Leider ist es uns aber nicht möglich, in jeder Beziehung hierüber Sicheres zu ermitteln.

---

*) Vergl. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 1. Bd. 2. Aufl. 1900, S. 1553 fg.

**) Vergl. Förstemann S. 1568 fg.; Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 307.

***) Vergl. Förstemann S. 1159, 229 und 731.

†) Vergl. Müllenhoff, a. a. O. 12, 308.

††) Vergl. Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 1. Aufl. 1893, 2. Bd. I, 61.

Man sollte zwar meinen, daß sich aus der Vergleichung des Waltharius mit den übrigen Quellen mancherlei Anhaltspunkte ergäben, allein es ist zu berücksichtigen, daß mit Ausnahme der dürftigen angelsächsischen Fragmente sämtliche anderen Überlieferungen der Waltherſage jünger sind als Ekkehards Epos und daher eine Beeinflussung derselben durch das in Deutschland weitverbreitete Gedicht nicht ausgeschlossen erscheint, wie oben S. 170 in Bezug auf die Thidhrekssaga bereits erwähnt wurde. Der Ansicht W. Meyers, das spätere Mittelalter habe alles, was es von Walther wußte, aus dem Waltharius und aus seiner eigenen Phantasie bezogen,*) vermag ich nicht beizustimmen. Ich halte eine so erhebliche Einwirkung dieser gelehrten, lateinischen Dichtung auf die fortlebende Volkssage und die fahrenden Sänger nicht für wahrscheinlich und weise besonders darauf hin, daß von den glänzendsten Partien des Waltharius, den Schilderungen der Kämpfe im Wasgenwalde, und den Namen der elf neben Gunther und Hagen dort auftretenden Helden ebensowenig wie von der Verstümmelung Walthers und des Burgundenkönigs in den jüngeren Quellen der Waltherſage die geringste Spur zu finden ist.**)

Wir können annehmen, daß Ekkehard eine heimische Sage vorfand, die schon früher, sei es durch die Vermittelung norddeutscher Stämme, sei es direkt infolge des regen Missionsverkehrs zwischen England und Alemannien zu den Angelsachsen gelangt und dort die Quelle des Waldereliedes geworden war. In beiden Überlieferungen finden sich manche gemeinsame Züge, was in Anbetracht des geringen Umfanges der angelsächsischen Bruchstücke bemerkenswert ist: Name von Walthers Vater, Walthers und Hildegundens Aufenthalt bei den Hunnen, der eine Vergeiselung zur Voraussetzung hat, Walthers Kriegsthaten und Feld-

*) Zeitschr. f. d. A. 43, 123. Auch Strecker, Probleme S. 638 fg., ist geneigt, eine Beeinflussung des Nibelungenliedes durch Ekkehards Epos anzunehmen; vergl. dagegen Linnig S. 116 fg.

**) Die abgeschlagenen Hände in dem später zu besprechenden Wappen der Herren von Wasgenstein, eine augenscheinliche Anspielung auf Walthers Verlust im Schlußkampfe, weisen allerdings auf eine Beeinflussung der Lokalsage durch Ekkehards Werk hin, die wahrscheinlich durch die Mönche der Abtei Weißenburg oder Stürzelbronn vermittelt wurde, sich aber nicht auf weitere Kreise ausdehnte. Strecker (Probleme S. 635 Anm.) teilt mit, daß nach Berichten alter Leute eine Stelle im Jägerthal, südlich von Obersteinbach, der Name „Walthershag" oder „Walthersbühl" getragen habe.

hauptmannschaft, gemeinsame Flucht des Brautpaares, Besitz von Wieland geschmiedeter Waffen, Überfall durch Gunther und seine Mannen, Anbieten und Zurückweisen von Baugen, Kampf mit Gunthers Begleitern, von dem sich Hagen fern hält, schließlicher Kampf Walthers mit dem Könige selbst.

Den vorgefundenen Stoff hat der St. Gallische Dichter frei gestaltet, es sich aber vielfach versagt, die mit seinem geistigen Auge erschauten Bilder auch in eigenen Konturen und Farben auszuführen, sondern, dem Geschmacke seiner Zeit entsprechend, seine Dichtung reichlich mit Phrasen und Zügen aus den früher genannten lateinischen Schriften durchsetzt. Doch bietet er keine rohe Zusammenstoppelung erborgten Gutes, sondern er hat wie jeder echte Dichter nach einem vorher entworfenen künstlerischen Plane gearbeitet. Er ist dabei verfahren gleich den Baumeistern der Karolingerzeit, die den von ihnen planmäßig ausgeführten Bauten Reste antiker Bauwerke einfügten, wobei es allerdings öfters vorgekommen sein mag, daß das Vorhandensein besonders geeigneter Werkstücke solcher Art kleinere Änderungen des ursprünglichen Planes veranlaßte oder auch auf diesen von vornherein bestimmend einwirkte. Bei dem analogen Vorgehen Ekkehards ist es in vielen Fällen schwer, wenn nicht unmöglich, zu entscheiden, ob der Dichter für eine bereits in seiner Vorlage vorhandene oder von ihm selbst erfundene Partie seines Epos die Darstellung einer ähnlichen Situation bei den lateinischen Schriftstellern gesucht und gefunden hat, oder ob er durch besonders passend erscheinende Stellen angeregt wurde, diese in seinem Gedichte zu benutzen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich daraus trotz vorgenommener Änderungen kleinere Unebenheiten ergaben.

Mit der Art und Weise, wie Ekkehard arbeitete, haben sich neuerdings besonders Strecker*) und W. Meyer**) beschäftigt. Ersterer hat mit Erfolg versucht, durch eingehende Vergleichung das Verhältnis des Waltharius textes zu den Vorbildern, besonders Virgil und Prudentius, genauer nachzuweisen, während letzterer vor allem zeigt, wie Ekkehard das entlehnte Material selbständig verarbeitet, zu ganz neuen, nur ihm gehörigen Bildern umgeformt und seinen künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht hat.

Es sei mir nunmehr gestattet, im Anschluß an die genannten

---

*) „Ekkehard und Vergil" in der Zeitschr. f. d. A. 42, 339 fg. und „Bemerkungen zum Waltharius" im Programm des Dortmunder Gymnasiums 1899.

**) „Der Dichter des Waltharius", Zeitschr. f. d. A. 43, 113 fg.

Forscher zunächst auf einige Scenen, die Reiterschlacht, das Zwiegespräch zwischen Walther und Hildegunde, die Schilderung des Essens und des Trinkgelages, die nach W. Meyer lediglich der Phantasie des Dichters entsprungen sind, sodann auf die Einzelkämpfe im Wasgenwalde näher einzugehen, dabei aber nur im allgemeinen das Verhältnis des Dichters zu seinen antiken Mustern anzudeuten, da ausgeführte Parallelen dem Zwecke dieser Darstellung nicht entsprechen würden.

Was zunächst die Reiterschlacht V. 179 fg. betrifft, so ist es auch meiner Meinung nach sicher, daß mindestens die Hauptmasse dieser Schilderung sich in der deutschen Quelle Ekkehards nicht befunden haben kann, sondern erst von dem Dichter selbst nach Virgils Muster geschaffen worden ist, und ich halte es auch für wahrscheinlich, daß, wie W. Meyer meint, die ganze, für die Entwickelung der Handlung entbehrliche Partie nur aus künstlerischen Gründen, der Abwechselung wegen von Ekkehard erfunden ist, um seinen Helden nicht nur in der langen Reihe von Einzelkämpfen als gewandten Fechter, sondern auch in einer Schlacht als siegreichen Feldherrn vor Augen zu führen. Man vergleiche die Verse des Waltharieliedes mit der Schilderung des Kampfes der Trojaner und Etrusker gegen die Latiner und die Schar Camillas Äneis 11, 597 fg. Die ersteren nahen hier den Mauern der Stadt und der Reisigen sämtliche Heerschar. Eisern starrt das Feld von Lanzen, und die Ebene blitzt von Rüstungen. Auf Schußweite nähern sich die Gegner und machen Halt; dann erheben sie das Kampfgeschrei, geben den Rossen die Sporen und schleudern zugleich ihre Speere, daß sie wie Schneeflocken den Himmel verdunkeln. Plötzlich sprengen Tyrrhenus und Aconteus mit eingelegten Lanzen auf einander los, daß die Rosse sich gegenseitig die Brust zerschmettern und Aconteus aus dem Sattel geworfen wird. Die bestürzten Latiner werfen die Schilde auf den Rücken und ergreifen die Flucht, verfolgt von den Trojanern. In der Nähe der Stadtthore aber machen die Flüchtigen Kehrt und schlagen ihre bisherigen Verfolger zurück; darauf wiederholt sich das frühere Schauspiel noch einmal:

„Zweimal trieb der Tusker den weichenden Rutuler stadtwärts,
Zweimal sah er geworfen sich um, den Rücken bedeckend.
Als sie zum drittenmal in die Schlacht nun rannten und alle
Scharen sich unter einander gemengt, der Mann sich den Mann wählt",

kommt es zum heißen Ringen im Handgemenge, in dem die Amazone Camilla gewaltige Thaten verrichtet, bis sie von Arruns getötet wird,

worauf ihre Partei das Heil in der Flucht sucht. Außer obigen Versen sind von Ekkehard für seine Schilderung nachweislich noch andere Stellen der Äneis und der Psychomachie benutzt worden, aber der Dichter hat aus seinen Vorlagen nichts mechanisch herübergenommen, sondern das Material zweckentsprechend geändert.

Er wollte seinen Helden nicht zweimal angreifen und zweimal fliehen lassen; daher läßt er es, nachdem Wurfspieße und Pfeile verschossen sind, gleich bei dem ersten Zusammenstoße zum Entscheidungskampfe kommen, in welchem die feindlichen Scharen in ihrer Gesamtheit so aufeinander losprengen wie Tyrrhenus und Aconteus bei Virgil, jedoch mit dem Unterschiede, daß letztere mit eingelegten Lanzen zusammenrennen, während dort zum Schwerte gegriffen und mit ihm zur Entscheidung gekämpft wird. Was hat nun Ekkehard zu dieser weiteren Änderung veranlaßt, und woher hat er das Modell für seine abweichende Darstellung genommen?

Wenn auch einzelne deutsche Stämme, wie die Sachsen, noch lange zu Fuß kämpften, so scheint doch bei den Langobarden um die Mitte des 8. Jahrhunderts und bei den Franken der Karolingerzeit die Reiterei einen wesentlichen Bestandteil der Heere ausgemacht zu haben. Nithard 3, 6 schildert anschaulich ein Kampfspiel, welches eine Reiterschlacht vorführte, ja, Nachrichten über König Arnulfs Kriege zeigen, daß es zu Ende des 9. Jahrhunderts bei den Ostfranken ungewöhnlich geworden war, zu Fuße zu kämpfen.*) Aber die deutschen Reiter dieser Periode handhabten die schwere Lanze freihändig zum Wurfe oder auch zum Stoße und pflegten nicht wie die beiden Gegner in der Äneis und die Ritter der höfischen Zeit, im Gefechte mit eingelegter Stechlanze gegen einander zu rennen, ebensowenig aber auch nach Barbarenweise mehrere leichtere Wurfspieße vom Pferde aus zu schleudern. Doch nach Meyer wollte Ekkehard auch gar keine deutsche Reiterschlacht schildern, sondern einen Kampf der Hunnen, die man damals mit den Avaren und Ungarn identificierte, und so kopierte er die letzteren, von deren Kampfweise er genug erfahren haben mochte. Für diese war u. a. der Gebrauch von Pfeilen und Wurfspießen charakteristisch, sowie die Sitte,

*) Ann. Fuld. a. 891: — — quia Francis pedetemptim certare inusitatum est. — Vergl. u. a. Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer, 2. Aufl. 1885, S. 371 und 536; Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun, 1894, S. 460 fg., 490 fg.

auf verstellter Flucht rückwärts auf die Verfolger zu schießen, jedoch das Handgemenge zu meiden. Trotzdem kommt es aber im Waltharius zu einem erbitterten Schwertkampfe, auch hat der Dichter die für seinen angeblichen Zweck so sehr geeignete Stelle Äneis 11, 663, wo Camilla zurückweichend hinter sich auf die Feinde ihre Pfeile entsendet, unbenutzt gelassen; ferner ist die Kampfweise bei den beiden Parteien gleich. Mag aber Ekkehard bei seiner Darstellung an einen Kampf zwischen Ungarn und anderen Barbaren oder an einen solchen zwischen Ungarn und Deutschen gedacht haben: jedenfalls scheint mir seine lebhafte Schilderung den historischen Verhältnissen nicht entsprechend zu sein, was sich leicht aus dem Mangel eigener Anschauung bei dem Dichter erklären läßt.

Als der siegreiche Walther aus dem Feldzuge heimkehrt, verabredet er mit Hildegunde das V. 289 fg. beschriebene Gastmahl. Auch die Schilderung des letzteren hat Ekkehard nach Meyer selbst geschaffen. Er fand in seiner Quelle, daß der Held die Hunnen trunken machte, und seine „Phantasie gestaltete die Schilderung eines solchen Essens nach den Sitten seiner Zeit; um diese Vorstellungen in lateinische Hexameter zu bringen, durchlief Ekkehard die ihm bekannten hexametrischen Schilderungen ähnlicher Scenen". Er fand und benutzte deren drei: das Prunkmahl, welches Dido dem Äneas giebt, Äneis 1, 637—642 und 697—708, dann die Bewirtung des Äneas durch Evander, Äneis 8, 175—183, und endlich die Speisung der 5000 Männer in der Wüste durch Christus mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, wie sie Prudentius in seiner Apotheosis V. 712 fg. darstellt.*) Aber aus diesen Stellen hat Ekkehard, wie Meyer darlegt, für seine durchaus sachgemäße und ebenso verständig angelegte wie anschaulich ausgeführte Schilderung nur sprachliche Wendungen, keinen Gedanken entnommen und somit sowohl der deutschen wie den lateinischen Vorlagen gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt.

Während wir die besprochenen beiden Scenen stark mit Phrasen und Zügen aus Virgil und Prudentius durchsetzt finden, sind das Gespräch Walthers und Hildegundens V. 215—286 und die Schilderung des Trinkgelages V. 304—323 nicht nach den genannten Dichtern gearbeitet, sondern selbständig entworfen und ausgeführt. Nur einige wenige

*) Daß nicht bloß Ekkehard und seine Zeitgenossen, sondern auch die lateinischen Dichter des späteren Mittelalters sich für die einzelnen Partien ihrer epischen Gedichte nach Vorbildern umsahen, zeigt u. a. die um 1200 verfaßte Poetria nova Galfrids von Vinesalf, der V. 632 fg. ein Muster für die Schilderung königlicher Gastmähler und der Tafelfreuden giebt.

Phraſen in der erſtgenannten Scene entſtammen dem 4. Buche der Äneis; ſachlich aber bieten die Verhandlungen zwiſchen Juno und Venus V. 93 fg., auf welche Strecker hingewieſen hat, keine Berührungspunkte mit dem Zwiegeſpräche bei Ekkehard, und in der langen Schilderung des Zechgelages iſt faſt kein Ausdruck dem Virgil entnommen. Auch iſt nicht einmal ſicher, ob der kunſtvolle, mit Darſtellungen aus der Geſchichte der Vorzeit geſchmückte Becher, den Walther dem Könige überreicht, ſein Vorbild hat in dem Äneis I, 640 fg. erwähnten

„(Schweren Silber auf Tiſchen umher und) in Golde gegraben,
Tapferer Väter Verdienſt, ein langes Gefolge von Thaten,
Fort durch Reihen von Helden geführt von des Stammes Beginn an" —

da dergleichen verzierte Gefäße auch ſonſt nicht ſelten erwähnt werden.

Am meiſten läßt ſich in der Schilderung der Einzelkämpfe die Benutzung lateiniſcher Vorbilder nachweiſen. Ob auch im angelſächſiſchen Waldere die Kämpfe bereits am Wasgenſteine ſich abſpielten und im großen und ganzen in ähnlicher Weiſe wie im Waltharius verliefen, wiſſen wir nicht; doch ſpricht verſchiedenes für die Annahme, es hätten auch hier zunächſt für Walther ſiegreiche Einzelkämpfe und dann ein Kampf des Helden mit Gunther und dem Reſte ſeiner Mannſchaft bezw. mit Hagen ſtattgefunden. Die Angriffe einzelner auf Walther ſind nach meiner Meinung nicht an das Vorhandenſein einer Felsſchlucht gebunden. Wenn der Held am Eingange einer ſolchen ſtand, ſo war er allerdings im Rücken und in den Flanken gedeckt, konnte aber doch, falls nicht ganz außergewöhnliche Terrainverhältniſſe vorlagen, von vorn gleichzeitig von mehreren angegriffen werden, und auch wenn er in der Schlucht ſelbſt ſich verteidigte, ſo mußte dieſe doch immer ſo breit ſein, um die Waffen handhaben zu können; auch in dieſem Falle konnte ein Gegner Walthers von einem hinter ihm ſtehenden Genoſſen, z. B. mit der Lanze, wirkſame Unterſtützung erhalten. Ich nehme daher an, daß, wenn in der urſprünglichen Faſſung der Sage von Einzelkämpfen die Rede war (in der Thidhrekſaga iſt dies nicht der Fall), ähnlich wie im Waltharius ritterliche Kampfſitte (vergl. das Hildebrandslied und Alpharts Tod), Unterſchätzung des furchtbaren Gegners, Wunſch, ſich vor anderen Ruhm zu erwerben (V. 854), die vortrefflichen Waffen des Feindes zu gewinnen (V. 781), perſönlich den Tod eines erſchlagenen Verwandten zu rächen (V. 690) u. ſ. w. die Gegner veranlaßte, Walther in Einzelkämpfen zu beſtehen, und daß man ſich erſt, nachdem man den Ernſt der Lage, die Unmöglichkeit, auf die bisherige Weiſe zum Ziele zu ge-

langen, erkannt hatte, genötigt sah, die Kampfweise zu ändern, um nicht auf reiche Beute und blutige Rache verzichten und mit Schmach bedeckt nach Hause zurückkehren zu müssen. Ekkehard hat aber offenbar geglaubt, das Auftreten einzelner Gegner noch besonders begründen zu müssen durch die eigentümliche Beschaffenheit des Kampfplatzes.*)

Die Lage desselben scheint nach den Angaben des Gedichtes folgende zu sein:**) Auf einem, wenigstens teilweise unbewaldeten Berge erheben sich zwei benachbarte Felsen, deren Gipfel zusammenstoßen, so daß eine Grotte gebildet wird (V. 493 fg., 532). Von dieser aus schweift der Blick über die umliegende Landschaft, besonders die im Thale sich hinziehende Landstraße (V. 509 und 532), so daß die Stätte als ein geeigneter Sitz für Straßenräuber erscheint (V. 496). Am Fuß der Felsen, vor der Grotte befindet sich ein nach allen Seiten steil abfallendes Plateau, auf dem Kräuter wachsen***) und Gestrüpp (V. 836), sowie ein oder mehrere Bäume (V. 960) sich befinden; hier kann man ein Roß tummeln (V. 932) und mehrere Pferde weiden (V. 780 und 1169). Zu diesem Plateau führt nur ein einziger schmaler Zugang (V. 692, 916, 957 fg.), den man aber bequem zu Pferde passieren kann, und der entweder als ein nach beiden Seiten schroff abfallender Felsrücken oder ein an steiler Wand sich hinziehender Pfad zu denken ist.†)

---

*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 32 fg.

**) Daß Ekkehards Darstellung nicht genau mit der Lokalität am Wasgenstein übereinstimmt, werden wir später sehen. Die Vermutung Roethes, dem Dichter habe bei seiner Schilderung eine entsprechende Örtlichkeit in den Schweizer Bergen vorgeschwebt, hat etwas für sich; doch sollte man annehmen, daß Ekkehard in diesem Falle die Unklarheiten und Widersprüche in seinen Angaben vermieden haben würde.

***) angulus V. 497 ist nicht auf die Schlucht zu beziehen, sondern bedeutet wie das deutsche „Winkel" hier eine abgelegene Stätte; vergl. u. a. Horaz' Oden 2, 6, 13.

†) Auf diesem Pfade sehen wir V. 1198 fg. Walther bei seinem Abzuge spähen und lauschen. Strecker meint, bei einem Engpasse wäre das Umherschauen, bei einem Höhenrücken das Horchen überflüssig; der Zugang sei demnach als schmaler Waldpfad zu denken, da nur im Waldesdickicht Spähen und Horchen zugleich am Platze sei. Aber ein schmaler Pfad zwischen Bäumen hätte ein Ausweichen zu Seite gestattet, welches nur bei einem dichten Heckengange unmöglich gewesen wäre; doch auch ein solcher läßt sich, wenn man nur will, leicht durchbrechen. Auch vermag ich nicht einzusehen, weswegen man auf einem freiliegenden Felsenpfade nicht nach sichtbaren Feinden Ausschau halten und zugleich nach etwa im nahen Walde verborgen lauernden horchen sollte.

Das war allerdings eine vorzügliche Defensivstellung! Hagen warnt daher mit Recht vor einem Angriff auf dieselbe (V. 572 fg.), nennt, nachdem elf seiner Genossen getötet sind, einen weiteren Versuch einen Sprung in den offenen Abgrund und meint, daß auch die gesamte fränkische Streitmacht hier nichts ausrichten könne (V. 1101 fg.). Der Angegriffene brauchte sich nur dort aufzustellen, wo der Pfad mündete; dann hätte er die Gegner, ehe sie den Fuß auf das Plateau setzten, einen nach dem andern mühelos mit der Lanze ins Jenseits befördern können. Aber Walther thut das nicht, sucht auch nicht die zweitgünstigste Stellung in der Felsenschlucht*) auf, sondern ficht die Kämpfe mit seinen Feinden auf dem freien Plateau aus**) und läßt denselben so die von ihnen auffallender Weise nicht benutzte Gelegenheit, ungehindert denselben Weg wie der Vordermann einzuschlagen und diesem zu Hülfe zu kommen.

Besaß der kampferprobte Walther so wenig strategisches Verständnis, um die Vorteile seiner Stellung zu erkennen und auszunutzen, die seinem alten Kriegsgefährten sofort aus der Ferne in die Augen fielen? Schwerlich, aber Ekkehard erlaubte seinem Helden nicht, davon Gebrauch zu machen, weil dieses dem Interesse des Künstlers widersprach, der dem Leser die Einzelkämpfe in größter Mannigfaltigkeit und Abwechselung vor Augen führen wollte.

In dieser kunstvollen Schilderung sind Virgil und Prudentius besonders stark benutzt, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht. Beim ersten Kampfe, V. 674 fg., wird ähnlich wie Än. 9, 577 fg. die Hand eines Kriegers (hier durch einen Pfeil, dort durch die Lanze) an die linke Seite festgenagelt.

V. 690 fg. äußert Skaramund, daß es ihm vor allen anderen zukomme, den Gegner zu bestehen, ein Motiv, das sich wiederholt in der

---

*) Strecker meint, im 6. Kampfe stehe Walther ohne Zweifel im Eingange der Schlucht, da die Lanze Patafrieds sonst nicht hätte vor die Füße der in derselben sitzenden Jungfrau fliegen können (V. 891). Aber dies war auch möglich, wenn Walther vor derselben stand und die drei Personen sich in einer Linie befanden.

**) Wenigstens ist dies in dem Kampfe mit Gerwit, der Walther zu Rosse umkreist (V. 932 fg.), unzweifelhaft. An anderen Stellen (V. 785 fg. und 915 fg.) versperren aber die Leichen der Erschlagenen den Zugang; demnach müßte Walther doch die Gegner zum Teil kurz vor oder nach dem Betreten des Plateaus gefällt haben. Hier liegen nach meiner Meinung Inkonvenienzen vor.

Äneis findet, z. B. 12, 315 fg., und wenn der Recke mit den Zähnen knirscht und den Helmbusch schüttelt, so finden wir dieselben Äußerungen der Wut mit ähnlichen Worten Än. 3, 664 und Psychom. 117 wieder.

In recht auffallender Weise läßt Ekkehard V. 725 fg. wie Virgil Än. 5, 495 fg. als dritten Streiter einen Pfeilschützen auftreten, dieser den Eurytion, jener den Werinhard, und beide Dichter machen ihren Helden zu einem Verwandten des bogenkundigen Pandarus, der einst, um den geschlossenen Waffenstillstand zu brechen, von der trojanischen Seite einen Pfeil gegen die Achiver sandte, und in der Schilderung des nun folgenden Kampfes hat Ekkehard sehr geschickt verschiedene Züge aus Virgil und Prudentius verwandt und zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt.

Der nach Werinhard V. 756 fg. auftretende Sachse Eckefried, die Anspielung auf die fremdartige Sprache desselben und die Eigentümlichkeit seines Stammes, sowie der Waldschrat, mit dem er Walther vergleicht, verraten deutsches Gepräge. Doch reitet der Kämpe auf einem braunen Schecken, den Ekkehard dem Virgil entnommen zu haben scheint (Georg. 3, 82, Än. 9, 49 2c.), und führt einen Speer mit einem Schwungriemen, wie wir ihn Psychom. 324 fg. erwähnt finden.

Bei der Schilderung des Ringens zwischen Walther und Hadawart, V. 781 fg., hat der Dichter besonders den Entscheidungskampf des Äneas gegen Turnus am Ende des 12. Buches der Äneis benutzt und mit einigen fremden Zügen ausgestattet. Nach Virgil schildert uns Ekkehard, wie die beiden Gegner, „entstammt verschiedenen Teilen der Erde“ (12, 708), „beide erhaben an Mut“, „der vertrauend dem Schwert, der mächtig mit ragender Lanze“ (12, 788 fg.), u. s. w. mit gewaltigen Kräften sich messen, und der Wasgenwald spielt die Rolle des staunenden Zuschauers wie Latinus Än. 12, 707. Schließlich wenden sich Hadawart und Turnus zur Flucht, weil sie des Schwertes beraubt worden sind; aber während bei Virgil die Klinge zerspringt, spart Ekkehard sich dieses Motiv für den Schlußkampf zwischen Walther und Hagen auf und läßt Walther dem unachtsamen Gegner die Waffe mit der Lanze aus der Hand schlagen.

Original erscheint dagegen V. 798—819 die Wechselrede zwischen Hadawart und Walther, welche sich auf den begehrenswerten Schild des letzteren bezieht und ihre Parallele im jüngeren Hildebrandsliede findet (vergl. oben das Motto vor dem 6. Abenteuer S. 88), sowie die Aufforderung Walthers an seine rechte und linke Hand, sich die erprobte Waffe nicht entreißen zu lassen, und mit Recht macht Strecker hierbei

auf die für die altdeutsche epische Ausdrucksweise bezeichnende Form der Variation aufmerksam.

Als der junge Patafried voll Ruhmbegier gegen den gewaltigen Gegner den Kampf aufzunehmen sich anschickt, versucht der besorgte Oheim Hagen V. 849 fg., ihn durch warnende Rede zurückzuhalten, in der von Äneas an den jugendlichen Lausus gerichtete Worte (Än. 10, 810 fg.) sich wiederfinden; auch diesem spinnen die Parzen das Ende des Lebensfadens.

V. 914 fg. greift Gerwit mit hochgeschwungener fränkischer Doppelaxt an und umkreist den Gegner zu Pferde, wie es in ähnlicher Weise Än. 11, 651 und 694 fg. von Camilla erzählt wird.

Randolf schleudert V. 964 unversehens Walther seinen eisenbeschlagenen Speer auf die Brust, doch rettet den Getroffenen dessen vorzüglicher Panzer: Art des Angriffs und Erfolg desselben entsprechen den Psychom. 116 fg. geschilderten Vorgängen im Kampfe der Ira gegen die Patientia.

Diese Beispiele mögen genügen, zu zeigen, wie Ekkehard seine römischen Muster benutzt hat, um die seiner dichterischen Phantasie vorschwebenden Bilder mit fremden Ausdrücken und Zügen auszustaffieren; wer sich ausführlicher hierüber unterrichten will, wird in den oben genannten Abhandlungen Belehrung finden.

Schon die Dichter des Altertums liebten es, von älteren Meistern Verse und Wendungen zu borgen, und solche Entlehnungen waren schon damals keineswegs unerlaubt oder tadelnswert; sie galten vielmehr als Artigkeit und ehrende Anerkennung, wie denn auch der formgewandte Ovid Bilder, Wendungen und Ausdrücke aus den Werken seiner Vorgänger reichlich in die seinigen herübergenommen hat.*) Mehr noch waren begreiflicherweise den deutschen Dichtern der Karolinger- und Ottonenzeit für ihre lateinischen Schriften die Werke des Altertums, aus denen sie ja ihren Sprachschatz bezogen, nachahmenswerte Vorbilder. „Die kunstreich entworfenen und ausgebauten Reden, Geschichtswerke und Dichtungen, die fremdartigen und doch packenden Gedanken der lateinischen Litteratur, die wohlklingenden und prächtigen Ausdrücke der lateinischen Sprache haben auch die deutschen Stämme — — — in eine Zucht genommen, deren Segen jetzt gewöhnlich vergessen oder unterschätzt wird". Aber „Ekkehards Dichtung ist weder durch die Nach-

*) Vergl. Ovids Metamorphosen von Siebelis-Polle, 1892, S. XXII.

ahmung von Situationen noch durch die Verwendung von Ausdrücken des Virgil oder Prudentius irgendwie romanisiert oder in ihrem dichterischen oder ursprünglichen Wesen und Werte beeinträchtigt worden".*)

Je mehr wir uns in das schöne Werk versenken und den Poeten bei seiner Arbeit belauschen, desto größere Anerkennung zollen wir seiner schöpferischen Phantasie, seiner glücklichen Darstellungsgabe und seinem feinen Kunstverständnisse; desto mehr müssen wir uns aber auch überzeugen, daß wir sein Epos nicht mehr wie früher als eine inhaltlich getreue Wiedergabe der alten Volkssage betrachten können. Doch was die Sagenforschung dabei verliert, das gewinnt die deutsche Litteraturgeschichte: wir dürfen stolz sein auf den Mönch von St. Gallen, der schon in so jungen Jahren zur Höhe strebte und sie erreichte, und wir können nur lebhaft bedauern, daß der Sang von Walther und Hildegunde des talentvollen Dichters einziger Versuch auf dem Gebiete der epischen Poesie geblieben ist.

---

*) W. Meyer, Zeitschr. f. d. A. 43, 143 fg.

Der Schauplatz der Kämpfe im Wasgenwalde.*)

Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
In ein elsässisch Waldthal ein,
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelklotz des Wasgenstein.
Wie ein vermooſtes Waldgeheimnis
Ruht das geborſtne Rieſenhaus
In Schutt und ſchweigender Verträumnis
Von dunkler Vorzeit Rätſeln aus.

Scheffel.

Wer Ekkehards Schilderung der Stätte lieſt, wo Walther im Wasgenwalde mit König Gunther und deſſen Mannen in heißen Kämpfen ſtritt, wird den Eindruck gewinnen, daß uns der Dichter nicht ein frei erfundenes Phantaſiebild vorführt, ſondern eine beſtimmte Örtlichkeit im Auge hat, die er aus eigener Anſchauung kannte oder in ſeiner Vorlage beſchrieben fand, jene Örtlichkeit, deren Namen uns das Nibelungenlied überliefert hat und in verſchiedenen Handſchriften als Waschenstein, Wasgenstein, Waskenstein bezeichnet.

Es lag daher nahe, nach jener Felſenkluft im Wasgau zu ſuchen, und J. Grimm hat zuerſt den Verſuch gemacht, den Ort näher zu beſtimmen,**) wobei er von der Vorausſetzung ausging, daß derſelbe mindeſtens eine ſtarke Tagereiſe von Worms entfernt anzunehmen ſei. „Denn der Held gelangt abends an den Rhein, wurde übergefahren und ſetzte alſobald die Flucht weiter fort. Erſt am folgenden Tag bei der Mahlzeit wird durch die fremden Fiſche der König aufmerkſam und

*) Die unten berückſichtigte umfangreiche Litteratur über den Wasgenſtein findet man verzeichnet I. S. 62 fg. meiner Waltharius-Ausgabe.

**) Lat. Gedichte S. 122 fg.

läßt seinen Meisterkoch, dann den Fährmann rufen. Nach empfangener Auskunft beschließt Gunther die Verfolgung, und man muß glauben, daß er noch denselben Nachmittag mit seinen Dienstmannen hinter Walthern jagte, der indessen den Vorsprung einer Nacht und eines Tags gewonnen hatte. Den zweiten Abend also war Walther im Vosagus angelangt und ersah sich jene Felsenburg zum Ruheplatze. Am Morgen des dritten Tags konnten ihn hier die leichter berittenen Franken ereilen." Grimm hatte daher als Kampfplatz einen der höchsten Punkte des Wasgaus im Winkel des Breuschthales auf dem hohen Donon bei Framont angenommen, sechs Stunden von dem elsässischen Orte Molsheim und drei Stunden von der französischen Abtei Senones entfernt, an der alten Heerstraße von Deutschland nach dem französischen Lothringen.

Diese Ansicht Grimms hat lange Zeit Beifall gefunden, obwohl eine mit Ekkehards Schilderung übereinstimmende Örtlichkeit in der gedachten Gegend nicht vorhanden ist und der Name Framont, welcher Grimm besonders verführt hat und von ihm als mons fractus erklärt wurde, nicht einer dieser Deutung entsprechenden Beschaffenheit des Ortes, sondern vielleicht den dortigen Eisenwerken seinen Namen verdankt und aus mons ferratus entstanden ist.

Gegen Grimms Annahme hat sich u. a. Meyer gewandt*) und betont, daß nach Ekkehard die Fliehenden nur des Nachts marschiert seien und nach Aufgang der Sonne sich in Verstecken geborgen hätten. „Des Abends nun setzten sie bei Worms über, können also bis zu dem Felsen, ihrem diesmaligen Ruheort, höchstens acht Stunden gegangen sein. Damit vereinigen sich die übrigen Merkmale. Am frühen Morgen, zur selben Zeit, wo Walther sich schlafen legt, kommt der Schiffer nach Worms; im Laufe des Vormittags kostet der König die Fische, und um Mittag reitet er aus Worms. Wenn er Walther bis gegen ½ Uhr traf, konnten noch all die geschilderten Kämpfe stattfinden. Nirgends steht ein Wort davon, daß die Franken die Nacht hindurch ritten. Dagegen haben nur bei der obigen Auffassung der Ereignisse die Verse 1143—1145 einen Sinn, wo Walther des Abends fürchtet, daß Gunther nach Worms zurückkehren, dort neue Leute sammeln und mit dem frühesten Morgen den Kampf erneuern möchte. Der Ort lag also höchstens acht Stunden von Worms," und zwar wäre er nach Meyer in der nördlichen Pfalz neben der im Mittelalter sehr befahrenen Straße

*) Phil. Bemerk. S. 375 fg.

zu denken, die von Worms durch das Leininger Thal über den Schorlenberg gerade nach Kaiserslautern und weiter in der Richtung von Metz führte.

Nun ist aber eine Lokalität, wie sie Ekkehard beschreibt, und ein Ort, Namens Wasgenstein, ebensowenig wie bei Framont in der von Meyer bezeichneten Gegend zu finden, wohl aber hat bereits Mone*) im Jahre 1856 als die gesuchte Kampfstätte den Wasenstein, Wasgenstein, früher Wassenstein,**) Wasichenstein, am Fuße des Maimont bei Ober-Steinbach, einem Dorfe an der von Weißenburg nach Bitsch führenden Straße, festgestellt und im folgenden Jahre Uhland, welcher die Stätte auf einer Fußwanderung besuchte, diese Annahme durch den Augenschein bestätigt gefunden.***)

---

*) In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 7. Bd. 1856, S. 177; bis dahin hatte er die Wasenburg bei Niederbronn, nordwestlich von Hagenau, für den Wasgenstein gehalten; vergl. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1836, S. 310.

**) Auch im „Rosengarten" (v. Keller, Deutsches Heldenbuch, 1867) heißt Walther geboren von Wassenstein (neben Wachs(s)enstein), ebenso bei Kaspar v. d. Roen (v. d. Hagen u. Primisser, Heldenbuch, II, 192, 56). Wassenstein wird die bei Ober-Steinbach gelegene Burg auch stets in Hertzogs Edelsasser Chronik v. J. 1592 genannt.

Ein innerer Zusammenhang mit dem Gebirgsnamen Wasgau ist nicht anzunehmen, vielmehr ist Wassenstein abzuleiten von einem Personennamen Wassio oder Waso, Wasso, der wieder auf das keltische vasso = Knabe, Diener, oder den deutschen Stamm vas (vasjan = pollere; hwas, was = acer) zurückgeht. Die Form Wasichenstein, Wasgenstein ist entweder eine adjektivische Bildung jüngeren Ursprungs und volksetymologische Anlehnung an ahd. waso msc. = feuchter Erdgrund, Rasen (wozu die feuchte Beschaffenheit des Bodens am Fuße des Burgfelsens auf dem Wasensteine stimmt), oder sie ist dem keltischen Gebirgsnamen Vosegus, Wasagus angepaßt, der schon im 10. Jahrhundert germanisiert Wasigen lautet.

***) Mone, Zeitschrift u. s. w., S. 177: „Da die Ruine nicht weit von der Sur liegt und dieser Bach das Elsaß von dem Speiergau schied, was sich noch jetzt durch die Mundart und häusliche Einrichtungen kund giebt, so ist dies für die Untersuchung der Heldensage von Walther von Wasichenstein zu beachten, weil er gerade auf der südlichen Grenze des rheinischen Frankens heimkehrte und deshalb von den wormsischen Herren angegriffen wurde".

Ich bemerke übrigens, daß Walther eine merkwürdige Reiseroute einschlägt. Wenn er vom Hunnenlande die Donau entlang zog, so wäre es das Zweckmäßigste gewesen, daß er, um möglichst bald in Sicherheit zu kommen, dem Oberlaufe des Stromes gefolgt und dann durch die burgundische Pforte nach der

Ausschnitt a. d. Messtischblatt № 3572.

Meter: 1000 500 0

Schritt: 1000 500 0

Der Wasgenstein und Umgebung.

Dieser an der pfälzisch-elsässisch-lothringischen Grenze gelegene Ort ist jedoch von Worms schon in der Luftlinie über 10 geographische Meilen entfernt, also unmöglich in der von Meyer angenommenen Zeit und noch dazu auf nächtlicher Wanderung zu erreichen. Wir brauchen allerdings die Worte Ekkehards V. 419 nicht so genau zu nehmen, denn außerhalb des Hunnenreiches konnte Walther von seiner Vorsicht wohl etwas nachlassen, und auch beim Überschreiten des Rheines mußte er ja vor Anbruch der Dunkelheit die Dienste des Fährmanns in Anspruch nehmen. Ausschlaggebend sind für unsere Frage indes die V. 1143—1145, und Meyer ist gegen Grimm mit seiner Auffassung des Waltharius-textes unzweifelhaft im Rechte. Daher bleibt nur die Annahme übrig, daß Ekkehard zwar Näheres über den Wasgenstein wußte, aber von der Entfernung desselben von Worms eine leicht verzeihliche falsche Vorstellung hatte.

Da der Wasgenstein mir bislang aus persönlicher Anschauung nicht bekannt ist, möge hier die Schilderung Platz finden, welche der vortreffliche Kenner der Pfalz und des Elsasses, August Becker, von demselben entwirft:*)

---

nahen Residenz seines Schwiegervaters, Chalon sur Saône, gezogen wäre. Statt dessen biegt er von der Donau nach Nordwesten ab in das Thal der Altmühl oder der Wörnitz, zieht dann am rechten Neckarufer nach Worms und von dort, wie Meyer will, über Kaiserslautern und Metz oder nach gewöhnlicher Annahme über Weißenburg und Bitsch auf großem Umwege nach Aquitanien.

Die auffallende Reise läßt sich auf folgende Weise erklären: Die gotische Waltherſage kannte wahrscheinlich die Burgunden in ihren Sitzen westlich der Alpen und ließ Walther von der Donau durch dieses Gebiet seinen Weg nach Aquitanien nehmen. Da aber die deutsche Heldensage Worms als burgundische Hauptstadt festhielt, mußte die Waltherſage sich nach ihrer Einwanderung in Deutschland dieser Anschauung anpassen, was eine Änderung der Marschrichtung Walthers zur Folge hatte, die wohl von Ekkehard bereits vorgefunden wurde. Demnach wäre auch anzunehmen, daß die Lokalisierung der Kämpfe zwischen Walther und Gunther nebst Begleitern am Wasgensteine erst auf deutschem Boden erfolgt sei, wobei auch die Ähnlichkeit der Namen Waskenland (Walthari fona Wascôm, Aquitanien) und Wasgenwald, Wasgenstein von Einfluß gewesen sein mag. Da der Dichter, den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend, den Beherrscher von Worms als einen Franken betrachtet, konnte er das Burgundenland im südöstlichen Frankreich zu Hildegundens Heimat machen, von der die alte Sage nichts gewußt zu haben scheint; vergl. oben Anm. zu V. 52.

*) Der Schauplatz des Walthariliedes, Westermanns illustrierte Monatshefte, 1885, S. 260 fg. mit Holzschnitten.

„Braunrot starrt aus grünen Wipfeln der Doppelklotz des Wasgensteins". — Zwei Felsberge dicht beisammen, nur durch eine enge Schlucht im überhängenden Gestein gespalten,*) ein von grünem Strauch- und Kräuterwerk umschlungener, heimlicher, wasiger Winkel, gelegentlich auch Räuberhöhle.

Träfe Name und Lage nicht zu, schon der erste Anblick überzeugt: diese Stelle, keine andere, hatte der Dichter des Waltharius im Auge. —

Waldstill, eng, wildschön ist die Umgebung des Wasensteins, wie ihn das Volk nennt — überraschend seine Erscheinung über dem Abgrund der Seitenschlucht des Steinbacher Thales, die sich von der Weißenburg-Bitscher Heerstraße hereinzieht. Von da über den zum Teil untermauerten Burgweg herauf oder östlich über den Heiderücken her auf schmalem Steg — angusta callis, semita, via arcta im Walthariliied — gelangt man zuerst in den wasigen Vorhof. Eine niedere Felsthür führt zur Cisterne mit Rinnen im Gestein, die das Wasser zuführten, daneben Tröge und Tränken. Ein zur Roßweide gerechter Rasenplatz unter hohen Buchen, dann der in den Fels gemeißelte viereckige Weiher, einst Pferdeschwemme, heute verschlammt und von Sauerklee überwuchert, füllen den Raum bis zum „Mantel", einem abgeschroteten Felsenwall. Nun erst steht man vor dem Wasgenstein und dem sagenberühmten Höhlenspalt, der sich in den Abgrund senkt. Rechts der östliche, etwas zurücktretende, aber höhere und geräumigere Fels, als größere Hälfte der Doppelburg, birgt in seinem Inneren Gewölbe, Kammern, Treppen, einen durch eine cyklopische Säule gestützten Saal, jedoch nur geringe Mauerreste, ist nur schwer zugänglich und ward als der „Obere Wasgenstein" bezeichnet. Die vordere, südwestliche kleinere Felshälfte, einst „Nieder-Wasgenstein", zeigt noch elegantes Mauerwerk auf der Höhe.**) Eine tief ins Gestein eingehauene, jedoch bereits stark abgetretene Treppe führt an schwindelnden Rand und in den überm Abgrund aufragenden

*) Ähnlich wie der Wasgenstein bestehen auch die eine Stunde entfernte Burg Frundsperg und der Dreistein hinter dem Odilienberge aus zwei durch einen Abgrund getrennten Felsenschlössern.

**) Lehmann (Dreizehn Burgen des Unterelsasses, 1878) ist der Ansicht, daß die beiden durch die Felsspalte getrennten Befestigungen zusammen die alte oder untere Burg gebildet hätten und mit der Bezeichnung der oberen oder neueren nur eine Befestigungsanlage gemeint sein könne, die heutigen Tages spurlos verschwunden sei und noch jenseits des östlichen Burggrabens auf dem allmählich ansteigenden Bergrücken gelegen haben müsse.

Turm mit der Kapelle. Der viereckige Quaderbau könnte seiner Konstruktion nach ein Römerwerk aus späterer Zeit scheinen; doch tragen die zierlich gearbeiteten Gesimse und Fensterbogen den Charakter der kunstfreundlichen Ära der Hohenstaufen. Daß dagegen die Aushöhlungen im Doppelfels entlegeneren Perioden angehören, ist kaum zu bezweifeln.

Auch von der Turmhöhe bleibt der Umblick beschränkt. Einige Felder und Häuser von Obersteinbach blicken mit der staubigen Lothringer Heerstraße durch die Schlucht herein, die sich zwischen den Waldhängen

Der Wasgenstein von Westen.

Nach einer Photographie der Luxemburger graphischen Kunstanstalt.

des „Götzenberges" und den Felsen des Florenberges öffnet. Das ungefüge, tiefgekerbte Steinhaupt des Armersberges spiegelt sich in dem riedgrasigen „Kindelsweiher" unterm Wasgenstein. Den Hintergrund schließt die den Wasgenstein hoch überragende waldfrische Gruppe des Maimont".*).

*) Auf der Kuppe des Maimont, im 15. Jahrhundert „Meygelmunt" genannt, der eine alte Kultusstätte gewesen zu sein scheint, befinden sich Spuren uralter Ringwälle von der Art, welche die Franzosen champs celtiques und refuges nennen.

Wir haben in dem Wasgenstein, der augenscheinlich mit dem bereits im Jahre 788 bei Zeuss, Traditiones Wizenburgenses, 1842, I. Nr. 197 genannten Wassenstein identisch ist, eine jener Waldburgen vor uns, welche, wie der benachbarte Blumenstein, die Kleinarnsburg, der Lützelhart u. a., schon in uralter Zeit als Zufluchtsorte in Zeiten der Not und Gefahr, sowie als Kultusstätten dienten und gelegentlich, wie dies auch unser Epos andeutet, verwegenen Raubgesellen ein willkommenes Versteck boten. Später, nach dem Vertrage von Verdun, wurden diese Wasgauburgen von dem Reichskanzler Ludwigs des Deutschen, Grimald,

Der Wasgenstein von Osten.

Nach einer Photographie von J. Magnus in Darmstadt.

in starke Vesten umgewandelt, bestimmt, die neu gewonnene Grenze des Ostreiches gegen die begehrlichen Nachbarn zu schützen.

Im 13. Jahrhundert finden wir den Wasgenstein im Besitze einer adligen Familie, die sich nach ihm benannt hat, und zwar wissen wir, daß um 1250 Jutta von Wasichenstein einen Wolfram von Fleckenstein heiratete, und im Jahre 1272 werden ein Semannus und ein Fridericus de Wasichenstein, Söhne des Ritters Engelhard von Hagenowe, urkundlich erwähnt. Das Geschlecht teilte sich in zwei Zweige, welche die auf dem Doppelfelsen errichteten beiden Burgen einträchtig bewohnten und sich

über ihre Rechte an dem Familienbesitze in einer Urkunde vom Jahre 1299 auseinandersetzten. Im 15. Jahrhundert erlosch die Familie. „Conradus von Wassenstein Ritter starb Nonas Septembris 1458; ligt zu Sturtzelbronn begraben" — meldet Hertzogs Edelsasser Chronik, 1592, Buch 6, S. 216.

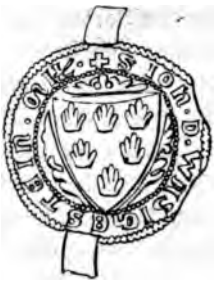
Schon vor dem Aussterben der Wasgensteiner hatte die Burg sehr verschiedene Besitzer und Bewohner; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die den Wasgensteinern verwandten Herren von Hohenburg und die Dynasten von Fleckenstein, welche dieselbe entweder ganz oder teilweise anderen Familien zu Lehen gaben. Nach mancherlei Wechselfällen verkauften i. J. 1711 die Fleckensteiner die Burg nebst dem dazugehörigen Dorfe Nieder-Steinbach an die Grafen von Hanau-Lichtenberg. In den Stürmen der französischen Revolution teilten die Burgen auf dem Wasgenstein mit manchem anderen stolzen Herrensitze das Schicksal der Zerstörung, und seitdem liegen sie in Trümmern, welche durch die Fürsorge der Gesellschaft für Erhaltung der elsässischen Altertümer wieder zugänglich gemacht worden sind. Auch die reichsländische Regierung hat neuerdings ihr Interesse an der ehrwürdigen Stätte bethätigt und auf ihre Kosten Ausgrabungen daselbst veranstalten lassen.

Die Wasgensteiner haben aber nicht nur Walthers Felsenburg sich zum dauernden Sitze erkoren und in ihrem Namen eine Erinnerung an den streitbaren Helden aufbewahrt; auch ihre Wappenbilder gemahnen an die alte Heldensage. Wenn wir in dem streitenden Leuen der älteren Siegel*) wegen der Häufigkeit dieses Wappenbildes den lewen von lasûre auch nicht erblicken wollten, den nach dem Rosengartenliede D V. 1500 Walther in seinem Schilde führte, so sind doch jene sechs abgehauenen Hände im roten Felde, welche die eine Linie der Wasgensteiner sich zum Schildzeichen erkor,**) und die u. a. auf dem einer Urkunde vom Jahre 1337 angehängten Siegel zu sehen sind, ein unverkennbarer Hin-

*) Z. B. des Siegels Fritzemans von Waschenstein (vergl. S. 217) an einer Urkunde vom 27. Januar 1299, die sich im Original im Archive zu Darmstadt befindet. Hinter dem aufrecht stehenden Löwen ist der Schild durch einen schmalen Schrägbalken von der Rechten zur Linken geteilt; die Tinkturen des Wappens sind nicht bekannt.

**) Hertzog, Edelsasser Chronik, B. 6, S. 216: „Die von Wassenstein haben geführt sechs weisse hende inn rothem feld, vff dem Helm zwo rother hende, helmdeck roth vnd weiß".

Fritzeman von Waſichenſtein,
Canonicus zu Surburg,
1299.



Johann von Waſichenſtein
1337.

Wappen der Waſſenſteiner
nach Hertzogs Chronik
1592.

weis auf jene Kampfscene, in der Walthers gefürchtete tapfere Rechte, durch Hagens Schwerthieb vom Arme getrennt, auf den vom Blute gerötеten Plan fiel.*)

Die Stätte, wo unser Epos seinen Helden nach vierzigtägiger Flucht rasten und streiten läßt, ist also mit ziemlicher Sicherheit festgestellt; es scheint aber neuerdings auch jene Örtlichkeit nachgewiesen zu sein, wo am andern Tage Walther den Kampf mit Gunther und Hagen von der zweiten bis zur neunten Stunde auszufechten hatte.

Wenn Walther nach seinem Aufbruche vom Wasgensteine seinen Weg nach der westlich gelegenen aquitanischen Heimat fortsetzen wollte, so mußte er, um zunächst den Wasgau zu überschreiten, naturgemäß zuerst nach Süden den beim jetzigen Dorfe Ober-Steinbach mündenden Bach entlang ziehen und sodann, sich nach rechts wendend, den Paß verfolgen, in dem heute die Heerstraße von Weißenburg über Nieder- und Ober-Steinbach und die ehemalige Abtei Stürzelbronn nach der alten Felsenfestung Bitsch führt. Ungefähr eine römische Meile, 1000 Doppelschritte (mille fere passus), war das Paar nach des Dichters Angabe V. 1208 geritten, als Walther von den aus dem Hinterhalte hervorbrechenden beiden Feinden gezwungen wurde, den Kampf zu erneuern. Es war dies (V. 1285) um die zweite Tagesstunde nach römisch-kirchlicher Rechnung, also um 8 Uhr morgens, und es ist sehr auffallend, daß Walther, der doch zur Sommerzeit in aller Frühe aufgebrochen war, um diese Stunde sich noch nicht weiter von der Felsenschlucht entfernt hatte. Becker macht nun aber in dem angeführten Aufsatze darauf aufmerksam, daß hier wie auch sonst, besonders bei den Oberdeutschen, das römische Wegemaß die Stelle der altdeutschen Rast**) vertritt und

*) Für eine ähnliche Erinnerung an die Heldensage, und zwar als eine Anspielung auf den kühnen Fiedler Volker wird die von den Truchsessen von Alzei im Schilde geführte Geige gehalten, welche schon auf Siegeln aus dem Jahre 1262 vorkommt und auch heute noch in dem Wappen der Stadt zu sehen ist. Nach Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 359, ist jedoch das Wappen nicht aus der Sage entnommen, sondern älter als diese, der Fiedler Volker aber eine Schöpfung der rheinischen Spielmannspoesie des elften oder zwölften Jahrhunderts und vielleicht zu Ehren der Herren von Alzei in der Nähe von Worms erdichtet.

**) Schon Ulphilas übersetzt Matth. 3, 41 das römisch-griechische *μίλιον* mit rasta. Nach einer fränkischen Urkunde vom Jahre 675 sind 3 rastas gleich 6 leuwas. Aus dem keltischen lewa, leuga oder leuca ist das französische lieu = $^3/_5$ deutsche oder geographische Meile entstanden. Strecker (Probleme S. 636)

eine sog. „halbe Rast", entsprechend der heutigen schwedischen Landmeile, einer Strecke von etwa drei Wegstunden gleich kommt. In ungefähr derselben Entfernung vom Wasgenstein, eine Stunde westlich von Stürzelbronn, befindet sich auf der „Wasichenfirst", der Wasserscheide des Wasgaus, ein waldiges, teils sandiges, teils mooriges Plateau und an der über dasselbe führenden Straße ein kleiner Weiler, Herzogshand, französisch La main du prince genannt. Erinnert schon dieser Name an die Rechte, welche Walther einbüßte, so scheint noch deutlicher ein sichtbares Zeichen, eine in den Felsen neben der Landstraße eingehauene Menschenhand, an den Ausgang jenes vielbesungenen Kampfes zu mahnen. Es liegt allerdings nahe, diese vertiefte (neuerdings leider fortgesprengte) Skulptur als das Wappenzeichen derer von Wasgenstein, als eine alte Grenzmarke anzusprechen, doch dürfte die sich an das alte Steinbild knüpfende Sage, daß hier zwei entzweite, auf Wineck und Schöneck hausende Brüder um eine schöne Jungfrau gekämpft und der eine derselben dabei seine Hand verloren hätte,*) die Annahme rechtfertigen, daß wir es hier mit einer Erinnerung an das einst in brüderlicher Liebe vereinte und dann in bitterem Hader entzweite Freundespaar und die Jungfrau Hildegunde vor uns haben.

Fast tausend Jahre sind verflossen, seit der Mönch Ekkehard in seiner Zelle die alte Märe von Walther und Hildegunde in lateinische Verse goß, und heute noch können wir dank der genauen Angabe des

---

will die Erklärung mille passus = Rast nicht gelten lassen. Aber Gunther und Hagen wären sehr unvorsichtig gewesen, wenn sie sich nur etwa 1000 Doppelschritte weit vom Wasgensteine in den Hinterhalt gelegt hätten, denn auf eine so geringe Entfernung hätte der lauschende Walther (V. 1200 fg.) in der Stille der Nacht gewiß das Wiehern und Stampfen der Rosse hören können. Daß der gegebene Zeitpunkt zum Angriff gewesen wäre, als Walther etwa eine halbe Stunde von seinem Nachtquartiere aus dem Obersteinbachthale auf die große Heerstraße einbog, kann ich nicht finden. Nach der Karte (Karte des Deutschen Reichs Nr. 571, Pirmasens) zu urteilen, war hier kein offenes Feld (vergl. V. 1119 fg.), so daß der bedrohte Walther leicht in den nahen Wald hätte einbiegen können; eine zum Überfall geeignete Örtlichkeit, wie Hagen sie wünschte, fand sich auf der von Walther eingeschlagenen Marschroute aber auf der „Wasichenfirst". Natürlich sind die beiden Verfolger nicht erst einige Stunden hinter Walther hergeritten, ehe sie ihn angriffen, sondern sie hatten sich in der Nähe der bezeichneten Örtlichkeit versteckt, ehe das flüchtige Paar dort anlangte.

*) Die Sage ist abgedruckt in der „Alsatia", 1858—1861, S. 274; vergl. auch Hertz, Deutsche Sage in Elsaß, 1872, S. 108.

Dichters zu jener Stätte wallfahren, die der Duft uralter Sage umwebt; fürwahr, eine merkwürdige Thatsache, umsomehr als uns in den übrigen Epen aus dem Kreise unserer nationalen Heldensage ähnliche bestimmte Hinweise auf Schauplätze bedeutungsvoller Ereignisse nicht erhalten sind.*)

Es ist möglich, daß der Dichter bestimmte Ortsangaben bereits in einer von ihm benutzten einheimischen Quelle vorfand, aber auch nicht unwahrscheinlich, daß von Weißenburg, in dessen Nähe ja der Wasgenstein liegt, ein Bericht über die dort lokalisierte Sage nach St. Gallen gekommen ist.. Denn beide Stifter standen in enger Beziehung zu einander; war doch der bereits erwähnte Kanzler Grimald Abt von Weißenburg und St. Gallen, und Otfried, der bekannte Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie, ein Freund der in St. Gallen lebenden Mönche Hartmuat und Werinbert, wie aus einem an diese gerichteten Widmungsschreiben des Dichters hervorgeht. Da Grimald der Bibliothek von St. Gallen zahlreiche Bücher stiftete, ist es denkbar, daß eine Abschrift eines Walthariliedes oder einer prosaischen Aufzeichnung der Sage mit Bemerkungen des landeskundigen Urkundenschreibers Otfried von Weißenburg nach St. Gallen und so zur Kenntnis Ekkehards gelangte.

Es liegt auch die Annahme nahe, der Dichter selbst habe den Wasgenwald besucht und die von ihm beschriebene Felsenburg in Augenschein genommen;**) allein schon Scherer hat darauf aufmerksam ge-

---

*) Ich erinnere hierbei an eine Stelle in dem „Wanderbuche" des Grafen Helmut von Moltke: „Die Begebenheiten erteilen den Orten ihre Weihe. Daher der Zauber, der im bloßen Namen liegt. Der verödete Hügel von Bunar-Baschi und das kahle Sandufer von Kumkaleh würde den Blick des Besuchers nicht lange fesseln, wüßte er nicht, daß dort Pergamos seine Zinnen erhob, hier die Schiffe der Achäer auf den Sand gezogen lagen. Selbst dann, wenn die Forschung eine Überlieferung nur noch als Fabel bestehen läßt, bezieht sich diese doch meist auf eine ganz bestimmte Örtlichkeit, welche der ursprüngliche Erzähler im Auge hatte. Ob je die Griechen Ilios bestürmten, mag ungewiß sein; aber unzweifelhaft ist, daß Homer die Gegend östlich der Dardanellenmündung ganz genau kannte. Romulus selbst und Herakles mögen immerhin bloße Mythen sein, aber was von ihnen gedichtet wurde, ist wirklich, soweit es sich auf den Schauplatz ihrer Thaten bezieht. Eine Erzählung kann geschichtlich unwahr und örtlich vollkommen genau sein".

**) Ekkehard IV., dessen Bruder Immo Abt des elsässischen Klosters Münster im Gregorienthale war, kannte die Vogesen aus eigener Anschauung; vergl. Casus S. G. Kap. 78.

macht,*) daß Ekkehard in diesem Falle wohl nicht geschildert haben würde, wie die Franken Walther zu Pferde angreifen. Auch ich habe, ohne das Terrain zu kennen, den Eindruck gehabt, als ob sich die Einzelkämpfe nicht in der von Ekkehard geschilderten Weise am Wasgensteine hätten abspielen können, und ich finde meine Ansicht durch die von Strecker an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen bestätigt. Der genannte Forscher sagt (Probleme S. 638): „Der Platz, auf dem der Besucher steht, und auf dem Walther gefochten haben soll, ist gut einen Quadratmeter groß; einige unvorsichtige Schritte vorwärts oder rückwärts, und man stürzt rettungslos in den Abgrund. Dieser enge Raum soll aber nicht nur für Walther und die verschiedenen Manöver, die er ausführt, Platz gewährt haben; hier mußte auch Hildegunde sitzen, hier sollten der „Löwe" und sechs Beutepferde untergebracht werden und fette Weide finden. Diese Schlucht von vorn anzugreifen, ist unmöglich; zu Fuß klimmt man mühsam unter Zuhilfenahme der Hände hinauf, geschweige denn, daß ein Reiter dort hinansprengen könnte. Nur von der Seite, auf schmalem Fußsteig kann man der Stelle sich nahen; wer den dort stehenden Walther mit Pfeil oder Lanze angreifen wollte, hätte die Kunst verstehen müssen, um die Ecke zu schießen".

Nun könnte man allerdings einwenden, daß infolge der Anlage und Zerstörung der beiden auf den Felsgipfeln erbauten Burgen die nähere Umgebung des Wasgensteins Veränderungen unterworfen sei, und auch Ch. Schweitzer**) vermutet, daß der untere, von Walther und Hildegunde aufgesuchte Teil des Spaltes heute durch einen aus Fels- und Mauertrümmern gebildeten Hügel verschüttet sei. Allein auch mit dieser Annahme kommen wir nicht aus, denn Hildegunde konnte nach V. 504 und 532 vom Eingange der Höhle aus Umschau halten und schon in der Ferne die verfolgenden Feinde erblicken. Der Platz vor dem Spalte gewährt aber gar keine Aussicht, und „selbst wenn der ganze Fels nicht tief im Walde läge, würde die dort sitzende Hildegunde die heransprengenden Reiter nicht haben sehen können; nicht einmal vom Gipfel des südlichen Steines kann man die Landschaft überschauen. Wie ein dort einhersprengender Reitertrupp die Flüchtlinge in der Schlucht entdecken sollte, ist ganz unerfindlich".

*) Der Wasgenstein in der Sage, Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vogesenklubs, abgedruckt in den Mitteilungen aus dem Vogesenklub, Nr. 2 vom 1. April 1874, Straßburg.

**) De poemate latino Walthario, Paris 1889, S. 36.

Wenn also der Dichter zwar die Felsen mit der von ihnen gebildeten Höhle richtig beschreibt, die von ihm angegebene Lage aber und der Verlauf der Kämpfe vor dem Spalt den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, so müssen wir annehmen, Ekkehard habe entweder sich die dichterische Freiheit genommen, die wirkliche Örtlichkeit seinen Zwecken anzupassen, oder er habe, was wahrscheinlicher und auch aus seiner falschen Vorstellung von der Entfernung des Wasgensteins von Worms zu schließen ist, den Schauplatz der Sage persönlich nicht kennen gelernt.

Ein Gastmahl am Hofe Attilas.

Aus dem Berichte des griechischen Rhetors Priscus, welcher im Jahre 448 mit einer oströmischen Gesandtschaft an den Hof des Hunnenkönigs kam. Griechischer Text bei Niebuhr, Corpus scriptt. hist. Byzant. 1829, I, S. 202 fg., und Althof, Waltharii Poesis, I, S. 177 fg.

— „Als wir*) in das Zelt zurückgekehrt waren, kam der Vater des Oreſtes**) und ſagte, daß Attila uns beide zum Mahle einlade, und zwar werde es um die neunte Stunde des Tages ſtattfinden. Wir beobachteten die feſtgeſetzte Zeit, und zum Mahle gerufen, kamen wir und auch die Geſandten der Weſtrömer und ſtanden auf der Schwelle Attila gegenüber. Die Weinſchenken reichten uns nach der Landesſitte einen Becher, damit auch wir vor dem Niederlaſſen einen Glückwunſch ausbringen möchten. Als wir dies gethan und aus dem Becher gekoſtet hatten, gingen wir zu den Seſſeln, auf denen man beim Gaſtmahle ſitzen ſollte. Alle Stühle ſtanden längs den Wänden des Gemaches an zwei gegenüberliegenden Seiten. In der Mitte aber ſaß auf einem Tafelbette Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett ausgebreitet, von welchem einige Stufen nach ſeinem Nachtlager führten, welches zum Schmuck mit feinen Linnen und bunten Vorhängen verhüllt war, ähnlich den Lagern, welche die Hellenen und Römer den Brautleuten herrichten. Für die vornehmſte Platzreihe der Tafelgenoſſen hielten ſie die Seite rechts von Attila, für die zweite die linke, wo wir waren und Berichos, ein Mann aus edlem ſcythiſchen Geſchlechte, der jedoch über uns ſaß. Denn Onegis***) ſaß auf einem Seſſel an der rechten Seite des königlichen Bettes, und dem Onegis gegenüber ſaßen auf

*) Priscus und der byzantiniſche Geſandte Maximinus, auf deſſen Bitten der Erſtgenannte an der Reiſe teilgenommen hatte.

**) Ein Römer aus dem den Hunnen unterworfenen Päonien, welcher den Geſandten Attilas an den Kaiſerhof nach Byzanz begleitet hatte.

***) Ein vornehmer Mann und Vertrauter Attilas.

einem Sessel zwei von den Söhnen Attilas. Der älteste aber saß auf dem Bette des Königs, nicht nahe bei ihm, sondern an dem Ende und sah aus Ehrfurcht vor dem Vater zu Boden. Als alle der Ordnung gemäß Platz genommen hatten, kam der Weinschenk und überreichte Attila ein hölzernes Trinkgefäß*) voll Wein. Nachdem dieser es in Empfang genommen hatte, grüßte er den ersten im Range. Wer aber durch den Gruß geehrt wurde, erhob sich und durfte sich nicht eher setzen, als bis er entweder gekostet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem Attila aber, welcher sitzen blieb, bezeigten die Anwesenden auf dieselbe Weise ihre Ehrfurcht, indem sie die Becher nahmen und nach einem Heilwunsche daraus tranken. Bei einem jeden war aber ein besonderer Schenk, welcher der Reihe gemäß eintreten mußte, wenn Attilas Schenk hinausging. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden waren, bewillkommte Attila auch uns nach der Ordnung der Sitze. Als nun alle durch diesen Gruß geehrt worden, gingen die Schenken hinaus, und es wurden Tische neben den des Attila gestellt für drei oder vier oder auch mehr Männer, von denen jeder sich von dem auf den Tisch Gesetzten nehmen konnte, ohne aus der Reihe der Sessel herauszutreten. Und zuerst trat herein der Diener Attilas, eine Platte mit Fleisch tragend, und diejenigen, welche alle bedienten, setzten nach ihm Brot und Zukost auf die Tische. Aber für die übrigen Barbaren und für uns waren üppige Gerichte zubereitet, die auf silbernen Tellern lagen; für Attila aber stand auf einer hölzernen Platte nichts als Fleisch. Einfach zeigte er sich auch in allem anderen, denn den am Schmause teilnehmenden Männern wurden goldene und silberne Becher gegeben, sein Trinkgefäß aber war aus Holz. Schlicht war auch seine Kleidung, welche keine andere Sorgfalt zeigte, als daß sie sauber war. Auch waren weder sein umgegürtetes Schwert noch die Bänder seiner Barbarenschuhe noch das Zaumzeug seines Rosses wie bei den anderen Scythen mit Gold oder Steinen oder irgend einer Kostbarkeit geschmückt. Als die auf den ersten Schüsseln aufgetragenen Speisen verzehrt waren, standen wir alle auf, und nicht eher kam der Stehende wieder auf seinen Sessel, als bis jeder nach der früheren Reihenfolge den ihm kredenzten vollen Becher Weines ausgetrunken und dem Attila Heil gewünscht hatte.

*) *Κισσύβιον*, ein Becher aus Epheuholz, wie ihn die Landleute brauchten, z. B. der „göttliche Sauhirt" Eumäus bei Homer Od. 14, 78 und 16, 52.

Als dieser auf solche Weise geehrt worden war, setzten wir uns, und es wurde die zweite Platte, welche andere Gerichte hatte, auf jeden Tisch gesetzt. Als auch von dieser alle genommen hatten, standen wir auf dieselbe Weise auf, tranken wiederum aus und setzten uns. Als der Abend herankam, wurden Fackeln angezündet, und zwei Barbaren, welche Attila gegenüber traten, trugen von ihnen verfaßte Gesänge vor, die seine Siege und kriegerischen Tugenden priesen. Auf die Sänger blickten die Tafelgenossen, und die einen freuten sich über die Gedichte, die anderen wurden begeistert, indem sie sich der Kriege erinnerten, andere aber, denen der Leib durch das Alter schwach geworden und deren Mut zur Ruhe gezwungen war, brachen in Thränen aus. Nach dem Vortrage der Gesänge kam ein scythischer Narr herein, der wunderliches, seltsames und unsinniges Zeug vorbrachte und bei allen Gelächter erregte. Nach ihm trat der Mauruſier*) Zerkon ein. Ediko**) hatte ihn nämlich beredet, vor Attila zu erscheinen, um durch seine (Edikos) Bemühung die Gattin wiederzuerhalten, welche er im Barbarenlande genommen hatte, da er bei Bleda***) gut angeschrieben war; er hatte sie aber im Scythenlande zurückgelassen, als er von Attila als Geschenk an Aëtius†) geschickt wurde. Aber in dieser Hoffnung wurde er getäuscht, weil Attila darüber zürnte, daß er in sein Land zurückgekehrt war. Er kam also bei der günstigen Gelegenheit des Gastmahles, und durch Aussehen, Kleidung, Stimme und zusammengestammelte Reden, in denen er die lateinische, hunnische und gotische Sprache vermengte, erheiterte er alle und bewirkte, daß sie in unauslöschliches Gelächter ausbrachen, außer Attila. Denn dieser blieb unerschütterlich und sein Antlitz unbewegt, und er zeigte weder in Worten noch im Thun etwas, was Heiterkeit verriet, außer daß er den jüngsten seiner Söhne, Namens Ernas (Irnach), als dieser eintrat und zu ihm kam, in die Wange kniff und mit freundlichen Augen anblickte. Als ich mich wunderte, daß

---

*) Mauritanier.

**) Ediko, ein großer Kriegsheld, Anführer der germanischen Skiren, von Priscus unrichtig als Scythe bezeichnet, war als Gesandter Attilas vorher in Byzanz gewesen.

***) Im Nibelungenliede Blödel, Bruder Attilas und sein Mitregent, bis er um 445 von ihm ermordet wurde.

†) Der berühmte Feldherr des weströmischen Reiches und Besieger Attilas hatte sich einst als Geisel und später als Flüchtling eine Zeitlang bei den Hunnen aufgehalten.

er die anderen Kinder wenig achte und allein auf dieſes ſeine Aufmerkſamkeit richte, da ſagte der neben mir ſitzende Barbar, welcher der lateiniſchen Sprache mächtig war, nachdem er zuvor geſagt hatte, ich möge nichts von dem, was er mir mitteilen wolle, weiter erzählen, die Wahrſager hätten Attila verkündet, daß ſein Geſchlecht herunterkommen, aber durch jenen Sohn wieder in die Höhe gebracht werden würde. Als ſie aber das Gelage in die Nacht hinein zogen, gingen wir fort, da wir an dem Trinken nicht länger mehr teilnehmen wollten. — — —

Unterdeſſen lud auch Reka, die Gemahlin Attilas, uns zum Mahle ein in das Haus des Adames, der ihre Geſchäfte beſorgte, und als wir zugleich mit einigen Vornehmen aus dem Volke zu ihm kamen, fanden wir freundliche Aufnahme. Denn er empfing uns mit liebreichen Worten und prächtig zugerüſtetem Mahle, und ein jeder von den Anweſenden erhob ſich und reichte uns mit ſcythiſcher Höflichkeit einen gefüllten Becher, und wenn man ihn ausgetrunken hatte, ſo umhalſte und küßte er einen und nahm ihn wieder an ſich. Nach dem Mahle gingen wir in das Zelt und legten uns ſchlafen. Am folgenden Tage lud uns Attila wiederum zur Tafel, und als wir in der früheren Weiſe bei ihm eingetreten waren, wandten wir uns den Tafelgenüſſen zu. Es traf ſich aber, daß auf dem Tafelbette zugleich mit ihm ſelbſt nicht der älteſte der Söhne, ſondern Oëbarſios, der Bruder ſeines Vaters, ſaß. Während des ganzen Mahles redete er freundlich mit uns und befahl uns, dem Baſileus zu melden, u. ſ. w. — — Nach Anbruch der Nacht entfernten wir uns von dem Mahle. — —“

Druck von G. Kreyſing in Leipzig.

Von demselben Verfasser sind früher u. a. erschienen:

Grammatik
altsächsischer Eigennamen
in westfälischen Urkunden des 9—11. Jahrhunderts.
Paderborn, F. Schöningh, 1879.

Angilberts Leben und Dichtungen.
Hann. Münden, H. Augustin, 1888.

Das Leben Karls des Großen
von Einhard, übersetzt und erläutert.
Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 723. Halle 1893.

Das Waltharilied,
ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert,
im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert.
„Sammlung Göschen" Nr. 46. 2. Auflage. Leipzig 1900.

Waltharii Poesis,
das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen,
nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert.
I. Teil. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

Das Lippiflorium,
ein westfälisches Heldengedicht aus dem 13. Jahrhundert,
lateinisch und deutsch nebst Erläuterungen.
Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1900.

In dem nämlichen Verlage erscheint demnächst:

Dat Lippeflorer,
eine mittelniederdeutsche Umdichtung des lateinischen Lippifloriums
aus dem Jahre 1487,
zum erstenmal herausgegeben
von
Hermann Althof.

In demselben Verlage ist erschienen:

Waltharii Poesis.

Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen

nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert von **Hermann Althof.**

VIII u. 184 S. gr. 8°. I. Teil. Preis Mark 4,80.

Da nach dem Urteile berufener Kritiker auch in den neueren Ausgaben des lateinischen Walthariliedes von **R. Peiper, J. V. Scheffel** und **A. Holder** die berühmte Jugenddichtung Ekkehards nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt geboten wird, war eine neue kritische Ausgabe des Epos ein Bedürfnis, dem die Arbeit Althofs Rechnung tragen will.

Der erste Teil derselben enthält den vom Herausgeber bereits seiner metrischen Übersetzung der Dichtung („Sammlung Göschen" Nr. 46) zu Grunde gelegten Text, welcher sich auf die sog. Geraldushandschriften, in erster Linie auf den Brüsseler Codex stützt, über dessen Wert heute kaum noch ein Zweifel obwalten kann. In der Einleitung S. 1—63 werden die Walthersage und die wichtigsten mythischen und historischen Deutungsversuche derselben, sowie die an die Autorschaft des Epos sich knüpfenden Fragen besprochen. Die folgenden §§ behandeln die Überlieferung des Textes und das Verhältnis der Handschriften, die Sprache und den Charakter des Waltharius und bieten einen Wegweiser durch die umfangreiche einschlägige Litteratur. Das Verzeichnis der Lesarten hinter dem Texte S. 105—128 enthält alles für die Textkritik nötige Material und berücksichtigt zum ersten Male auch die neuentdeckten Innsbrucker Fragmente. Das beigefügte Wort- und Sachregister S. 129—176 verzeichnet den gesamten Wortschatz des Waltharius; in der Beilage findet man die Schilderung eines Gastmahles am Hofe Attilas aus dem Berichte des Priscus, ein Gegenstück zu Ekkehards Darstellung V. 287 ff.

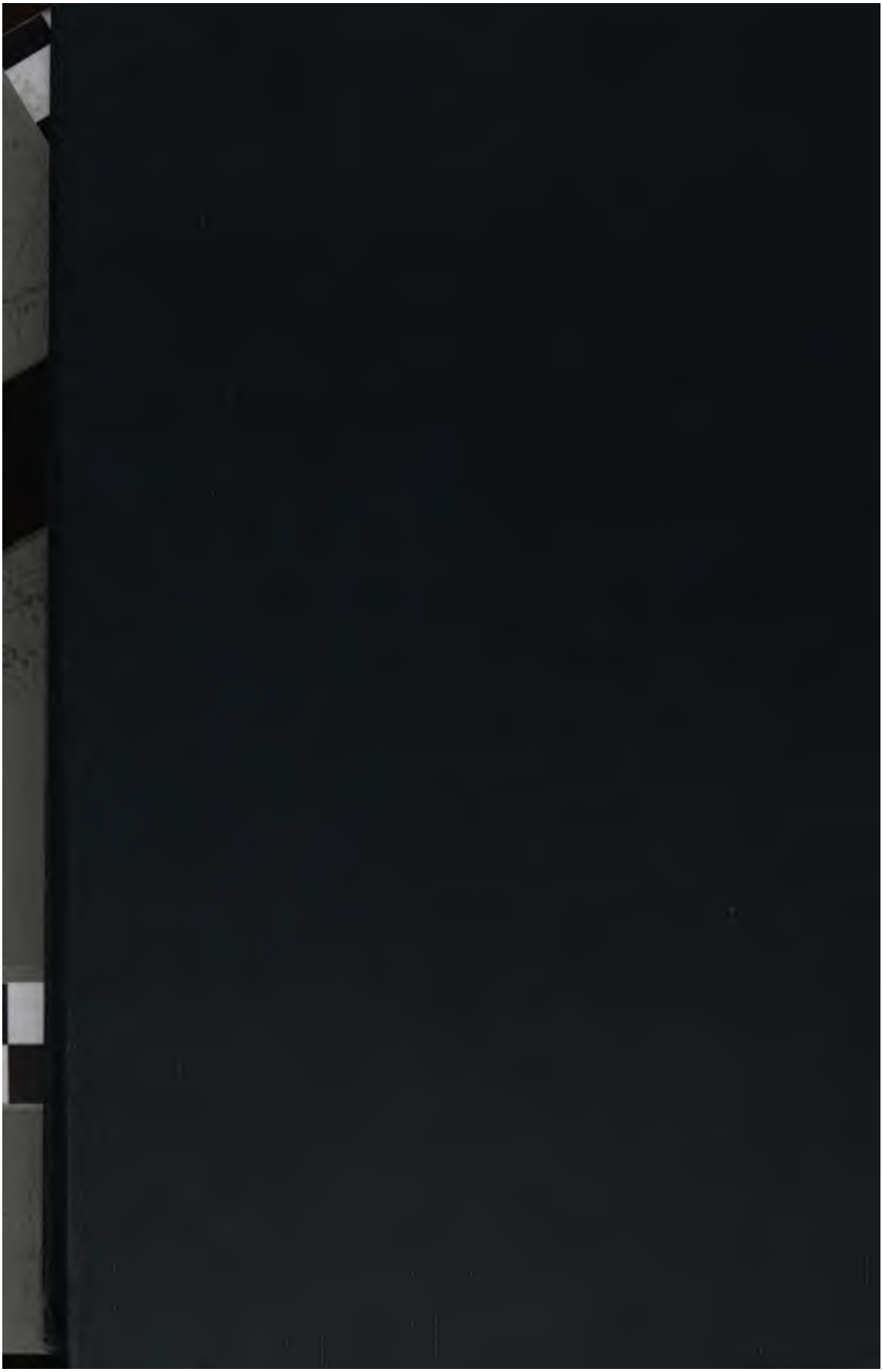
In dem später erscheinenden zweiten Teile hat sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, die herrliche Dichtung, wie dies mit den mittelhochdeutschen Epen längst geschehen ist, auch einem weiteren Kreise wissenschaftlich Gebildeter, insbesondere den Studierenden, zugänglich zu machen. Dieser Teil wird zunächst sprachliche Erläuterungen und Texterklärungen bringen unter Heranziehung zahlreicher altdeutscher Glossen, besonders solcher aus St. Galler Handschriften, und unter steter Berücksichtigung der hauptsächlichsten Deutungsversuche. Ferner wird derselbe die Anklänge an die verschiedenen von Ekkehard benutzten römischen Autoren und Parallelstellen aus mittelalterlichen lateinischen und deutschen Denkmälern verzeichnen, sowie die bei der Lektüre des Waltharius in Betracht kommenden deutschen Altertümer in ausreichender Weise behandeln.

275437

831.19 .E36aL C.1
Das Waltharilied AFD5519
Stanford University Libraries
3 6105 044 973 944

DEC 9 1975

JUL 24 1980

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.